1

0

Sklavenleben

der

Französischen Arbeiterinnen.

Ein socialer Roman

von

C. Homburg.

Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.
1873.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Erste Abtheilung.

I.

Am 25. Januar 1844 spielte in einer Strohhütte zu Monestier, einem der ärmsten Dörfer des unfruchtbaren und gebirgigen Ardèche-Departements ein herzzerreißendes häusliches Drama.

Es fing bereits an, dunkel zu werden; der Wind pfiff mit Heftigkeit durch die Kastanienwälder und erschütterte die alte, baufällige Hütte. Der Schnee fiel in dichten Flocken herab und beschleunigte den Eintritt der Nacht.

Das einzige Zimmer der Hütte diente der Familie, welche sie bewohnte, als Küche, Schlafstelle, Keller, Speicher und Stall. Der ganze Reichthum dieser Unglücklichen bestand in einer abgemagerten Ziege, welche in einer Ecke lag.

Ein spärliches Feuer aus dürrem Holze, welches man am vorhergehenden Tage im Walde aufgelesen hatte, warf einen röthlichen Schein umher.

Die Fensterscheiben zitterten in ihren verwitterten Rahmen und ließen dem Winde freien Spielraum. Zwei derselben waren überdieß zerbrochen und die dadurch entstandenen Lücken mit Lumpen verstopft.

Dieser Raum, dessen Dürftigkeit und abschreckendes Aussehen sich kaum schildern läßt, war von Jakob Bordier, seiner Frau und seinen fünf Kindern bewohnt, fünf Mädchen, wovon das älteste kaum neun Jahre zählte.

Diese Kinder boten einen gar traurigen Anblick dar; wo

unter besseren Verhältnissen den Eintretenden fröhliches Spiel, rosige Wangen und leuchtende Kinderaugen empfangen hätten, sah er hier am Orte des Elends nur schmutzige Wesen mit wirrem Haar und bleichen Gesichtern sich auf dem Boden hin und her bewegen.

Jakob Bordier saß, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, nachdenkend da. Sein energisches und fast wildes Gesicht drückte Bitterkeit und zugleich Niedergeschlagenheit aus.

Vor ihm stand eine Flasche. Zu verschiedenen Malen füllte er sein Glas und trank einen Schluck Genièvre *).

Seine Frau, auf einem elenden Bette liegend, ließ ein fortgesetztes klägliches Wimmern hören, das von Zeit zu Zeit, wenn sie die Wehen gar zu heftig überkamen, durch einen herzzerreißenden Schrei unterbrochen wurde.

Eine Nachbarin versah den Dienst der Krankenwärterin, sie trippelte in der trüben Stube umher, unterhielt das Feuer und pflegte die Kranke.

Plötzlich sagte eines der Kinder:

„Ich habe Hunger."

Und allsogleich stimmten auch die Andern ein:

„Wir haben Hunger!"

Die Alte öffnete eine Art von Truhe, nahm ein Stück Schwarzbrod heraus und vertheilte es unter die fünf Kinder.

Als die kleine Marie, die Aelteste unter den Geschwistern, sah, daß die Portionen so gar klein ausfielen, wollte sie ihr Stückchen nicht nehmen, um es ihren Geschwistern zukommen zu lassen. Sie setzte sich hierauf an das Feuer und sah traurig in dasselbe hinein, warf auch mitunter einen verstohlenen Blick auf die essenden Schwestern.

Jakob Bordier wandte sein Gesicht ab, um den Hunger seiner Kinder nicht zu sehen.

Die Nachbarin, welche den Zustand der Kranken geprüft hatte, sagte zu Marie:

*) Ein Getränk, das in den Gebirgsgegenden aus Wachholder gemacht wird.

„Eile dich, meine Tochter, die Kinder zur Ruhe zu bringen.“

Für die fünf Mädchen zusammen war nur ein einziges Bett vorhanden, bestehend aus einem hölzernen Gestell und einem Strohsack, der mit Lumpen überdeckt war.

Marie legte die drei größeren Mädchen unten an das Fußende des sogenannten Bettes, sie aber streckte sich von oben herab aus, indem sie das Köpfchen ihres jüngsten Schwesterchens an ihre Seite legte.

Die Kinder schliefen bald ein, Marie ausgenommen, welche, so oft ihre Mutter einen neuen Schmerzensschrei ausstieß, erschrocken und neugierig ihren Kopf empor richtete und thränenden Auges auf sie hinüber blickte.

„Wenn es abermals ein Mädchen ist,“ sagte Jakob mit dumpfer Stimme, „dann suche ich morgenden Tages das Weite.“

„Das werdet Ihr nicht thun,“ erwiderte Mutter Michu, die Nachbarin. „Der gute Gott wird euch nicht verlassen.“

Jakob zuckte die Achseln.

„Der gute Gott!“

„Ich habe Fräulein Borel von Ihrer unglücklichen Lage in Kenntniß setzen lassen. Sie wird Ihnen gewiß hülfreich beistehen, denn die Borel's sind gute Leute.“

„Ja, wenn ich alle Tage in die Messe liefe! Frau Borel ist aber sehr hart gegen Jene, welche die Kirche nicht besuchen; und ich mag die Kopfhängerei und die Verstellung nicht mitmachen.“

„Es mag dies wohl bei Frau Borel der Fall sein, aber ihre Schwägerin, Fräulein Bathilde, ist keineswegs eine Frömmlerin und mit ihr habe ich reden lassen. Sie kommt gewiß, Sie werden es sehen.“

„Gleichviel! Es ist stets nur ein Almosen, eine Demüthigung, die sie uns geben kann ... und doch besitze ich Muth und zwei tüchtige Arme zur Arbeit. Seit zwanzig Tagen aber beraubt uns der Schnee des täglichen Brodes! Und dazu fünf Mädchen zu ernähren! Wenn das so fortgeht, muß man es bald wie die

Andern machen und auf dem Bettel herumziehen. O! betteln müssen!" *)

Er verbarg seinen Kopf in den Händen.

Die Kranke hörte eine Weile starren Blickes ihrem Manne zu. Die körperlichen Schmerzen und die innere Verzweiflung schienen ihr Gesicht versteinert zu haben.

Die Schmerzen wurden aber bald wieder heftiger, man hörte es an der immer schriller werdenden Stimme.

Endlich zeigte ein verdoppelter Mark und Gebein durchdringender Schrei das Ende der Krisis an.

Das Kind hatte das Licht der Welt erblickt.

„Nun?!" fragte Jakob, indem er sich ängstlich von seinem Stuhle erhob.

„Es ist ein Mädchen", erwiderte mit halblauter Stimme die Nachbarin.

„Noch ein Mädchen!!"

Er ließ sich wie niedergedonnert auf seinen Stuhl zurückfallen. Einen Augenblick nachher aber richtete er sich zornfunkelnden Gesichtes wieder empor, ergriff die Flasche, schwang sie drohend über seinem Kopf, gerade als ob er das neugeborene Kind damit zerschmettern wollte, und zerschellte sie dann auf dem Boden, indem ein Fluch über seine Lippen drang.

Die arme Frau schluchzte.

Das Kind schrie vor Kälte, denn es war zu seinem Empfange auch gar nichts vorbereitet worden.

Marie erhob sich und streckte ihm die Arme entgegen.

„Geben Sie es mir, Mutter Michu, ich werde es erwärmen."

In diesem Augenblick trat Fräulein Borel in Begleitung eines Dieners herein, welcher ein Paket unter seinem Arme trug.

Fräulein Borel mochte etwa ein Alter von zwanzig Jahren haben. Obgleich klein von Gestalt, hatte sie doch große, edle und

---

*) In dem gebirgigen Theile des Ardèche-Departements gibt es Orte, wo fast alle Bewohner während des Winters ihre Wohnungen verlassen, um entweder in den übrigen Gemeinden des Departements oder in der Dauphiné, wo die Temperatur minder streng ist, auf dem Bettel umherzuziehen.

ernste Züge. Ihr tiefes und festes Auge schien anfänglich ein wenig strenge; diese Strenge milderte sich aber durch die Freundlichkeit ihres Lächelns und die Sanftmuth ihrer Stimme.

Bei ihrem Eintritt drehte sich Jakob Bordier der Thüre zu; ein Zucken fuhr über sein Antlitz, er stand wie festgewurzelt.

Mit einem einzigen Blick überschaute Fräulein Borel das ganze Elend. Sie fühlte ihr Herz davon ergriffen, suchte aber schnell das Mitleid zu unterdrücken, das sich nur zu deutlich auf ihrem Gesichte ausprägte. Sie wußte, daß sich stolze Seelen durch das Mitleid verwundet fühlen, sie war der Ansicht, daß der Mensch nicht ausschließlich durch das Elend erniedrigt werde, sondern daß das Almosen vielmehr es sei, welches dem Armen die tiefste Demüthigung verursache. Was ist aber das Mitleiden anderes, als das Almosen des Herzens?

„Ich habe gehört," sagte sie, „daß Françoise früher niederkommen würde, als sie gedacht hatte, und ich bringe hier etwas Leibwäsche für das neugeborene Kind, eine warme Decke, und Wein für die Kranke."

„Ach! Fräulein, wie gütig Sie sind!" seufzte Françoise.

Jakob fuhr mit der Hand an die Augen, sein Gesicht verrieth seine Verlegenheit.

„Sehen Sie, Fräulein," sagte Mutter Michu, nachdem sie das Kind in reine Linnen gewickelt hatte, „was für ein schönes Kind! Und dabei will Jakob verzweifeln!"

„Wie viel Kinder haben Sie denn?" fragte Fräulein Borel, indem sie sich gegen Bordier wendete.

„Ich habe keine Kinder, ich habe nur Mädchen."

Fräulein Borel machte dieser sonderbaren Antwort gegenüber keine Bemerkung; sie schien sogar nicht einmal überrascht zu sein. Der Bauer bringt in der That nur die Kraft in Anschlag. Da er keinen weitern Reichthum besitzt als seine Arme, so bedeutet auch die Geburt eines Sohnes, welcher ihm in seinen Arbeiten helfen kann, eine Zunahme des Wohlstandes für die Zukunft. Die Geburt einer Tochter hingegen bedeutet für ihn nur Aussicht auf vermehrte Armuth.

„Ich habe nun sechs Töchter", begann er auf's Neue mit kaltem Lachen; denn seine frühere Stimmung übermannte ihn wieder. „Sechs Töchter! Und in dieser alten Baracke besteht mein ganzes Vermögen. Den ganzen lieben langen Tag über hackt und schanzt man wie ein Galeerensclave; der bekommt wenigstens seine Nahrung, uns aber fehlt mitunter das Schwarzbrod in dem Schrank. Von Wein ist nie die Rede, noch weniger von einem ordentlichen Essen, höchstens daß wir ein Glas schlechten Genevrette trinken können. Wie das liebe Vieh schlafen wir auf Stroh, unsere Kleidung besteht aus Lumpen. Ich mag schaffen und schwitzen wie ich will, es ist mir nicht möglich, für sieben und nun sogar für acht Personen das Brod zu verdienen. Nebenbei ist die Hauptfrage, wo Arbeit finden? Wenn Schnee, Regen, Krankheit sich der Arbeit hindernd entgegenstellen, was soll am Ende werden? Wäre mir ein Knabe geboren worden, das hätte mir frischen Muth gemacht. Ich würde dann zu mir selbst gesagt haben: Auf! wenn du ihn heute ernährst, wird er dich später ernähren. Was soll ich aber mit den Mädchen anfangen? Soll ich sie etwa nach Lyon oder nach St. Etienne schicken? Ach! man weiß nur zu gut, was dort aus ihnen wird . . . Mit einem Wort . . . entweder Schande oder Elend und sehr oft Beides zusammen, das ist unser Loos. Im gegenwärtigen Augenblick, wenn dieses Wetter noch länger so anhält, muß ich mit meiner Aeltesten, den Bettelsack auf dem Rücken, umherziehen. Ich! der Arbeiter Jakob, ich, der stets sein Brod ehrlich verdiente und den Kopf so hoch getragen, ich soll nun an alle Thüren klopfen müssen, mich mit Verachtung abweisen oder gar einen Faullenzer schelten lassen? Und doch muß es geschehen! Die Kleinen haben heute Abend den letzten Bissen Brod gegessen. Ach, Fräulein, nicht alle Reichen machen es wie Sie! Sie glauben mir, weil Sie ein gutes Herz haben; es gibt aber Viele, welche denken werden, ich betrüge sie, um einige Sous zu erhaschen."

Fräulein Borel hörte Jakob mit schwer zurückgehaltener Aufregung an.

„Mein Freund", sagte sie endlich, „wollen Sie mir Ihre

letzte Tochter anvertrauen? ich werde sie an Kindesstatt annehmen. Ich will Ihnen kein Almosen anbieten, kommen Sie aber morgen zu mir nach Hause, ich werde Ihnen Arbeit geben."

„O meinen besten Dank, Fräulein!" rief Françoise weinend aus.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig," entgegnete das junge Mädchen. „Ich habe in dem Treibhause eine sehr eilende Arbeit vornehmen zu lassen, und Jakob wird mir im Gegentheil einen Gefallen thun, wenn er sich derselben unterziehen will."

„Ich werde morgen kommen, Fräulein," sagte der Arbeiter so bewegt, daß seine Stimme zitterte.

„Nun! wollen Sie mir die Kleine anvertrauen?"

„So bald sie laufen kann, erwiderte die Mutter."

Fräulein Borel nahm das Kind in die Arme, betrachtete es lange, und je mehr sie es betrachtete, desto weicher wurden die strengen Linien ihres Gesichtes; ein Strahl von Mutterfreude schien auf demselben zu erglänzen.

„Meine theure kleine Madeleine, ich werde deine Mutter sein;" — darauf gab sie dem Kind einen frommen Kuß und verließ die Hütte.

II.

Seit diesen Vorgängen sind neunzehn Jahre verflossen.

Im Jahr 1863 genoß der Seidenwaaren-Fabrikant Borel zu Lyon einen Ruf, welchen er sowohl der Vorzüglichkeit seiner Erzeugnisse, als auch der Ausdehnung seiner Handelsverbindungen verdankte. In dem Stadtviertel la Croix-Rousse beschäftigte er 3000 Webstühle. Die Ausfuhr insbesondere nach Amerika betrieb er in großem Maßstabe; zu Paris waren seine Sammte und façonnirten Artikel äußerst gesucht; in Preußen und England kopirte man seine Muster. Herr Borel fühlte einen ganz besonderen Beruf für Seidenindustrie, welche vornemlich ein aus kleinen Details zusammengesetztes Gewerbe bildet. Außerdem war er ein redlicher Geschäftsmann und stand mit Recht in allseitiger Achtung. Obgleich unfähig, einen großen Gedanken, einen Gedanken von gewisser geistiger Höhe in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, galt er doch für einen Mann von hervorragenden Eigenschaften, und diesem Ruf, in Verbindung mit seinen Millionen, verdankte er jenen unbestrittenen Einfluß im Stadtrathe, dessen Mitglied er bereits seit dem Jahre 1848 geworden war.

Er nannte sich freisinnig und den Interessen der Arbeiterklasse vollständig ergeben. Er hatte in der That auch ein edles, freigebiges Herz. Trat eine Handelskrise ein, so war er gewiß der Erste, Sammlungen zu veranstalten, bei welchen er sich mit bedeutenden Summen betheiligte. Zu Lyon gibt es eine Unzahl von Wohlthätigkeitsanstalten. Herr Borel gründete eine neue unter dem Schutze eines Heiligen; denn zu Lyon gehen Wohlthätigkeit und Aberglaube Hand in Hand. Diese neue Gesellschaft hatte den Zweck, beschäftigungslose Arbeiter zu unterstützen.

Herr Borel griff indeß nur deßhalb zu dem Mittel des Almosens, um dadurch dem Pauperismus abzuhelfen, welchen er für ein bedauerliches Uebel hielt, das aber nöthig sei, um das gesellschaftliche Gleichgewicht aufrecht zu erhalten.

Er verausgabte jährlich eine sehr bedeutende Summe zur Unterstützung nothleidender Arbeiter; dessen ungeachtet aber würde er ihren Arbeitslohn nicht um einen Centime erhöht haben.

Obgleich er seinen Stolz darein setzte und im Wohlthun auch eine wirkliche Befriedigung fand, wollte er dennoch, daß aus den erwiesenen Wohlthaten ihm auch wieder ein Nutzen zufließen solle, gleichviel, ob derselbe in Ehrenbezeugungen oder in vermehrtem Einflusse bestehe. Vielleicht übte er unwissentlich jenes berechnete Wohlthätigkeitssystem, welches darin besteht, den Empfänger von dem Wohlthäter abhängig zu machen und ihn durch das Almosen noch mehr zu verpflichten.

Wie es oft vorkommt, so erstickte auch bei ihm der konservative Geist mitunter das Gefühl des Wohlwollens und der Gerechtigkeit.

Herr Borel war 60 Jahre alt. Er war von großer Statur und seine blonden Haare begannen grau zu werden. Er besaß jene Behäbigkeit, welche einem Manne dieses Alters und solcher Bedeutung so gut ansteht. In seinem sanften Gesichte sprachen sich die häuslichen Tugenden in angenehmster Weise aus. Obgleich er sich auf seine Freisinnigkeit etwas zu Gute that, nannte er sich doch einen christlichen Mann; denn er betrachtete die Religion als einen nothwendigen Zügel des Volks. An den hohen Festtagen wenigstens besuchte er den Gottesdienst. Seine beiden Töchter waren im Kloster „zum heiligen Herzen“ und sein Sohn im Jesuiten-Kollegium erzogen worden.

Frau Borel war eine mehr passive Natur, deren religiöse Begriffe an den Aberglauben streiften. Sie war Beschützerin einer Unmasse frommer Vereine, und jedes Jahr legte sie zu Notre Dame de Fourvières irgend ein Gelübde ab. Im höchsten Grade ehrerbietig gegen das stärkere Geschlecht, bewunderte sie alle Gedanken ihres Gemahls, ohne daß sie gesucht hätte, sie auch zu begreifen;

hingegen bekrittelte sie mit aller Schärfe und ohne auch hier ein besseres Verständniß zu haben, die edeln und weitherzigen Gesinnungen ihrer Schwägerin, der Fräulein Bathilde.

Zwischen Fräulein Borel und ihrem Bruder bestund ebenfalls eine vollständige Ungleichheit der Denkungsweise und des Charakters.

Untergeordneten Fragen gegenüber unempfänglich, gefiel sich ihre höhere Intelligenz nur in weitgehenden idealen Verbindungen. Und sie besaß nicht nur einen sehr hervorragenden Geist, sondern auch einen großen, der Gerechtigkeit leidenschaftlich ergebenen Charakter, dem egoistische Bedenken völlig fremd waren.

Man bestritt ihre Zärtlichkeit, beschuldigte sie sogar mitunter der Gefühllosigkeit; aber mit Unrecht. Sie besaß jene überlegte Güte, welche für die Fehltritte ihrer Nebenmenschen deßhalb eine Entschuldigung findet, weil sie den Kämpfen Rechnung trägt, aus welchen jene entsprungen sind.

Fräulein Borel hatte in ihrer Jugend auch die christliche Liebe, d. h. das Almosenspenden gepflegt, sie hatte sich aber bald von der Unwirksamkeit solch vereinzelter Hilfreichung überzeugt. Ihr Geist war mehr herangereift und hatte sich erweiterten Gesichtspunkten erschlossen. Allerdings fühlte sie sich durch das vereinzelte Leiden schmerzlich berührt, aber nur als gesellschaftliches Symptom. Die Hingebung für das einzelne Individuum schien ihr fruchtlos, sie fühlte sich vielmehr zu jenen Studien und Beobachtungen hingezogen, welche den Ursachen des Uebels auf den Grund gehen, um diese Ursachen und damit das Uebel für immer zu beseitigen.

Auf diese Weise von den allgemeinen Interessen völlig in Anspruch genommen, war ihr das Heirathen nie in den Sinn gekommen.

Ihre Ueberlegenheit und ihre sehr bekannte unabhängige Denkungsart hatten auch die Bewerber abgeschreckt, welche andernfalls ihr Vermögen wohl herbeigelockt haben würde. Sie fühlte sich stark genug, ihr einsames Leben ertragen zu können, und für tiefere Neigungen zum andern Geschlecht war ihre Natur nicht geschaffen. Außerdem hatte die Annahme der Madeleine Bordier an Kindes-

statt, und die Sorgfalt, welche sie der Erziehung dieses Kindes widmete, ihr Herz vollständig in Anspruch genommen. So, durch eigenen hochherzigen Entschluß Mutter zu sein, behagte ihrem hochstehenden Charakter weit besser, als es vielleicht auf andere Weise der Fall gewesen wäre. Zudem hatte sich Madeleine in der Zwischenzeit zu einer blühenden Jungfrau entwickelt und strahlte von geistiger und körperlicher Schönheit.

Fräulein Borel bewies jenen Personen ihrer Umgebung, welche einen niederen Grad geistiger Bildung besaßen, eine sehr große Nachsicht. Immerhin hatte aber die Festigkeit, mit welcher sie ihre Meinungen vertheidigte, mitunter zu dem Ausspruch geführt, daß sie eben, wie alle alten Jungfern, ein verbittertes Gemüth habe.

Von ihrem Neffen und ihren Nichten, deren ultra-katholische Erziehung sie tadelte, war sie geachtet, aber nicht geliebt.

Als Fräulein Laura und Beatrix das Kloster verließen, beobachteten sie eine bescheidene äußere Haltung und ein sehr abgemessenes Benehmen, sie sprachen nur halblaut, wußten etwas Arithmetik, Geographie, ein wenig Weltgeschichte nach der Lehrart des Pater Loriquet, sehr viel heilige Geschichte und Katechismus, fingerten eine Quadrille herunter, gurgelten ein geistliches Lied, verstunden es perfekt, ein Meßgewand zu sticken, besaßen auch das Nothwendigste von jenen gesellschaftlichen Zugaben, die man haben muß, um bei der Welt in den Ruf wohlerzogener junger Personen kommen zu können.

Wenn Fräulein Bathilde sich gegen diese Erziehungsart tadelnd aussprach, entgegnete ihr Frau Borel trockenen Tones:

„Glauben Sie vielleicht, daß ich aus meinen Töchtern Voltairianerinnen oder Sozialistinnen machen will?"

Herr Borel hätte gewünscht, daß sein Sohn Maxime sein Gewerbe fortsetzen und aus jenem Kapital von Auszeichnung und Ansehen Nutzen ziehe, welches er sich selbst unter seinen Mitbürgern erworben hatte. Maxime hatte sich aber im Jesuitenkollegium mit jungen Leuten aus adeligen Familien befreundet, welche ihm ihre hochfliegenden Gedanken und die bedauerlichen

Gesinnungen des Eigendünkels beigebracht hatten. Er wollte Diplomat werden und erlangte von seinem Vater endlich die Erlaubniß, nach Paris gehen zu dürfen und dort den nöthigen Studien obzuliegen.

Anstatt aber nach dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu gehen, ließ sich Maxime zu Paris alsbald in den Club der Fashion aufnehmen, statt orientalische Sprachen zu studiren, machte er sich kaum mit etwas anderem als mit jenem Rothwälsch bekannt, welches in dem Quartier Breda mit so großer Geläufigkeit und Vollkommenheit gesprochen wird.

Da die Geldsumme, welche ihm sein Vater zum Unterhalt ausgesetzt hatte, nicht zureichte, schritt er zu Anlehen. Frau Borel, in dem Vertrauen auf die religiöse Erziehung, welche Maxime erhalten hatte, glaubte an die Tugend ihres Sohnes, wie an einen Glaubensartikel.

Als sie aber endlich den Beweis vor Augen hatte, daß Maxime in dem Zeitraum von fünf Jahren 300,000 Franken vergeudet, und seine durch die Taufe befestigte Unschuld mit den Coralis, Madelon's und Rigolboche's eingebüßt hatte, war sie nahe daran, aus Schmerz darüber zu sterben.

Auf ihren Wunsch willigte Herr Borel ein, in Zukunft mit seinen Töchtern den Winter in Paris zu verleben, um dort die Aufführung und die Studien Maxime's überwachen zu können.

Im Monat März 1863 befand sich die ganze Familie Borel in dem Salon der prachtvollen Wohnung versammelt, welche sie in der Chaussée d'Antin gemiethet hatte. Es war eine ganz intime Soirée, bei welcher nur die Familie Daubré von Lomas zugegen war.

Herr Daubré war ein reicher Fabrikant aus Lille. Seine äußerst kokette Frau bewohnte Paris während der Saison der Bälle und Wintervergnügen. Sie hatte sich in Maxime verliebt, und um mit ihm zusammenzutreffen, besuchte sie die Familie Borel, obgleich sie dieselbe in ihrer Eigenschaft einer geborenen von Lomas sehr bürgerlich und tief unter ihr stehend fand.

Herr Borel war erst am vorhergehenden Tage von Lyon

eingetroffen und machte Herrn Daubré kommerzielle Mittheilungen. Beide unterhielten sich zusammen von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges in den Vereinigten Staaten. Die umlaufenden Kriegsgerüchte beunruhigten beide Industrielle in gleichem Grade. In der That mußte ein in Amerika ausbrechender Krieg der Lyoner Industrie ihre hauptsächlichste Absatzquelle verstopfen, und für die Fabrikation zu Lille war in Folge eines solchen Ereignisses ein beträchtliches Steigen der Baumwollpreise zu erwarten.

Fräulein Bathilde unterhielt sich bei Seite mit einem ganz jungen Manne, einem Bruder des Herrn Daubré.

Frau Daubré kokettirte mit Maxime.

Frau Borel beobachtete die beiden Letzteren mit Aufmerksamkeit. Sie hatte zu Notre Dame de Fourvières ein Gelübde für die Bekehrung ihres Sohnes abgelegt und sie wunderte sich darüber, daß so viele Gelübde und neuntägige Andachten noch so wenig Ergebnisse geliefert hatten.

Laura blätterte in einem Album, und Beatrix suchte halblaut eine Romanze einzuüben. Neben ihr stund der Bruder der Frau Daubré, Lionel von Lomas, ein Mensch von der bekannten Sorte der Handschuhrenommisten; er hatte das zweite Jugendalter bereits überschritten und kramte, verliebten Blickes, seine faden Plaudereien vor ihr aus. Lionel war arm, Beatrix hingegen hatte Anwartschaft auf ein Heirathsgut von einer Million. Nichtsdestoweniger warf er in verstohlener Weise ganz besonders ausdrucksvolle Blicke auf Madeleine Bordier, welche gleichfalls anwesend war.

Sie war mit einer Stickerei beschäftigt und befand sich, da sie der Lampe näher saß als alle übrigen Personen, in vollem Lichte. Sie richtete sich mitunter empor und um ihr Haupt voll natürlichen Lebens und frischer herrlicher Jugend strahlte es wie ein leuchtender Schein, der die übrige mehr oder minder abgespannte Gesellschaft nur noch tiefer in Schatten zurücktreten ließ.

„Diese kommerziellen Krisen,“ sagte Herr Borel, „welche für uns so nachtheilige Folgen haben, sind dessen ungeachtet nicht ohne Nutzen, denn durch sie werden die arbeitenden Klassen im Zaume gehalten. Seit dem italienischen Kriege hat sich unter den früheren

„Vielfressern“ ich weiß nicht welche dumpfe Gährung gezeigt, welche nur geeignet sein kann, Besorgnisse zu erregen. Man behauptet allerdings, daß das Elend allein das Volk zum Aufstand treibe; zu großer Wohlstand hat jedoch auch seine Gefahren, er entwickelt bei dem Arbeiter den Geist der Unabhängigkeit und ehrgeizige Gedanken; je mehr der Arbeiter besitzt, desto schwieriger läßt er sich regieren; mit einem Worte, wenn er einige Ersparnisse gemacht hat, nimmt er durchaus keinen Anstand, die Arbeit einzustellen, um dadurch eine Lohnerhöhung zu erzwingen.

„Kommen die Arbeitseinstellungen, die sogenannten Strikes, oft bei Ihnen vor?“

„Wir haben im Jahr 1849 eine solche erlebt,“ erwiderte Herr Daubré.

„Und haben Sie nachgegeben?“

„Es ließ sich damals nicht anders machen. Ueberdieß können wir in unseren Spinnereien nicht leicht die Arbeit einstellen lassen, ohne hierdurch beträchtliche Verluste zu erleiden, denn unser Fabrikmaterial stellt ein enormes Kapital dar.“

„Und wenn ich meinen letzten Sou dabei verlieren müßte“, erwiderte Herr Borel auf's Nachdrücklichste, „nachgeben würde ich unter keinen Umständen.“

„Ihre Industrie bietet auch nicht die nemlichen Unbequemlichkeiten wie unser Gewerbe. Die Seide wird in den Ateliers mittelst Maschinen gewoben, welche des Fabrikanten Eigenthum nicht sind. Bricht eine Krisis aus, dann schieben Sie Ihre Bestellungen auf, und da Sie kein Kapital aufgewendet haben, so verlieren Sie einfach bloß das Geld, welches Sie nicht verdienen.“

„Die schlimme Seite dieser Einrichtung besteht aber dann darin, daß in Folge der geringen Kapitalien, welche sie bedingt, es einer Unmasse kleiner Gewerbsleute ermöglicht ist, uns Konkurrenz zu bieten. Um sich aufrecht zu erhalten, fabriziren sie zu allen Preisen, fabriziren dann schlecht und verderben hierdurch nicht nur die Arbeiter, sondern kompromittiren auch den hohen Ruf, welchen das Lyoner Fabrikat kürzlich noch genossen hat. Viele haben sogar die gerade Elle anstatt der frühern aune à crochet ange-

nommen. Dieser Gegenstand bildet schon seit langer Zeit eine ernste Streitsache zwischen dem Arbeiter und dem Fabrikanten."

„Und der Arbeiter hat Recht", sagte Fräulein Borel ernsten Tones.

„Der Arbeiter hat Unrecht; das Herkommen ist das Gesetz", entgegnete Herr Borel in dem nämlichen Tone.

Beatrix hatte aufgehört zu singen und Lionel war Madeleine näher getreten und hatte sich zu ihr gesetzt.

Madeleine, welche der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, hatte ihre Arbeit unterbrochen.

„Wie? mein Fräulein", sagte Lionel halb spöttisch zu ihr, „Sie interessiren sich auch für derartige Fragen?"

„Mein Herr," erwiderte Madeleine mit einiger Erregung, „meine älteste Schwester ist Sammtarbeiterin, und sie ernährt damit meine Mutter."

„Das will weiter nichts anderes sagen", entgegnete Fräulein Borel, stets eifriger werdend, „als daß der Arbeiter eben das Gesetz des Stärkeren ertragen muß. Der Arbeiter hat Anspruch auf ein billigeres Maß, weil ihm andernfalls ein Theil seines Arbeitslohnes entzogen wird."

„Meine theure Bathilde, hinsichtlich dieses Gegenstandes werden wir uns nie verständigen. Lassen wir es somit bei dieser Diskussion bewenden. Du lebst stets in der reinsten Theorie, ich hingegen lebe in der Praxis und habe folglich auch die entscheidende Stimme."

„Meine Theorie ruht auf dem Recht, deine Praxis hingegen auf dem Mißbrauch", erwiderte Fräulein Borel mit Festigkeit.

„Ach! wie schaden uns diese Träumer!" seufzte Herr Borel. „Mit diesen großen Schlagwörtern von Recht, Mißbrauch, Ausbeutung, Privilegium und Gott weiß was sonst noch, haben sie den moralischen Sinn der Arbeiterklasse abgetödtet, sicherlich ohne sie hiedurch glücklicher zu machen!"

„Außer Zweifel steht," pflichtete Herr Daubré bei, „daß, wenn Fräulein Borel nach Lille käme, sie sich dort überzeugen könnte, was die Lohnerhöhung uns gebracht hat. Ein guter Ar-

beiter kann bei uns mit Leichtigkeit täglich vier Franken und eine geübte Weberin zwei und drei Franken verdienen. Die Arbeit steht äußerst selten stille. Was sieht man aber bei uns? Eine ausgeartete, nur der Ausschweifung sich überlassende Bevölkerung. Der Arbeiter weiß nichts von vorsichtiger Sparsamkeit. Wenn er mehr verdient, als er gerade zum nöthigsten Lebensunterhalte bedarf, vergeudet er seinen Lohn im Wirthshause und für die Familie hat somit der Mehrverdienst nur größere Verarmung zur Folge. Was die in unsern Fabriken beschäftigten Arbeiterinnen betrifft, so sind sie meistens schon seit ihrem fünfzehnten Lebensjahre sittlich verdorben, und ihr Arbeitslohn geht in Flitterkram auf."

„Mein Herr", erwiderte hierauf Fräulein Borel, „es sind ganz andere Gründe hiefür vorhanden, als lediglich nur die Lohnerhöhung. Die Hauptursachen bestehen in der mangelhaften Organisation der Fabrikarbeit überhaupt, d. h. in der Zerstreuung der Familienglieder in den verschiedenen Fabriken, eine Folge der übertriebenen Theilung der Arbeit; ferner auch noch in der mangelhaften Erziehung, in der Unzulänglichkeit und Unreinlichkeit der Wohnungen, zu allermeist aber in dem Gefühl der Machtlosigkeit, in welcher sich die Arbeiter befinden, ihre Lage verbessern zu können. Wie können Sie verlangen, daß dieses weibliche Wesen, welches seit seinem achten Lebensjahre so zu sagen als Maschine verwendet wird, dessen Herz oder dessen geistige Eigenschaften man nie zu entwickeln versuchte, bessere edlere Gefühle haben soll, oder daß es auf den Arbeiter einen wohlthätigen Einfluß üben und ihn durch die Macht der sittlichen Liebe auf dem rechten Wege erhalten soll? Insolange man die Lebensstellung der Arbeiterin nicht ändert, wird es für den Arbeiter kein Heil geben."

„Ja," fügte der junge Daubré träumerischen Tones bei, „es ist ein erhabener Gedanke: die Menschheit wird durch die Frau gerettet werden."

„Mit einem Wort, liebe Schwester", warf Frau Borel launig dazwischen, „Sie reiten wieder einmal ihr Steckenpferd."

Madeleine blickte ängstlich auf Fräulein Borel, welche jedoch nichts erwiderte.

„Der Arbeiter, die Arbeiterin, die Frau!" sagte Frau Daubré, indem sie sich kokett in ihre Gaze einhüllte; „alle unsere Schriftsteller glauben heute, sie hätten eine soziale Aufgabe zu erfüllen. Wenn man ihre Schriften liest, sollte man wahrlich glauben, der Arbeiter sei eine ganz nagelneue Erfindung, und sie haben die Frau eben erst entdeckt."

„Sie suchen sie, ohne sie finden zu können", erwiderte Fräulein Borel mit Ernst, „gerade wie Diogenes einen Menschen suchte. Die Frau ist noch nicht vorhanden."

„Wirklich? Ei was sind denn wir, liebe Tante," fragte Beatrix spöttischen Tones, indem sie offenbar sich geistreich zeigen wollte.

„Puppen", erwiderte Fräulein Borel, „Puppen, mit mehr oder minder wirksamer Schnellkraft, je nach der Geschicklichkeit eurer Lehrerinnen, mehr oder minder gut gekleidete Puppen, je nach dem Inhalt eurer Börse und der Erfindungskunst eurer Modistinnen. Hat man euch etwa je gelehrt, euern Verstand nützlich anzuwenden? Hat man euer Herz jemals großen, edlen Gedanken zugänglich gemacht? Während die Frivolität und der Müßiggang die Frauen der höhern Gesellschaftsklassen zum Verderben führen, wird die Arbeiterin durch übertriebene Arbeit und die Unzulänglichkeit des Lohnes erniedrigt und herabgewürdigt. Nach Oben wie nach Unten ist der Mangel der Erziehung das größte Uebel. Die Frauen entbehren sie selbst und wie sollen sie ihre Kinder erziehen, wenn sich Niemand findet, der sie darüber belehrt. Erst dann wird man erkennen, was die Frau ist, wenn sie ihre geistigen Eigenschaften entwickeln und sich durch eigenen anständigen Lebensunterhalt materiell vom Manne unabhängig machen kann. Bis dahin wird sie ein unterworfenes, leichtfertiges, verdorbenes und bestechliches Wesen bleiben."

„Meine liebe Bathilde", unterbrach sie Herr Borel, „du bist keine Französin. Du bist würdig, eine Quäckerin zu sein und in Amerika zu predigen."

„In Frankreich wie in Amerika ist die Würde des Mannes wie der Frau nur mit der Freiheit möglich. Die Frau darf nicht unter die unumschränkte Vormundschaft des Mannes gestellt werden. Vornehmlich muß man der Person, welche arbeitet, auch die Unabhängigkeit sichern, welche sie im Schweiße ihres Angesichts verdient."

Als Madeleine Fräulein Borel auf diese Weise sich aussprechen hörte, war sie abwechselnd roth und blaß geworden. Sie senkte ihre Augen auf ihre Stickerei und an ihren Wimpern glänzte eine Thräne.

„Dem Mann kommt es zu, für die Frau zu arbeiten", bemerkte Herr Borel, „d. h. ich meine nur, wir werden unsere Französinnen nie an solche Gedanken von Unabhängigkeit gewöhnen können. Was sollten sie auch mit der Freiheit anfangen; als reizende Heuchlerinnen unterwerfen sie sich gerne ihrer Sclaverei und sichern sich dadurch ihre Herrschaft nur um so besser."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht", sagte gezierter Weise Frau Daubré; „ich finde, daß unsere schriftstellernden Schwestern ungerecht sind. Die Männer sind bei weitem keine solche Wehrwölfe, wie gewisse alte und garstige Weiber sie uns vorstellen wollen. Und wenn man sie nur zu behandeln versteht . . ."

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame, wenn ich Sie unterbreche", sagte Fräulein Bathilde. „Sie sagen, wenn man sie zu behandeln versteht. Geben Sie nicht eben durch diese Worte den von mir behaupteten Uebelstand zu? Sie reden von der kleinen Ausnahme junger und schöner Frauen, welche ihr gesichertes Auskommen und Zeit dazu haben, kokett zu sein. Ich aber rede von der großen Mehrzahl: ich rede von der Arbeiterin, von jener nämlich, welche als ganzes Vermögen nur ihre Augen und ihre Finger besitzt und sich oftmals des Abends fragen muß, wovon sie ihren Kindern am kommenden Morgen zu essen geben soll. Ohne Zweifel, Madame, haben Sie nie jene von Unflath strotzenden unterirdischen Löcher gesehen, wo das Elend und das Laster wohnt; dort würden Sie oft, leider nur zu oft, Frauen begegnen, welche von ihren betrunkenen Ehemännern geschlagen und sogar ihres

persönlichen geringen Verdienstes eben von denen beraubt werden, welche nach Ihrer Ansicht für ihren Lebensunterhalt zu sorgen verpflichtet gewesen wären. Muß man deßhalb aber die Männer unnachsichtlich verurtheilen? Nein, nur die Ursachen des Uebels selbst muß man anklagen. Sie sagen, dem Manne komme es zu, für die Frau zu arbeiten; wissen Sie aber auch, was es heißt, vom Morgen bis zum Abend einer mitunter verhaßten Arbeit obzuliegen? Können Sie sich einen Begriff von dem moralischen und physischen Leiden machen, welches man erdulden muß, um sein Brod zu verdienen? Sie bringen Ihr Leben in Sorglosigkeit und in Vergnügen zu, und dennoch tadeln Sie ohne Barmherzigkeit jenen unglücklichen Menschen, welcher einen Tag auf sieben das Wirthshaus besucht und sich dort hinreißen läßt, seinen Wochenlohn zu vergeuden? Allerdings ist dieser Mann ein Egoist, da er durch einen strafbaren Mangel an Vorsorge für die Zukunft eine ganze Familie in die kümmerlichste Noth versetzt; stellen Sie sich aber auch eine solche Arbeiternatur vor, sie beansprucht ebenfalls ihre Stunden der Freiheit, der Ungebundenheit und des Vergnügens. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Trunkenheit und die Trägheit aller andern Laster Anfang sind und großes Unheil stiften, man muß ihnen mit allen erlaubten Mitteln entgegenwirken; aber uns, die wir müßig gehen, uns, die nichts von den Qualen der Arbeit und des Elends wissen, uns steht es gewiß nicht zu, diese Märtyrer zu verurtheilen."

„Ho! Ho!" machte Herr Daubré, „solche Grundsätze würden weit führen!"

„Ich mit meinen schwachen Nerven", sagte Frau Daubré, „ich kann von solchen Dingen gar nicht reden hören. Da man doch nicht helfen kann, so bleibt es wohl das Beste, so wenig wie möglich daran zu denken."

„Aber meine Schwester hilft ja", entgegnete Herr Borel spöttisch. „Leider ist es mit ihren hohen Redensarten nicht gethan, und unseren aufgewendeten Kapitalien, den Verlusten, welchen wir bei jeder Krise ausgesetzt sind, trägt sie leider bei ihrer Forderung einer Lohnerhöhung nicht die mindeste Rechnung."

„Die Lohnerhöhung ist ein unzulängliches Mittel", erwiderte Fräulein Borel.

„Nun, so lasse doch einmal dein allgemeines Heilmittel hören."

„Ich besitze keines", sagte Fräulein Borel ernst. „Dessenungeachtet bin ich der Ansicht, daß es äußerst nützlich ist, diese brennenden Fragen aufzuwerfen und im Interesse der reichen Klassen die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sie zu lenken."

„Dabei glaube ich an einen Fortschritt in der Wissenschaft; ich glaube, daß man nach einigem Umhertappen endlich dennoch dieses allgemeine Heilmittel finden und auf eine billigere Art als bisher die Bedingungen der Arbeit wird regeln können. Der Contract social, der Gesellschaftsvertrag Jean Jacques Rousseau's, war für das abgelaufene Jahrhundert eine kühne Theorie. Es wird aber gewiß eine Zeit kommen, und ohne Zweifel ist sie nicht ferne, wo man jedem Manne und jeder Frau ein Recht auf ein Dasein zugestehen wird, das zu ihren Bedürfnissen und ihren geistigen Eigenschaften in einem billigen Verhältnisse steht."

Madeleine und der junge Daubré hörten Fräulein Borel mit Bewunderung zu, während ein ironisches Lächeln sich auf den Lippen der übrigen Zuhörer ausdrückte.

„Wohlan, mein Fräulein!" sagte Lionel ganz leise zu Madeleine, „verspüren auch Sie Lust dazu, eine Volkswirthschafterin und Schriftstellerin zu werden. Es wäre wahrlich Jammerschade. Sie sind so schön und Sie sticken so hübsch."

Madeleine erröthete und griff wieder zu ihrer Arbeit.

Beatrix bemerkte das Spiel Lionel's und zeigte einige Unruhe, die Lionel nicht entging.

„Sie ist eifersüchtig," dachte er, „gut, daß ich sie so weit habe, ihre Mitgift ist mir nun sicher."

Er beugte sich abermals zu Madeleine herab.

„Ich wette darauf", sagte er mit leiser Stimme, „daß Sie den Putz lieben?"

„Ich liebe Alles, was schön ist", erwiderte sie, „die schönen Kleider ebenso, wie die schönen und edeln Gedanken."

„Ich gestehe", sagte Beatrix, indem sie näher herbeikam, „daß

ich von allen den schönen Reden meiner Tante nichts begreife. Was aber z. B. die Putzsachen betrifft, gibt es keine feurigere Anbeterin als mich."

„Und ich bete die Pferde an", fügte Laura bei. „Maxime, wie geht es Fräulein Lucie?"

Maxime besaß nämlich eine Stute, welche er Fräulein Lucie nannte.

„Fräulein Lucie hatte heute ihre Nerven, gerade wie eine schöne Dame", erwiderte Maxime. „Schöne Pferde und schöne Frauen, darin besteht meine ganze Leidenschaft. Meiner Treu, wenn es wirklich wahr sein sollte, daß der Himmel voll trüber Wolken hängt, um so mehr wollen wir genießen, mag die Sündfluth dann nach unserem Tode eintreten, wenn es ihr beliebt. Ihre Verbesserungsgedanken, liebe Tante, scheinen mir unausführbar. Wenn alle Frauen unabhängig oder Quäckerinnen würden, es wäre der Tod unserer Gesellschaft, die, wie sie einmal ist, nur von Luxus, Müßiggang, Feinschmeckerei und von Galanterie lebt. Ich hoffe, daß sich unsere liebenswürdigen Französinnen wohl zweimal besinnen werden, ehe sie sich solche Begriffe beibringen lassen. Haben denn solche Menschen, wie ich einer bin, nicht ebenfalls das Recht, ein Dasein zu finden und zu führen, welches mit ihren Eigenschaften im Einklange steht?"

„Du sprichst vernunftlos, Maxime!" unterbrach ihn streng Frau Borel, die bisher Schweigen beobachtet hatte. „Allerdings wird es immer Bevorzugte und Unglückliche geben; aber nicht deßhalb, damit ihr fortdauernd euren schlechten Leidenschaften fröhnen könnet, sondern weil Jesus Christus gesagt hat: Es wird stets Arme unter euch geben."

„Ganz richtig und handgreiflich wahr!" rief Frau Daubré aus, „gäbe es keine armen Leute mehr, so würden wir auch keine Bedienten mehr haben. Wer sollte mein Tafelgeschirr waschen? Wer sollte meine Schuhe putzen? Ich kann doch wahrlich meine Schuhe nicht selbst putzen." Dabei bewegte sie kokett ihr kleines weißes und feines Händchen nach jeder Richtung hin.

„Und welches Mittel bliebe uns Reichen noch übrig", begann

Maxime abermals in ironischer Weise, „unser Seelenheil zu erlangen? Wir haben ja weiter nichts als das Almosengeben, wodurch wir unsere Sünden loskaufen können. Die armen Leute retten ihre Seelen durch ihre Leiden, wir retten uns auf angenehmere Weise durch das Vergnügen der Wohlthätigkeit. Gott ist gerecht und Alles ist auf's Beste bestellt."

„Scherze nicht mit solchen Dingen, Maxime", warf Frau Borel abermals strenge ein.

„Das steht fest", begann wieder Frau Daubré in der heuchlerischen Absicht, die Mutter Maxime's dadurch zu gewinnen, „daß das Almosen eine heilige Sache ist, und daß die christliche Wohlthätigkeit schon weit mehr zu Stande gebracht und geleistet hat, als alle Reden der Philosophen miteinander."

„Ich leugne es nicht", entgegnete hierauf Fräulein Borel. „Mit dem Almosengeben kann man vielleicht seine Seele retten, immerhin steht aber auch das fest, daß der Pauperismus dadurch für ewige Zeiten forterhalten wird."

„Was sollte aber ohne Almosen aus jenen Familien werden," warf Herr Borel lebhaft dazwischen, „welche durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Todesfall ihres Familienhauptes sich in das größte Elend versetzt sehen?"

„Zu Lyon", erwiderte Bathilde, „haben Sie mindestens achtzig wohlthätige Vereine, welche sämmtlich mit bemerkenswerthem Eifer ihren Zweck verfolgen. Sie genügen aber selbst dann kaum, wenn die Industrie ihren gedeihlichen Fortgang hat; und tritt erst eine Handelskrise ein, dann können Sie sich augenblicklich davon überzeugen, wie ohnmächtig die Privatwohlthätigkeit gegenüber einer solchen Fluth von Elend ist. Allerdings ist das Almosen von dem Gesichtspunkte des Gebers aus sehr lobenswerth, aber wie alle Aushilfsmittel unterhält es das Uebel, statt es zu heilen. Ich theile die Ansicht des Herrn Wolowski, daß das Almosen eine Art von Schutzzoll des Elendes ist. Durch das Almosen werden die Seelen herabgewürdigt und die Trägheit entwickelt und ermuntert. Weit entfernt, wie Sie anzunehmen scheinen, die Interessen der verschiedenen Gesellschaftsklassen enger aneinander zu schließen,

ruft es im Gegentheil bei dem Geber die Verachtung und bei dem Empfänger den Haß hervor. Die religiösen Begriffe vom Almosen und von Ergebung in den Willen Gottes haben schon großes Unheil angerichtet. Wir dürfen nur nach dem Mittelalter und heute nach Spanien hin blicken, mit seinen Legionen von Bettlern."

„Ich bitte Sie darum, Bathilde", rief Frau Borel ganz empört aus, „reden Sie doch von solchen Dingen nicht vor meinen Töchtern."

„Ihre Töchter sind zu Jungfrauen herangereift, und weßhalb sollten sie nicht auch in jene Fragen eingeweiht werden, welche heute alle Geister beschäftigen?"

Frau Borel zog die Achseln empor. Die ruhige Stirn des Herrn Borel legte sich in Falten. Madeleine betrachtete mit Erregung und bittender Geberde Fräulein Bathilde. Herr und Frau Daubré befanden sich in der verlegenen Stellung von Leuten, welche einem Familienzwist beizuwohnen gezwungen sind; denn der hartnäckige Charakter des Fräulein Borel war ihnen nicht unbekannt. Glücklicher Weise wurde die Thüre des Salons geöffnet, und der eintretende Diener überbrachte Herrn Daubré, gerade zu gelegener Zeit, einen großen versiegelten Brief. Es war eine telegraphische Depesche folgenden Inhalts: „Bewegung unter den Arbeitern. Versuche von Coalition. Schnelle Rückkehr." Herr Daubré erblaßte und reichte die Depesche seiner Frau.

„Hier haben wir," rief sie aus, „das Ergebniß der schönen Reden unserer Träumer!"

Es war bereits spät geworden, und da Herr Daubré am darauffolgenden Morgen früh abreisen mußte, wünschte er sich zu verabschieden.

Der junge Daubré drückte Fräulein Borel in herzlichster Weise die Hand, und sprach ihr gleichzeitig mit Feuer seine unwandelbare Zuneigung aus. Madeleine machte er eine ehrerbietige Verbeugung.

„Apropos", sagte Frau Daubré im Weggehen, „ich bedarf einer Lehrerin für meine kleine Jeanne. Ich wünschte für diesen

Posten ein junges, sanftes und wohlerzogenes Mädchen zu finden. Jeanne fängt schon an etwas aufzuschießen, und es ist Zeit, an ihre Erziehung zu denken."

„Wir werden uns erkundigen", erwiderten beide Fräulein Borel, „und wenn wir eine geeignete Persönlichkeit entdecken, werden wir Ihnen dieselbe zusenden."

III.

Lille ist die bedeutendste Fabrikstadt im nördlichen Frankreich. Hier, wie auf allen übrigen Punkten, wo eine große Industrie im Schwunge ist, muß dem Volkswirthe der anstößige Contrast auffallen, welcher zwischen dem großen Reichthum einerseits und dem Uebermaße von Elend andererseits sich bemerklich macht.

Dieser Zustand ist die unvermeidliche Folge unserer industriellen Feudalzeit. Die Verwendungen von Maschinenkräften zu Zwecken der Industrie, deren heilsames Endergebniß jedenfalls darauf hinauslaufen wird, den Menschen von jeder entehrenden oder mühseligen Arbeit zu befreien, versetzt ihn vorerst in eine viel schmerzlicher berührende Sklaverei, als es früher die Frohn- und Landarbeit gethan hat.

Der so zu sagen mit der Maschine verwachsene Mensch sinkt allmählig auch auf ihren Standpunkt herab, er nimmt an seiner gewöhnlich in extremer Weise vertheilten Arbeit nur mehr ein ganz untergeordnetes Interesse, er vertrocknet nach und nach, und sein moralischer Wille schwächt sich desto leichter ab, seine geistigen Eigenschaften verkümmern und verschwinden.

In den Manufakturwerkstätten büßt der Mensch seine Freiheit ein. Er ist gewissermaßen kasernirt und bis auf einen gewissen Punkt unter die willkürliche Gewalt des Arbeitgebers gestellt.

Allerdings hat diese Gattung von Feudalwesen bei Weitem nicht jene Mißbräuche und unheilvollen Resultate der ehemaligen Gebiets-Feudalität im Gefolge, aber sie bringt hervor, was überhaupt alle Unterdrückungen hervorbringen: tiefgehende Entsittlichung,

Armuth und Elend, und Neigung zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse.

Die Epoche, welche wir heute durchleben, ist jedoch nur eine transitorische, und wie alle Uebergänge schmerzlich. Die Mißbräuche dieser neuen Art von Feudalität rufen bereits und werden stets mehr und mehr die Versuche zur Befreiung hervorrufen.

Die Vervollkommnung der Maschinen und unserer wirthschaftlichen Systeme muß nothgedrungen für den Arbeiter eine Aera der Freiheit, moralischer Würde und verhältnißmäßigen Glückes in der Weise herbeiführen, daß er statt eines einfach Besoldeten eines Tages Theilhaber am Gewinne sein wird. Eine gewisse Anzahl bedeutender Gewerbsmänner begreifen zur heutigen Stunde schon die Pflichten des Reichthums, indem sie sich unaufhörlich damit beschäftigen, die gesundheitlichen Bedingungen ihrer Fabriklokalitäten und ebenso auch das Loos ihrer Arbeiter zu verbessern. Neben dieser Gattung gibt es aber noch Andere, bei welchen der Geist der Zeit vorherrscht, die sich aber um jeden Preis bereichern wollen. Sie sagen, ihre Kapitalien dürfen nicht schlafen, also gebe es auch für den Arbeiter keine Ruhe. Diese Klasse von Fabrikanten und Industriellen pferchen die Arbeiter in ungesunde Werkstellen und messen ihnen mit Spärlichkeit und Geiz die Luft und den Raum zu. Diese Gattung von Arbeitsherren verlangen mehr Arbeit und wollen weniger dafür zahlen. Und zu dieser Sorte gehörte Herr Daubré. Dazu kam noch, daß ihm der aristokratische und verschwenderische Geschmack seiner Frau ganz außergewöhnliche Ausgaben auflegte, welche er decken mußte, es koste, was es wolle. Er besaß zwei Spinnereien, eine in dem Stadtviertel St. Sauveur, die andere außerhalb der Stadt. Erst vor kurzer Zeit hatte er eine mechanische Weberei hinzugefügt.

Wer die kleinen Höfchen zu Lille nicht gesehen, wer die ungesunden stinkenden Keller nicht besucht hat, wo noch vor einigen Jahren die Arbeiter dieser Stadt, der reichsten in ganz Flandern, zusammengekauert saßen, der hat das Elend nicht in seiner ganzen Scheußlichkeit geschaut und kann sich auch keine Vorstellung von

jener moralischen und physischen Verkommenheit machen, auf welche diese menschlichen Wesen herabgedrückt sind.

Man erinnert sich noch vielleicht der Aufregung, welche die herzzerreißenden Enthüllungen eines berühmten Schriftstellers hervorgebracht, man wird jenes düstere Gemälde nicht vergessen haben, welches er von den unterirdischen Wohnungen entworfen hat.

Heute ist der größte Theil dieser Kellerwohnungen zerstört, im Jahre 1863 aber waren sie noch in großer Anzahl vorhanden.

In der Mitte der Straße des Etaques befand sich eine dieser Spelunken; ein Spinner Namens Gendoux war der Miethbewohner. Ein Luftloch, das durch eine Fallthüre verschließbar war, diente gleichzeitig als Fenster und als Eingangsthüre. Es war keine andere Treppe vorhanden, als eine schlechte Leiter, welche an den Eingang angelehnt war. Die von oben hereinfallende Tageshelle ließ die durch die Zeit und den Unrath geschwärzten Mauern nur noch trauriger erscheinen. Das Mobiliar befand sich im kläglichsten Zustande, und man wußte nicht, ob es mehr von schrecklicher Gleichgiltigkeit oder von maßlosem Elend Zeugniß ablegte. Nur ein über einer Truhe hängender, zerbrochener Spiegel, einige eingerahmte Bilder und daran gesteckte künstliche Papierblumen zeigten an, daß wohl vor nicht zu langer Zeit ein junges Mädchen diesen traurigen Ort bewohnt habe.

Eine Frau, Therese Gendoux, saß unten an dem Luftloche. Sie nähte an einer groben Arbeiterschürze. Die Tageshelle war kaum genügend, um diese grobe Arbeit fertigen zu können. Zwei emporwachsende Kinder mit bleichen aufgedunsenen Gesichtern und abgemagerten Gliedmaßen befanden sich in ihrer Nähe.

Das jüngste der beiden Kinder war vier Jahre alt, man hätte es aber höchstens für zweijährig gehalten. Es rutschte umher und wühlte in dem Unrath, der auf dem Boden umher lag. Das andere Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, säumte an einem viereckigen Stück grober Sackleinwand. Diese Arbeit brachte ihm täglich ungefähr zwei Sous ein.

Die Kinder gehörten nicht Therese, sondern einer Fabrikarbeiterin, welche des Tages über abwesend war und den nämlichen

Keller bewohnte. In der That befand sich im hintern Theile dieses an sich schon so düstern Kellers noch ein anderer, vollständig dunkler Winkel; kaum daß ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle dort Platz fanden. Die Feuchtigkeit rieselte an den Wänden herab und gab ihnen einen häßlichen, schlüpfrigen Ueberzug.

An der nicht zu beschreibenden Anhäufung von Kleidungsstücken, oder besser gesagt, von Lumpen, zerbrochenem Küchengeräthe, unförmlichen Resten aller Art, konnte man wohl errathen, daß Menschen diesen hinteren Winkel nur betraten, um dort die Nacht zuzubringen.

Ein kleines Kind lag auf dem Bette; es schlief. Sein todtblasses Gesichtchen mit den langen Zügen, den hohlen Augen und den farblosen Lippen verliehen ihm das Aussehen eines Todten. Es war erschrecklich anzusehen.

Seit wann schläft dieses Kind? — Seit dem frühen Morgen, seitdem seine Mutter nach der Fabrik gegangen war, und nun ist es 5 Uhr!

Seine Mutter hatte ihm ein Tränkchen gegeben, durch welches es bis zum Abend in Schlaf versunken bleiben sollte.

Das Kind war zwei Jahre alt. Es war vielleicht noch nie an die frische Luft gekommen; seine kleinen Gliedchen hatten noch nie die belebende Sonnenwärme verspürt. Man könnte sich fragen, ob es denn möglich sei, daß eine Mutter ihr Kind einem solchen Schicksal überlasse. Leider hatte diese Frau drei Kinder und ihr Mann kam nur in das Logis, wenn sein Lohn von 14 Tagen verzehrt war. Ihren ältesten, acht Jahre alten Sohn nahm sie mit sich in die Fabrik. Sie verdienten Beide zusammen anderthalb Franken jeden Tag und mit diesen anderthalb Franken sollte sie Wohnung, Nahrung und Kleidung für vier Personen bestreiten.

Diese vier menschlichen Wesen verschlangen am Abend wie die Thiere irgend eine unverdauliche Nahrung; denn Feuer wurde nie angemacht. Dann streckten sie sich auf das feuchte Stroh aus, das ihnen zum Bett diente. Mutter Gendoux fühlte Mitleiden mit ihnen. Mitunter machte sie ihnen eine Suppe, oder sie gab den Kindern ein wenig Bier. Sie hatte für diese Kleinen, welche den

ganzen Tag bei ihr waren, eine eigenthümliche Zuneigung gewonnen, und wenn sie sich so mit ihnen abgab, konnte man auf ihrem strengen Gesichte einen tiefen Schmerz nicht verkennen.

Mitunter entfloh ihren Lippen ein Seufzer, sie wischte sich eine Thräne von den Augen und murmelte leise vor sich hin:

„Arme Genofeva! — was mag sie auch machen? Mein Gott! was wird aus ihr geworden sein?"

So auch heute, als die Nacht völlig hereingebrochen war, zündete Mutter Gendoux die Lampe an, stellte die verwitterte Leiter an den Eingang, schloß die Fallthüre, machte dann das Feuer an und bereitete das Abendessen für Gendoux, dessen Rückkehr sie erwartete.

Das Kind hörte auf zu nähen und spielte mit seinem kleinen Brüderchen.

Mutter Gendoux war beunruhigt, das geringste Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit. Endlich hörte sie den Zapfenstreich.

‚Es ist nun bald Zeit; sie werden kommen', dachte sie.

Sie brachte in die unterirdische Wohnung ein wenig Ordnung, und kaum war dies geschehen, als auch bereits an dem Luftloche angeklopft wurde. Die Fallthüre wurde geöffnet. Es war ein Mann von ungefähr 60 Jahren. Er war noch kräftig, hatte aber einen etwas schwerfälligen Gang und sein Oberkörper war ziemlich gekrümmt. Schon seit langen Jahren war er Spinner. Vor Erfindung des sogenannten mechanischen Revideurs war es eine äußerst beschwerliche und sehr ermüdende Arbeit gewesen, die sehr oft körperliche Verunstaltungen zur Folge hatte.

„Es ist gut, es ist Alles bereit. Therese gib mir schnell meine Suppe," sagte Gendoux mit hastiger Stimme, „denn sie werden kommen."

Er stützte sich auf den Tisch und schien nachdenkend.

Die alte Frau trug das karge Mahl auf, blieb dann, die beiden Hände in die Hüften gestützt, stehen und neigte ihren Kopf in beunruhigter Haltung Gendoux zu, der sie aber nicht betrachtete.

„Sie werden kommen?" wiederholte sie in ängstlichem Tone,

„Ja, hole die Stühle der Nachbarin herbei, denn es sind mindestens dreißig.“

„Dreißig!“ rief sie erschrocken aus. „Ach! Gendoux, nimm dich in Acht und überlege, was du thust! Wenn man dich gefänglich einziehen würde! Bist du mindestens aller Jener sicher, welche du erwartest?“

„Ich bin aller Kameraden sicher. Es sind lauter Unzufriedene. Uebrigens handelt es sich ebenso um ihr Interesse, wie um das meinige.“

„Nicht alle haben aber die nämlichen Gründe,“ murmelte Therese.

„Allerdings nicht Alle die nämlichen, aber Viele gibt es unter ihnen, welche in dieselben Klagen und Verwünschungen einzustimmen haben wie ich. Sind es nicht die Fabrikherren selbst, so sind es die Werkmeister, welche unsere Töchter und Frauen verführen; denn aus diesen Fabriken kommen sie meistens nur entehrt heraus.“

„Rede mindestens nicht in solcher Weise von Genofeva,“ begann Frau Gendoux wieder, „es genügt schon daran, daß sie uns verlassen hat. Man braucht nicht überall den ganzen Umfang unseres Unglücks zu wissen.“

„Ah! du glaubst, man wisse es nicht,“ erwiderte der Spinner mit purpurrothem Gesichte. „Genofeva war das schönste Mädchen in der Fabrik. Sie war Jedermann bekannt und Jedermann wußte, daß dieser Wüstling v. Lomas die Wollkämmerei nur deßhalb besuchte, um sie zu sehen. Schon seit langer Zeit war sie der Gegenstand des Gespötts und Hasses ihrer Freundinnen und der Männer, weil sie tugendhaft geblieben war. Wer in einer Fabrik sich sittsam aufführt, wird zum Aergerniß! Und jetzt diese Schadenfreude? Mitunter dringen die Reden bis zu meinen Ohren. Da kocht dann das Blut in meinen Adern und ich möchte jedem seine stichelnde Zunge herausreißen, so empört mich jede Erinnerung an die schändliche That. Oft schon habe ich diesem Lomas Tod und Verderben geschworen; aber es gibt noch eine bessere Rache und ich bereite mich dazu.“

Therese hatte sich niedergesetzt und wischte mit ihrer Schürze die Thränen ab, welche über ihre Wangen rollten.

„Ach! Gendoux, ich habe es vorher gesagt, man solle sie nicht in diesen Höllenschlund schicken. Wenn sie nur Spitzenklöpplerin geblieben wäre!“

„Erinnerst du dich denn nicht mehr? Ich war krank, mein Knie hinderte mich zu arbeiten. Du verdientest mit deiner Schurzmacherei täglich 12 Sou und Genofeva einen Franken mit ihrer Spitzenklöpplerei. Um diesen Franken aber wirklich zu verdienen, mußte sie noch einen Theil ihrer Nachtruhe opfern. Als ich sie nun so bleich, mit abgematteten Augen stets über ihren Rahmen hingebeugt sah, als ich dieses leise, verdächtige Hüsteln hörte, wurde ich unruhig und sagte zu mir selbst: ‚In der Fabrik kann sie mit Leichtigkeit 30 Sous verdienen und ihre Wangen werden sich wieder färben.‘ In der Fabrik des Herrn Daubré war eine Stelle als Ordnerin der Wollkämme frei, es war eine reinliche und gesunde Arbeit. Wer hätte es sich je einfallen lassen, daß dieser Lomas über sie Meister würde!“

„Bist du aber auch ganz gewiß, daß er es ist, welcher Genofeva entführte?“

„Beweise habe ich unglücklicher Weise nicht dafür; aber ich bin dessen sicher, ja ganz sicher!“

„Er wird sie mindestens nicht Hunger sterben lassen. Armes Geschöpf, was mag sie wohl machen? Ach! wenn ich nur wüßte, wo sie ist, siehst du, ich würde hingehen und sie wieder mit nach Hause nehmen. Ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht mehr und habe zu Allem die Lust verloren. Wenn sie nicht wieder kommt, Gendoux, ich glaube, daß ich darüber sterbe.“

In diesem Augenblicke wurde die Fallthüre geöffnet.

„Sie sind es,“ rief Therese erschrocken aus.

„Nein, es ist die Bourgeat mit ihrem Jungen,“ sagte Gendoux.

Es war in der That ihre Miethbewohnerin. Ihre Kinder betrachteten sie mit jenem düstern und verdummten Blick, mit jener

schläfrigen Unbeweglichkeit, welche nur von der ungemeinen Verkümmerung aller Körperkräfte herrührt.

Diese Frau war das ächte Bild der Liller Arbeiterinnen: blond, mager, von abgelebter Farbe. Sie war noch jung, aber zahlreiche Gesichtsfalten, durch angestrengte Arbeit und Entbehrungen erzeugt, hatten sie frühzeitig altern lassen. Ihre Kleider, oder besser gesagt, ihre Lumpen, waren unreinlich und wie ihre Haare mit Flocken von Werg überdeckt, denn sie war in dem Auslese-Raum einer Flachsspinnerei beschäftigt.

Bei dieser Arbeit stund sie den ganzen Tag mit den Füßen im Wasser, inmitten eines dichten und ungesunden Staubes, bei einer verpesteten und bis zu 25 Grad erhitzten Atmosphäre.

Nach einer dreizehnstündigen Arbeit kehrte sie in ihren dunkeln Kellerwinkel zurück, wo sie kein Feuer, aber vier hungrige Kinder fand. Welchen Muth, welche Mutterliebe, oder welche Trägheit mußte sie besitzen, um ein solches Dasein ertragen zu können?

„Kommen Sie gleich wieder herein," sagte Therese zu ihr, „damit ich Ihnen eine Suppe einschneiden kann. Wir werden diesen Abend Besuch erhalten. Wenn Sie etwas spät noch reden hören, dürfen Sie darüber nicht unruhig werden."

„Ach! Frau Therese, wie dankbar bin ich Ihnen. Und sind die Kleinen recht artig gewesen?"

„Ja, ganz brav. Und das Kleinste hat sich nicht gerührt."

Die Arbeiterin lächelte mit Zärtlichkeit ihren beiden Kindern zu, zündete hierauf ihre Lampe an jener der Gendoux an und begab sich nach dem Winkel, welchen wir bereits beschrieben haben.

Das Kind schlief fortwährend. Sie nahm und küßte es. Sein Körper war aber steif und seine Stirne eiskalt.

Bei dieser Wahrnehmung durchzuckte sie ein Schauder. Sie stieß einen Schrei aus, und wirren Auges, mit von Schreck entstelltem Gesicht wankte sie zu den Gendoux's herüber. Sie hielt ihr Kind in den Armen und drückte es krampfhaft an die Brust. Sie vermochte nur ein klägliches Winseln hervorzupressen und fiel dann auf einen Stuhl nieder.

Gendoux und seine Frau wagten es nicht, eine Frage an sie zu richten.

„Herr Gott im Himmel!“ rief sie endlich mit herzbrechender Stimme aus; „es ist todt! Und ich bin es, ich habe es vielleicht um's Leben gebracht! Ich bin heute früh in der Apotheke gewesen . . . Gestern war die Dosis nicht stark genug und heute . . .“

In diesem Augenblicke traten drei Arbeiter ein und stiegen die hölzerne Leiter herab. Einer davon eilte hinweg, um einen Arzt zu holen, die beiden Andern halfen Gendoux, die Arbeiterin auf ihr Bett zu tragen.

Der Arzt erklärte, das Kind sei nicht der Einflößung eines zu starken Schlaftranks erlegen, sondern aus Mangel an Sorgfalt, Luft und hinreichender Nahrung gestorben.

„Weßhalb,“ fragte der Arzt die Mutter, „haben Sie denn ihr Kind nicht in die Krippe gebracht?“

„Ach! als ich dort war, hatte man keinen Platz, und es waren so viele Andere vor mir eingeschrieben! Dort, wie überall, muß man Fürsprache haben, und ich hatte keine.“

Die drei Kinder standen düster und unbeweglich um das elende Bett ihrer Mutter her, die allmälig ruhiger wurde.

Sie vermochte nun wieder zu denken, und gab sich selbst den für eine Mutter freilich furchtbaren Trost: Es ist ihm wohlgegangen, es ist ein Glück für das Kind, daß es gestorben ist.

Gegenüber solchen Elendes fühlte sich der Arzt kaum bewegt; er begegnete ja dem nämlichen Elende jeden Tag auf's Neue.

Die Freunde Gendoux's stellten sich nach und nach ein; der Arzt betrachtete sie mit Erstaunen.

„Hören Sie,“ sagte Letzterer endlich, „wir wollen zusammensteuern!“

Die Arbeiter griffen sofort in ihre Taschen und Jeder überreichte der armen Frau eine kleine Gabe.

Als die Versammlung endlich beisammen war, schritt man zur Zählung der Arbeiter. Es waren deren dreißig. Jede der

hervorragendsten Spinnereien von Lille hatte einen Vertreter gesandt.

Gendoux erhob sich.

Sein zurückgeworfener Kopf zeigte nicht jenes Phlegma der Leute aus dem Norden; eine südliche Energie sprach aus seinen schwarzen durchdringenden Augen. Im Jahre 1848 hatte er sich bereits als Clubredner einen Ruf erworben; bei allen Veranlassungen, wo es sich um Arbeiter-Interessen handelte, war er der Wortführer. Er galt für einen unruhigen und gefährlichen Geist; er war aber thatsächlich ein gerechter, intelligenter und von allen seinen Kameraden geachteter Mann. Auch heute hörten sie ihm aufmerksam zu. Er besaß wirklich einiges Rednertalent. Sein lebhaftes, ausdrucksvolles Wort traf scharf und kernig den Gegenstand.

Seine heutige Rede war eine energische Vertheidigung des Rechts auf Arbeit und eine scharfe, vernichtende Darstellung des moralischen Elends in den Fabriken.

Auf die Forderungen einiger amerikanischer Arbeiter-Korporationen sich stützend, welche die Arbeitszeit auf täglich acht Stunden festsetzten, machte er Vorschläge, welche er zwar selbst für unzulässig hielt; er sagte jedoch, man müsse die Anforderungen hoch spannen, um wenigstens einige Zugeständnisse zu erhalten. Indem er an den schmerzlichen Zwischenfall erinnerte, der die Versammlung erst vor wenigen Minuten bewegt hatte, verlangte er auch für die Frauen, die er gleichfalls in die Koalition mit hineinziehen wollte, daß ihnen täglich zwei Stunden bewilligt werden müßten, um die Nahrung für die Familie bereiten und ihre Kinder besorgen zu können.

Er schloß seine Rede mit folgenden Worten, welche eines tiefen Eindrucks auf die Anwesenden nicht verfehlten:

„Unsere Fabrikherren verweigern eine Erhöhung des Arbeitslohns und eine Verminderung der Arbeitsstunden, indem sie zum Vorwand nehmen, daß wir diese Zeit und dieses Geld lediglich doch nur im Wirthshause vergeuden würden. Auf welche Art wenden sie selbst aber ihre Zeit und ihre Reichthümer an, wenn

nicht zur Befriedigung ihrer Laster? Wenn wir betrunken sind, fallen wir in die Straßenrinne und werden auf die Polizeiwache gebracht, und wenn sie betrunken sind, rollen sie auf den Bodenteppich und ihre Lakaien bringen sie in weichgepolsterten Wagen in aller Stille nach Hause: das ist der ganze Unterschied.

„Sie halten sich über unsere Ausschweifungen und Liederlichkeiten auf; aber wer hat uns dazu das Beispiel gegeben? Woher stammt diese Verderbniß bei uns? Wer bringt das Gift des Lasters in unsere Familien, wer stellt unseren Frauen nach und verführt unsere Töchter? Diese Menschen haben am wenigsten ein Recht, uns zu bevormunden und unter dem elenden Vorgeben, wir können eine bessere Stellung nicht ertragen, uns ein menschenwürdiges Dasein zu verweigern und unsere Kräfte für ihre Bereicherung auszunützen. Hier muß geholfen werden, wir haben die Knechtschaft lange genug getragen. Und hilft nicht billiges Fordern, gehen sie auf die Lohnerhöhung nicht ein, so sollen die Herren selbst einmal an den Webstuhl stehen, wir stellen die Arbeit ein."

Auf's Neue wurde klar, welch' großen Einfluß Gendoux bei seinen Kameraden hatte; seine Rede wurde mit großem Beifalle belohnt, und nachdem noch einige andere Arbeiter das Wort ergriffen, um seine Anträge zu unterstützen, wurde der Strike beschlossen.

Am darauffolgenden Tage bereits sollte Jeder in diesem Sinne verfahren.

Alle Anwesenden waren einflußreiche Arbeiter und verfügten über mehr oder minder zahlreiche Arbeitergruppen.

Aber eben als sie auseinander gehen wollten, wurden drei starke Schläge gegen die Fallthüre geführt, welche in der Wölbung widerhallten.

Therese wurde leichenblaß.

„Stille!" sagte Gendoux fast unhörbar; „wir sind verrathen!"

Eine tiefe Stille herrschte rings umher.

Im nämlichen Augenblicke schlug es auf dem benachbarten Kirchthurme 11 Uhr.

„Im Namen des Gesetzes!" wurde von außen gerufen, „aufgemacht!"

Widerstand leisten wäre unnütz gewesen.

Gendoux stieg die Leiter hinauf und zeigte sich.

„Ihr seid es, Gendoux, der Spinner?“

„Ja, ich bin's!“

Der Polizeikommissär in Begleitung von zwei Gensdarmen trat herein. Er überblickte während einiger Augenblicke die Versammlung, dann sagte er:

„Wir verhaften Euch wegen Uebertretung des Gesetzes, welches die Koalitionen verbietet, und des Artikels 291 des Strafgesetzes, welcher jede Versammlung von mehr als zwanzig Personen untersagt. Sie sind hier zu dreißig. Folgen Sie mir, vorwärts!“

Gendoux fügte sich der Gewalt und folgte dem Polizeikommissär.

Als Therese ihren Mann zwischen den Gensdarmen sah, stieß sie einen Schrei aus, wollte auf ihn zueilen, ihre Beine versagten ihr aber den Dienst und sie stürzte ohnmächtig zusammen.

Der in diesem Kapitel erzählte Vorfall war es, welchen die telegraphische Depesche angedeutet hatte, die Herrn Daubré schleunigst nach Lille zurückberief.

IV.

Nach dem etwas schnellen Rückzug der Familie Daubré und der ziemlich gereizten Abendunterhaltung, trennten sich die Borel's mit einiger Kälte. Fräulein Borel fühlte sich durch das spöttelnde Benehmen ihrer Familie verletzt.

Maxime befürchtete die Abreise der Frau Daubré. Beatrix, auf Madeleine eifersüchtig, gab sich das Ansehen, ihr nicht gute Nacht zu wünschen. Madeleine ging traurig und nachdenkend auf ihr Zimmer. Sie wiederholte sich selbst mit Bitterkeit die von Fräulein Borel gesprochenen Worte:

„Ohne Würde ist eine materielle Unabhängigkeit unmöglich."

Diese Tochter eines armen Arbeiters war eine stolze und kernige Natur, und Fräulein Borel hatte es sich angelegen sein lassen, bei ihr die Würde und Charakterstärke zu entwickeln, welche für eine Frau die besten Hüterinnen sind.

Madeleine fragte sich in der That selbst, was bin ich hier im Hause? Ein aus christlicher Liebe aufgenommenes Kind. Fräulein Bathilde ist zu edel, um mich jemals meine abhängige Stellung fühlen zu lassen, aber die Sprache und mitunter die verächtlichen Blicke von Laura und Beatrix erinnern mich nur zu sehr daran, daß ich hier im Hause eine Fremde bin. Frau Borel bezeugt mir ebenfalls nicht mehr das frühere Wohlwollen. Außerdem scheint es mir, daß Maxime mitunter in so leichtfertigen Ausdrücken mit mir spricht . . .

Bei diesem Gedanken überzog eine Röthe ihr Gesicht. Sie setzte sich auf ihr Bett nieder: Es scheint, daß er trotz aller von Fräulein Borel mir bewiesener Zuneigung nicht vergessen kann, daß ich die Tochter

des alten Bordier, der armen Françoise und die Schwester der Sammetarbeiterin Marie bin. Es ist wahrlich Wahnsinn von mir, so oft an ihn zu denken. Frau Daubré liebt ihn, dies steht außer Zweifel. Wie vermöchte er auch dieser Liebe gegenüber theilnahmlos zu bleiben, da sie allen seinen Eitelkeiten schmeichelt! Sie ist schön, geistreich .... Nein, sie ist nicht schön, sie hat keinen Verstand, und sie hat kein Herz; sie ist weiter nichts als eine Kokette ... aber sie ist eine vornehme, reiche, elegante Dame und Maxime ist dem Luxus so ergeben! Ach, mein Gott! warum mich so leiden lassen!

Sie verhüllte ihren Kopf und weinte.

Plötzlich erhob sie sich: Wäre ich vielleicht eifersüchtig? Und auf wen? Auf Maxime, welcher mich nicht liebt, auch nicht lieben kann? Nein, ich werde nicht mehr an ihn denken, ich will es nicht mehr. —

Sie stund auf, zündete eine Wachskerze an, und warf ein Nachtkleid über. Sie befand sich vor einem großen Spiegel. Als Künstlerin konnte sie es sich nicht versagen, ihr Bild zu bewundern.

Die Leidenschaft leuchtete aus ihren Augen und belebte ihre Wangen. Unter dem lose befestigten Nachthäubchen rieselte eine ganze Fluth der schönsten Locken hervor. Ihr voller Busen hob und senkte sich stürmisch; die feine Körperbildung mit dem herrlichen Ebenmaß der Glieder zeigte sich im Nachtgewand in der vortheilhaftesten Weise. Ihr kleines rosiges Füßchen ruhte nackt auf dem Boden, ohne die Kälte zu fühlen.

Ihr südlicher Teint, ihre großen lebhaften Gazellen-Augen, das blendende Roth ihrer Lippen, ihre gewölbte und geschmeidige Taille deutete die Kraft der früheren Geschlechter an, von denen sie stammte; gleichzeitig fand man bei ihr aber auch die unterscheidenden Merkmale der fein gebildeten Gesellschaft: ein gerades Profil, die Vollendung des Modells, die kleinen Händchen und insbesondere den nachdenklichen Ausdruck des Blickes.

Diese Kontraste, welche auf ihrem Gesichte sich begegneten, erzeugten in dem Beschauer zunächst eine Art von Beunruhigung. Ihr Gesicht erschien fremdartig und dennoch war es anziehend.

Ihr nachdenkliches Aussehen ließ auf Härte schließen, aber diese Härte war von einem Lächeln umleuchtet, das sie doch zugleich sanft und äußerst lieblich erscheinen ließ. Die delikaten und nervösen Frauen erklärten sie für garstig, denn zwischen ihrer Gesichtsbildung und der Madeleine's bestund eine zu große Unähnlichkeit. Aber die Männer, insbesondere die verdorbenen Männer, waren auf den ersten Anblick wie bezaubert von ihr.

Nachdem sie sich bewundert hatte, wendete sie sich ungeduldig von dem Spiegel ab:

Weßhalb bin ich nicht ebenfalls blond, mager und reich wie Frau Daubré? seufzte sie . . . . Ich werde aber berühmt, vielleicht reich werden, und dann . . . .

Ihr Mund nahm einen ernsten Zug an, ihr Auge wurde feucht und plötzlich von einem Feuer und einer inneren Erregung erleuchtet, daß man sie hätte für begeistert halten können.

Sie hatte sich auf einen Sitz niedergelassen, und was war der Grund ihrer Erregung, was beschäftigte ihre Seele in diesem Augenblick? Das arme Kind schrieb ein Gedicht und auf diese Arbeit setzte es seine Hoffnungen, einst reich zu werden. Obwohl sie schon davon hatte reden hören, welche Schwierigkeiten es habe, durch die Literatur zur Berühmtheit oder zu Reichthümern zu gelangen, achtete sie doch alle diese Hindernisse für nichts.

Da sie die Kraft der Jugend in sich fühlte, dachte sie nicht daran, daß ihr Muth sich abschwächen könne. Sie hatte eine große Vorliebe für die Kunst und ahnte nichts von dem Eckel, welchen die Arbeit um das Geld einflößen kann; ihre Einbildung machte sich von dem Künstlerleben die ausschweifendsten Begriffe und sie weigerte sich zu glauben, daß eifersüchtige Bekrittelung, Enttäuschung in der Freundschaft, Unrecht und Noth meistens das Schicksal des Talentes sind.

Ferner war ihr unbekannt, daß, wenn diese Laufbahn für den kühnsten Mann schon schwierig ist, dieselbe für die Frau fast ganz unmöglich sei; denn die Frau hat auf diesem dornenvollen Pfade nebenbei noch gegen den Spott und gegen das Vorurtheil der Männerwelt anzukämpfen, welche das Studium der Frau auf

die Wissenschaft des Hauswesens beschränken möchte. Durch Fräulein Borel erzogen, welche für die Frau das Recht zur Entwickelung und vollständigen Ausübung ihrer geistigen Fähigkeiten in umfassendster Weise in Anspruch nahm, trug sie dem Vorurtheil keine Rechnung. Sie sah nicht vorher, welche Qualen die Gesellschaft allen auferlegt, die sich erkühnen, gegen sie anzukämpfen. Wenn diese Hindernisse einer reichen Frau mehr oder weniger gleichgültig sein können, so sind sie für eine arme Frau meistens unüberwindlich, ja vernichtend.

Madeleine sagte zu sich selbst: In der Erwartung eines recht schnellen literarischen Erfolges werde ich, um meinen Unterhalt zu verdienen, mich einstweilen mit Malerei beschäftigen, — denn sie war auch Malerin. Sie besaß jenen Sinn für Form und Farbe, jene Lebhaftigkeit der Eindrücke, jenes energische Gefühl der Wirklichkeit, und jene schöpferische Kraft, die dem Maler wie dem Dichter gleich unentbehrlich sind. Aber war es auch ganz sicher, daß sie wirkliches Talent besitze? Einige in dem Salon erzielte Erfolge hatten sie berauscht. Man hatte ihre Verse und ihre Bilder bewundert, weil sie im Hinblick auf ihre Jugend überraschten. Da sie ihre Versuche aber noch unvollkommen fand, da sie in sich eine ganze Welt oberflächlicher Entwürfe und unvollständiger Gedanken fühlte, dachte sie: Wenn es mir gelingt, dieses Durcheinander zu ordnen, meine Eingebungen zu verdichten, meinen Träumen greifbare Formen zu geben, dann werde ich sicher eines Tages Meisterwerke hervorbringen; — und durch diese Hoffnung gestärkt, glaubte sie alle Hindernisse überwinden zu können.

So arbeitete sie bis Tagesanbruch, ohne Kälte oder Ermüdung zu fühlen; denn sie war in jener Gehirnerregung, jenem glühenden Fieber der schöpferischen Thätigkeit, worin ja allein das wahrhaft heilige Feuer der Kunst besteht. Immerhin aber hielt sie von Zeit zu Zeit inne zu schreiben.

Ihr schöner Leib dehnte sich; ihre Augen schloßen sich zur Hälfte, sie blieb unbeweglich und träumerisch, plötzlich aber bewegte sie sich wieder und streckte den Arm aus, gerade als ob sie ein zudringliches Bild verscheuchen wollte.

„O! lassen Sie mich arbeiten!“ murmelte sie vor sich hin.

Maxime war ihr vor die Seele getreten.

Als vor den ersten Strahlen des anbrechenden Tages ihre Wachskerze allmälig erbleichte, schlüpfte sie in ihr Bett, um sich zu erwärmen, und von Müdigkeit erschöpft, war sie schnell von tiefem Schlaf umfangen. So erwachte sie denn auch sehr spät und kam erst herab, als das Dejeuner beinahe beendigt war.

Frau Borel ließ sie deßhalb auch sogleich ihre schlechte Laune fühlen, was Madeleine immer am meisten außer Fassung brachte und ganz besonders demüthigte.

„Es scheint,“ sagte Beatrix in einem sauersüßen Tone zu ihr, „daß Sie ganze Nächte nicht zu Bette gehen. Ich habe in ihrem Zimmer bis heute 5 Uhr in der Frühe Licht gesehen.“

Madeleine erröthete.

„Warum erröthen sie denn?“ bemerkte Laura in leichtfertiger Weise. „Haben Sie vielleicht schlechte Bücher gelesen?“

„Ich bin aufgestanden, weil ich nicht schlafen konnte,“ stammelte Madeleine in zunehmender Verwirrung.

„Waren sie leidend, mein Kind?“ fragte Fräulein Borel.

„Ich glaube, ich hatte ein wenig Fieber, heute früh geht es mir aber wieder besser.“

In diesem Augenblick wurde für Madeleine ein Brief überbracht. Als sie die Adresse gelesen hatte, schien sie bewegt und nahm einen Vorwand, um hinweg zu gehen.

„Ich finde,“ sagte Beatrix trockenen Tones, „daß Madeleine schon seit einiger Zeit ein sonderbares Wesen an sich hat. Sie legt sich zu außergewöhnlichen Stunden nieder und schließt sich den ganzen Tag in ihr Zimmer ein. Mit einem Worte, sie führt ein geheimnißvolles Dasein.“

„Man muß allerdings gestehen, Bathilde,“ pflichtete Frau Borel bei, „daß Sie diesem jungen Mädchen eine sonderbare Erziehung geben: Sie erlauben ihr, allein auszugehen, Romane und Bücher gegen die Religion zu lesen, Sie erlauben ihr sogar Briefe zu empfangen und deren abzusenden, ohne daß Sie vorher Einsicht davon genommen hätten.“

„Warum fügen Sie nicht auch noch bei, daß ich ihr erlaube, allein zu denken? Man muß ein Erziehungssystem nach den Ergebnissen beurtheilen, welche es hervorbringt. Was können Sie Madeleine vorwerfen? Ist sie nicht vollständig aufrichtig, gut und bescheiden?"

„Ja, das ist wahr," bestätigte Herr Borel.

„Liebe Tante, erlauben Sie mir zu sagen," fügte Maxime bei, „daß, wenn ich auf der Straße einem Mädchen begegnete, mit einem so lieblichen Gesichtchen, ich mich augenblicklich sterblich in dasselbe verlieben würde. Ihr kleines Madeleinchen ist in der That schauderhaft verführerisch, und wenn mich die Ehrerbietung gegen Sie nicht davon abhielte . . . ."

„Willst Du wohl schweigen, Maxime," unterbrach ihn Frau Borel in ernsthaftem Tone. „Du solltest nicht vergessen, vor wem du sprichst."

„Ich beobachtete sie gestern Abend," warf Beatrix insinuirlich hin, „ich glaube, daß unter dieser Einfachheit sich viel Anmaßung und Hochmuth verbirgt."

„Und worauf gründest du dein Urtheil?" entgegnete streng Fräulein Borel.

„Ich halte sie für ein gutes Mädchen, aber sie regt mir mit ihren hochfliegenden Gedanken und Bestrebungen die Nerven auf."

„Ich kann Sie in der That versichern, Bathilde," begann Frau Borel mit etwas Bitterkeit in der Stimme, „daß ich hinsichtlich Ihres Schützlings nicht ohne Besorgnisse bin. Wenn ihr irgend ein unangenehmer Zufall zustieße, würden meine Töchter, welche sie fast wie eine Freundin behandeln, dadurch thatsächlich kompromittirt werden. Mit solcher Schwärmerei und derartigen Gedanken von Unabhängigkeit . . . ."

„Sie beurtheilen die Frau, liebe Schwester," unterbrach sie Fräulein Borel, „so wie sie die Vorurtheile und eine falsche unvollständige Erziehung gemacht haben. Sie würden eine verheirathete Frau, selbst dann wenn sie erst 16 Jahre alt wäre, nicht bekritteln, wenn sie allein ausgehen würde."

„Eine verheirathete Frau hat ihren Mann zum Beschützer und um sie vor den Gefahren zu warnen, welche sie zu fürchten hat.“

„Ganz richtig,“ erwiderte Bathilde, „gerade wie auch die arme Frau ihren Mann hat, der sie ernähren soll. Wenn aber der Mann seine Pflicht nicht thut, und wie Viele thun dieselbe? was soll alsdann aus jener Frau werden, welche an den Schutz gewöhnt, plötzlich ihrer Stütze beraubt wird? Wenn Madeleine in jener Stellung geblieben wäre, aus welcher ich sie hervorgezogen, nicht wahr, dann würde sie allein ausgehen? — und Niemand würde es einfallen, sie deßhalb zu tadeln. Ich will aus Madeleine keine jener Frauen machen, welche in der Trägheit aufwachsen, ein abhängiges seichtes Leben voll innerlicher Leiden, Leiden des Herzens, eingebildeter Leiden, sogar physischer Leiden führen, sämmtlich dem Müßiggang entsprungen. Der Augenblick ist endlich herbeigekommen, wo die Erziehung und die Bestimmung der Frauen eine Aenderung erfahren muß. In unsern freien modernen Gesellschaften können die Frauen nicht mehr am Gängelbande geführt, noch ausschließlich in das Weiberzimmer eingeschlossen werden. Sie müssen nun ebenfalls, je nach ihren Eigenschaften, ihren Antheil an der gesellschaftlichen Thätigkeit haben; vor Allem andern sind sie aber dazu berufen, sich selbst zu regieren, hierin besteht ihre wahrhafte und einzige Emanzipation. Sie müssen allein ausgehen, allein handeln, denken und sich allein entscheiden. Es bedarf noch weit mehr; sie müssen selbst für ihr Dasein sorgen, sich eine Zukunft gründen, anstatt wie bisher diese Zukunft von dem Verkauf ihrer Person an den Meistbietenden durch schändende Liaison's oder von Geldheirathen abhängig zu machen. Entwickelt man in ihnen das nöthige Gefühl von Würde, dann wird man ihnen auch eine ganz andere Stellung dem Manne gegenüber gegeben haben. Anstatt sie in geflissentlicher Unwissenheit zu erziehen, zeige man ihnen im Gegentheil die gelegten Fallstricke und die Abgründe, in welche man sie zu stürzen sucht. Sie werden dann, und wenn es auch nur aus Eigennutz geschähe, den Verführungen wider-

stehen. In diesen Grundsätzen habe ich Madeleine erzogen und ich bürge für sie."

„Ich würde mich sicherlich," erwiderte Frau Borel mit der Halsstarrigkeit einer guten Katholikin, „jeder Bemerkung enthalten haben, wenn es sich nicht um eine Gefährtin meiner Töchter handelte; denn ich weiß, daß wir uns auf diesem Felde doch nie verstehen werden. Ich will aus meinen Töchtern Frauen von Welt machen, welche wie die übrige Welt leben, wie Jedermann leben sollen, Sie hingegen erziehen Madeleine für eine Gesellschaft, welche nicht vorhanden ist."

„Wohlan, Euphemie! da wir nun doch einmal bei diesem Kapitel angelangt sind, so äußern Sie sich auch ganz aufrichtig. Nicht wahr, die Anwesenheit Madeleinens ist Ihnen unbequem? Die Meinige vielleicht ebenfalls? Ohne Zweifel befürchten Sie, daß für die Zukunft meine voltairianischen Anschauungen, wie Sie sich auszudrücken belieben, das Seelenheil Ihrer Kinder beeinträchtigen, möglicherweise fürchten Sie auch noch nebenbei, daß die Schönheit Madeleinens der Versorgung Ihrer Töchter in dieser Welt schaden könne. Ich habe mich daher entschlossen, auf Reisen zu gehen. Was Madeleine betrifft, werde ich sie in angemessener Weise unterbringen."

„Was du doch sagst, meine theure Bathilde," unterbrach sie Herr Borel, indem er ein wenig die Farbe wechselte, „darum handelt es sich gewiß nicht. Euphemie ist zu weit gegangen. Du weißt, daß wir trotz unserer Meinungsverschiedenheiten dennoch eine tiefe Anhänglichkeit für dich fühlen. Wir sind Alle ohne Ausnahme glücklich, daß du bei uns bist, und wir wären in der That untröstlich, wenn du uns wegen dieses bedeutungslosen Gesprächs verlassen wolltest."

Er schwieg, aber weder die beiden jungen Mädchen, noch Frau Borel, am allerwenigsten aber Maxime, welcher in diesem Augenblick an Frau Daubré, an Pouliche oder an Fräulein Lucie oder vielleicht an alle drei zugleich dachte, unterstützten die versöhnenden Worte des Herrn Borel.

„Mein lieber Theodor," erwiderte Bathilde, „ich bin dir für

deine guten Gefühle sehr dankbar und ich versichere dich, daß ich ohne Groll rede. Du weißt, daß ich Andersdenkenden gegenüber nachsichtig bin; ich kann somit auch begreifen, daß ihr meine Ansichten bekämpfet. Zu was sollen aber diese Kämpfe dienen, durch die Niemand bekehrt, Niemand belehrt wird? Wenn man sich gegenseitig nicht verstehen kann, ist es da wohl nicht besser, sich zu trennen?"

Sie stand auf und entfernte sich. Sie hatte die letzten Worte mit leicht zitternder Stimme gesprochen.

„Euphemie, du begehst Thorheiten," sagte Herr Borel mit großer Aufregung. „Wenn Bathilde ihr Pflegekind nicht hinlänglich überwacht, konntet ihr es denn nicht selbst überwachen, ohne einen derartigen Lärm hervorzurufen? Ihr wißt Alle, daß ich meine Schwester trotz ihrer überspannten Anschauungen sehr liebe. Endlich zwingt ihr mich noch dazu, euch zu sagen, daß der größte Theil ihres Vermögens in meinem Geschäfte angelegt ist. In diesem Augenblick würde mich ein Bruch unter uns in große Verlegenheit setzen."

Die ganze Familie war durch diese unerwartete Aeußerung des Herrn Borel im höchsten Grade betroffen.

V.

Madeleine war auf ihr Zimmer gegangen und las dort, noch am ganzen Leibe zitternd, den Brief, welchen sie erhalten hatte.

Er war von ihrer Schwester Amalie, Lehrerin in dem Ardèche-Departement und lautete folgendermaßen:

Lyon, 7. März 1863.

Meine theure Madeleine!

„Ich habe Dir ein großes Unglück mitzutheilen: Unsere Mutter ist erblindet, sie ist untröstlich darüber und wünscht sich den Tod, denn sie kann sich nicht dazu entschließen, vollständig uns zur Last zu fallen und dadurch für uns noch ein Zuwachs an Elend zu werden. Obgleich ihr Augenlicht schon lange geschwächt war, konnte sie bisher dennoch mit Sacknähen einige Sou verdienen, jetzt hat sich ihr Uebel aber so verschlimmert, daß sie ihre Nadel nicht mehr einfädeln kann.

„Das ist noch nicht Alles: Marie liegt zu Bette, Marie, die Vorsehung des Hauses. Als Sammetarbeiterin verdiente sie einen hübschen Lohn, aber dieses Handwerk verzehrt ihre Kräfte. Du weißt, daß die Sammetarbeiter mit dem Magen auf dem Querholz liegen, und darum hat sie jetzt so heftige Magenschmerzen, daß sie ihre Arbeit nicht mehr fortsetzen kann.

„Ich habe die Erlaubniß erhalten, mich auf zwei Tage nach Lyon begeben zu dürfen, um diese armen Unglücklichen ein wenig zu trösten. Gestern habe ich unsere Mutter zu dem Augenarzt geführt, er hat mir leider keine Hoffnung auf Besserung gegeben. Die Augen sind durch die Arbeit bei Licht und durch das viele

Weinen völlig abgenützt. Wie viele Thränen hat diese Märtyrerin auch vergossen! Der Vater hat ihr — schon so vielen Kummer verursacht!

„Es ist nun schon geraume Zeit, daß er nicht mehr gekommen ist, sie zu quälen. Er ist freilich ebenfalls unglücklich, ich beklage und entschuldige ihn in meinem Herzen, denn die Entmuthigung allein hat ihn dem Trunke zugeführt; aber ist es nicht schrecklich, daß dieses Laster in seinem Herzen die Vaterliebe erstickte, so daß Mutter und Kinder froh sind, wenn er sich entfernt!

„Endlich sind wir noch von einem andern Unglück bedroht. Unsere schöne Claudine hat sich in einen Seidenarbeiter Namens Jaclard verliebt. Er ist ein Verschwender, der sich ebenfalls betrinkt und den Rest seines Arbeitslohnes verspielt. Sie will ihn schlechterdings heirathen. Unsere Mutter ist aber durchaus gegen eine solche Verbindung. Sie hat selbst mit unserm Vater so viel gelitten, daß sie Claudine vor einem ähnlichen Unglück bewahren möchte.

„Wir glauben, daß es nur ein Mittel gibt, sie zu retten, es besteht in der Entfernung. Früher hat sie immer den Wunsch ausgesprochen, nach Paris zu gehen, denn ihre Beschäftigung als Seidenbinderin hat ihr nie sehr behagt; auch tritt zu oft Arbeitsmangel ein. Glaubst Du, daß sie zu Paris leicht eine Beschäftigung finden würde? Du weißt, daß sie eine tüchtige Nähterin ist, dabei ist sie auch sonst gewandt und intelligent. Woher sollen wir aber das Geld zur Reise bekommen?

„Zu Dir, theure Madeleine, nehmen wir unsere Zuflucht. Wir wissen allerdings, wie delikat deine Stellung bei den Borels ist und daß Du schon so viel für uns gethan hast. Wäre es Dir aber nicht möglich, von Fräulein oder von Herrn Borel nochmals einen Vorschuß von hundert Franken zu erhalten, damit die Reise Claudinen's bestritten werden kann? Marie und ich würden die Verpflichtung eingehen, die Summe innerhalb eines Jahres zurückzuzahlen.

„Es gibt in der That nur dieses einzige Mittel, um unsere

theure Claudine aus den Banden dieses schlechten Subjektes zu retten.

„Wir kennen Dein Herz, meine gute Madeleine, wir wissen, daß Du alles Erdenkliche thun wirst, um uns dieser trostlosen Lage zu entreißen. Mein Gehalt als Lehrerin ist so gering, daß ich selbst leider nur wenig thun kann, auch ich habe meinen Theil Elend zu tragen.

„Es ist ungewiß, ob ich meine Stelle noch länger behalten werde, da sie mir kaum das Leben fristet. Doch davon ein anderes Mal. Für den gegenwärtigen Augenblick kümmert mich blos das unglückliche Schicksal unserer theuern Betrübten.

„Ich erwarte recht bald Nachricht von Dir, vielgeliebte Schwester. Wir küssen Dich, wie wir Dich lieben, von ganzem Herzen.

Amalie Bordier."

Obgleich Madeleine ihre Verwandten nur selten sah, hatte sie sich doch eine sehr lebhafte Zuneigung für dieselben bewahrt; da sie das Schicksal vor jenen bevorzugt hatte, hielt sie es für eine heilige Pflicht, ihrer arm gebliebenen Familie um so mehr Anhänglichkeit zu beweisen. Dieser Brief schilderte aber eine solche schmerzliche Lage, daß Madeleine bei dessen Durchlesung mehrere Male ihr Herz krampfhaft zusammengepreßt fühlte und ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Als sie ihn durchgelesen, sagte sie voll Niedergeschlagenheit zu sich selbst: „Was kann ich thun? Mein Gott! was kann ich thun? Mich an Fräulein Borel wenden, welche bereits so viel für uns gethan hat, das kann ich nicht wagen. Von Herrn Borel einen Vorschuß für Marie erbitten, es würde der Bitte um eine Unterstützung gleich kommen, und ich kann mich nicht zum Betteln entschließen, so lange ich arbeiten kann.

„Arme Marie! arme Mutter! ihr guten theuern Seelen, die ihr schon so viel gelitten habt in dieser Welt und dennoch die Kraft in euch fühlet, zu lieben und euch gegenseitige Ergebenheit

zu beweisen. Ja! Claudine muß vor einem sichern Unglück gerettet werden, das schlimmer wäre als der Tod.

„Wohlan! keine Rücksicht soll mich mehr abhalten, ich will meinen Stolz überwinden, um dieser hilfebedürftigen Familie ein wenig Glück zu bereiten.

„Und darf ich denn bei den unfreundlichen Nachforschungen, deren Gegenstand ich soeben erst gewesen bin, noch glauben, daß man mich fortdauernd hier als ein Kind des Hauses ansehen werde? Aber was habe ich denn gethan, um diese Ungnade zu verdienen? Sollte Frau Borel etwa mein Geheimniß entdeckt haben? oder vielleicht Maxime selbst . . . ich weiß in der That nicht, weßhalb ich so verwirrt werde, wenn er mich anblickt. Soeben erst wollte es mir scheinen, daß auch er . . . nein, er denkt nicht an mich. Ich muß darauf Bedacht nehmen, aus diesem Hause zu kommen. Vorerst aber muß das Nöthigste besorgt werden. Wie soll ich mir nur das nöthige Geld zur Reise Claudinen's verschaffen?" —

Sie erhob sich und nahm aus einem Kästchen die wenigen Schmucksachen, welche sie besaß.

Hierauf wendete sie ein noch auf der Staffelei stehendes Bild um und betrachtete es längere Zeit.

Es war ein Genrebild. In der Auffassung lag eine gewisse Naivetät; vielleicht hätte man auch einige Fehler in der Zeichnung entdecken können. Das Ganze war aber voll Licht, Poesie und Ausdruck.

Madeleine hatte am vorhergehenden Tage ihr Gemälde sehr schön gefunden, hatte sie doch in dieses Bild wie in ihr Gedicht ihre ganze gefühlvolle Seele gelegt. Heute schien sie daran zu zweifeln. Die Stunde der Entscheidung war herbei gekommen. Bisher hatte sie nur wohlwollende Beurtheiler gefunden, nun sollte sie erfahren, welchen wirklichen Werth ihr Talent habe, denn sie war entschlossen, das Gemälde zu verkaufen.

Sie legte eine ganz einfache Kleidung an, verbarg ihr Bildchen unter ihrem Mantel und verließ das Haus.

Es war ein kalter, nebeliger und düsterer Märztag, da Made-

leine von den Höhen ihrer Träume in die Welt der Wirklichkeit herabstieg.

Als sie auf dem Boulevard angekommen war, sah sie bald ein Magazin, wo in reichem Auslagefenster ältere und neuere Gemälde frisch gefirnißt in prachtvoll vergoldeten Rahmen glänzten.

Im Augenblicke, da sie eintreten wollte, hielt sie inne. Sie wagte es nicht, ihr Herz pochte gewaltig, sie warf noch einen Blick auf ihr Bild und erkühnte sich endlich, einzutreten.

„Ich wünschte dieses Bild zu verkaufen," sagte sie mit so schüchterner Stimme, daß man sie auf's Neue fragte, was sie wünsche.

Der Commis nahm das Gemälde und überbrachte es dem Bilderhändler, der gerade mit andern Personen beschäftigt war und in barschem Tone antwortete: „Warten lassen!"

Nach Verfluß einer Viertelstunde näherte er sich Madeleinen, betrachtete ihr Bild mit Aufmerksamkeit, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Madeleine beobachtete ihn mit solcher Angst, als ob er ein Urtheil über Leben oder Tod zu fällen gehabt hätte. Der Bilderhändler blieb unbeweglich.

„Von wem ist dieses Gemälde?" sagte er endlich.

„Es ist meine Arbeit," erwiderte Madeleine, indem sie etwas erröthete.

Der Händler gab ihr das Bild zurück.

„Ich bedauere, mein Fräulein, aber wir kaufen derartige Gemälde nicht. Es fehlt an der Manier und es gehört zu keiner Schule."

Bei diesen Worten, welche alle ihre Hoffnungen zerstörten, fühlte sich Madeleine fast ohnmächtig werden.

Sie wendete sich der Thüre zu, als der Bilderhändler sie zurückrief und in wegwerfender Weise zu ihr sagte: „Ich gebe Ihnen zehn Franken dafür."

„Nein," erwiderte sie.

„Nun, so mögen Sie zwanzig Franken dafür haben und ich versichere Sie, daß Ihnen Niemand mehr dafür bieten wird."

Madeleine ging blutenden Herzens hinweg.

Es muß wahrlich sehr schlecht sein, dachte sie, daß man mir so wenig dafür bietet! Und doch zählte ich darauf, hierdurch meine Familie unterstützen zu können und mir eine Stellung zu schaffen, um . . .

Sie setzte, in Gedanken vertieft, ihren Weg planlos und entmuthigt fort.

Sie ging die Rue de Choiseul entlang, bog alsdann in die Rue Neuve des petits Champs ein, und befand sich endlich in der Rue St. Roch.

Sie erinnerte sich, dort eine große Anzahl Trödlerbuden gesehen zu haben. Möglicherweise konnte sie in einem dieser Läden ihre Schmucksachen und ihr Gemälde verkaufen.

Sie trat in verschiedene Läden, nirgends wurde ihr mehr als vierzig Franken sammt den Schmucksachen dafür geboten.

Sie war der Verzweiflung nahe.

Endlich wurde sie eines armseligen Auslagefensters ansichtig, in welchem alte Gemälde, alte Schmuckgegenstände und vergilbte Spitzen ausgelegt waren.

Sie wagte sich auf die Thürschwelle, wo verkrümpelte Kleider mit Garnirungen aufgehängt waren, und trat in eine düstere Bude, vollgepfropft mit allem möglichem Trödelkram, den traurigen Ueberbleibseln eines verblichenen Luxus und zertrümmerten Glückes.

Welche Schicksale lagen unter diesen Haufen unreinlicher Fetzen verborgen? Dieses Paar Stiefelchen, diese bescheidene Robe, sie waren vielleicht der letzte, der einzige Reichthum eines armen, hungersterbenden Mädchens. Und diese Spitzen, diese Schmucksachen, was für ruinirte Vermögensverhältnisse haben sie hieher gebracht?! . . . Alles bis auf diese Bettlade und den verrosteten Ofen herab könnte wohl vom schrecklichsten Elende erzählen.

Madeleine fühlte sich bei ihrem Eintritte dermaßen beklommen, fast als ob sie sich an einen schlechten Ort verirrt hätte.

An dem Ladentische saß ein kleiner Greis, damit beschäftigt, vermittelst einer Lupe Schmuckgegenstände mikroskopisch zu untersuchen. Er paßte so vollständig zu Allem, was ihn umgab, daß

man ihn fast auch für eine automatische Kuriosität oder für irgend ein altes Porträt der flämischen Schule gehalten haben würde.

Als ihm Madeleine ihr frisch gefirnißtes Bild mit den lebhaften, leuchtenden Farben überreichte, schien der Anblick des kleinen Männchens von diesem Glanze fast beleidigt. Er beeilte sich auch alsbald, es Madeleine wieder zurückzugeben.

Sie gab ihm nun ihre Schmucksachen hin, die werthvollsten Andenken eines jungen Mädchens.

„Ah! das ist etwas Anderes!“ sagte er, gierig nach den Schmucksachen greifend. Gleichzeitig betrachtete er aber auch die Person, welche sie ihm zum Kauf anbot, und nach einer aufmerksamen Prüfung, die Madeleine sehr beunruhigte, ging der kleine, häßliche Greis nach dem Hintergrunde der Bude und rief dort:

„Anastasia!“

Eine kreischende Stimme antwortete aus dem oberen Stockwerke: „Ich komme schon!“

„Meine Frau,“ sagte er hierauf zu Madeleine, „wird Ihnen besser als ich, sagen können, was die Sachen für einen Werth haben. Sehen Sie, wir sind ehrliche Leute. Der erste beste Händler würde Ihnen die Sachen auf die Goldwaage legen und Ihnen nur das Goldgewicht bezahlen. Wir aber bringen auch die Arbeit des Schmuckgegenstandes mit in Berechnung. Ihr Bracelet ist sehr leicht und hat kaum einen andern Werth.“

Anastasia war inzwischen eingetreten und Madeleine empfand bei ihrem Anblick einen derartig unangenehmen Eindruck, daß sie sich fast versucht fühlte, ihre Schmucksachen zurückzunehmen und wieder fort zu eilen.

Diese Frau mochte etwa 55 Jahre alt sein. Ihr hervorstehendes Kinn, ihre gebogene Nase, ihre kleinen stechenden Aeuglein mit emporgezogenen Augenbrauen, die bläuliche Färbung ihres nach unten breiten und nach oben zugespitzten Gesichtes drückten Habgier und Verschlagenheit in einem Grade aus, wie es Madeleine noch nie gesehen hatte.

Sie musterte Madeleine in derselben zudringlichen Weise wie

der Greis, so daß das junge unschuldsvolle Mädchen in neue Verlegenheit kam und endlich ungeduldig fragte:

„Welchen Werth hat dieser Schmuck für Sie?“

„Ah! Sie wollen die Sachen verkaufen, liebstes Kind!“ machte die Alte mit widerlicher Zärtlichkeit, indem sie ein gutmüthiges Aussehen anzunehmen sich bemühte.

„Ja, Madame!“ erwiderte Madeleine mit einigem Stolze.

„Was verlangen Sie für Alles zusammen,“ fragte sie der Greis.

„Hundert Franken!“

„So viel ist es doch nicht werth, theuerstes Herzchen,“ entgegnete die Megäre.

„Ich gebe Ihnen auch noch das Gemälde dazu,“ wagte Madeleine beizufügen.

Die beiden Eheleute schienen durch den Blick mit einander Rath zu halten.

„Hören Sie, mein Liebchen,“ nahm die Alte wieder das Wort, obgleich sie durch den Ton und die Manieren Madeleinens etwas betreten war; „es scheint, daß Sie sich in augenblicklicher Verlegenheit befinden? Sind Sie denn ganz allein, weil Sie persönlich kommen, um diese Sachen zu verkaufen, oder steckt wohl gar eine kleine Herzensangelegenheit dahinter?“

Madeleine fühlte ein inneres Widerstreben, dieser Frau ihre Lage anzuvertrauen. Sie befürchtete aber immerhin, daß ihr durch zu großen Stolz möglicherweise die einzige Hilfe entgehen könnte; somit erwiderte sie:

„Es handelt sich in der That um eine Herzensangelegenheit. Meine Mutter und meine Schwester liegen weit von hier krank danieder und ich wünschte denselben unverzüglich eine kleine Summe zu senden.“

„Ah! Sie sind also nicht aus Paris? Wo wohnen Sie denn? Wir sind nämlich gewöhnt, Namen und Wohnung der Personen einzuschreiben, welche uns Gegenstände von Werth verkaufen. Sie begreifen, es ist eine Polizei-Vorschrift.“

Madeleine gab ihren Namen und ihre Adresse an.

„Ah! Sie haben keine eigene Wohnung? Sie wohnen bei Freunden.“

„Ja, bei Freunden,“ erwiderte sie kalt.

„Wenn ich diese Fragen an Sie richte,“ begann Anastasia wieder, „so geschieht es blos deßhalb, weil Sie so schön sind und weil Sie ein so gutes Herz haben. Nur aus diesem Grunde wünschten wir auch, für Sie etwas thun zu können. Wir nehmen Antheil an unseren Kunden. Wohl ist es wahr, daß man auf diese Weise keine vortheilhaften Geschäfte macht, und Sie sehen auch, daß wir arme Leute geblieben sind.“

„Dieses Gemälde ist nicht mit dem Namen des Künstlers versehen,“ sagte der Alte, welcher das Bild besichtigt hatte.

„Es ist von einem unbekannten Künstler.“

„Vielleicht von Ihnen selbst?“

Madeleine blieb die Antwort schuldig.

„Ich bin ein wenig Kenner. In unserem Gewerbe können wir das Bildchen kaum theurer als mit dem Werth der Rahme bezahlen. Wenn Sie aber je irgend andere kleine Geschäftchen abzumachen haben, geben Sie uns den Vorzug. Wenn wir heute Geld mit Ihnen verlieren, werden wir es ein anderes Mal wieder einbringen.“

Er zählte nun Madeleine hundert Franken vor und gab ihr seine Adresse.

Madeleine las: „M. Pinsard, rue St. Roch, Trödler, und Frau Pinsard, Händlerin mit Putzsachen.“

Kaum hatte Madeleine den Laden verlassen, als der Alte zu Anastasia sagte:

„Dieses Mädchen ist baares Gold werth.“

„Ja, aber es ist wohlerzogen, ehrbar. Schon der bescheidene Anzug weist darauf hin, daß es auf Ordnung hält. Das Elend ist erst im Entstehen. Die Schmucksachen werden immer zuerst verkauft.“

„Sie sah sehr traurig, sehr niedergeschlagen aus.“

„Irgend ein Liebeskummer.“

„Du wirst sehen, sie kommt wieder.“

„Daran zweifle ich sehr, sie scheint stolz zu sein.“

„Ach was! Noth lehrt beten. Nebenbei ist sie Malerin, und man weiß ja, wie es mit der Tugend der Künstlerinnen beschaffen ist.“

„Gleichviel, ich glaube, daß du einen schlechten Handel gemacht hast.“

„Ich sage dir, nein! Die Arbeit des Bracelets ist allein schon mehr als 200 Franken werth. Wir werden es mindestens zu achtzig Franken verkaufen. Wenn man diesem Gemälde einen alten Anstrich gibt und es eine Zeitlang stehen läßt, könnte man es für eine Kopie des Correggio anbringen.“

Während die beiden alten Eheleute auf diese Weise ihre Meinungen austauschten, war Madeleine sehr traurig und thatsächlich ganz entmuthigt weiter gegangen. Sie zweifelte an ihrem Talente, sie zweifelte an ihrer Zukunft. Dabei dachte sie an die schreckliche Lage ihrer Familie, und wie ungenügend die hundert Franken seien, um dieselbe wirksam unterstützen zu können. Sie hatte darauf gerechnet, daß sie für das Gemälde nebst den Schmucksachen mindestens 300 Franken bekommen würde. Nun hatte sie allerdings auch ihr Gedicht, das war aber noch nicht ganz beendigt, und ganz davon abgesehen, wem sollte sie es vorlegen? Nach der soeben erst erlittenen bittern Enttäuschung fühlte sie ihren Muth in Abnahme begriffen und ihre kühnen Hoffnungen schwinden.

Unter derartigen Eindrücken war sie bis zur Straße Louis-le-Grand gekommen. Gegenüber der Hausnummer 31 angelangt, blieb sie stehen, ein Gedanke war plötzlich in ihr aufgestiegen.

Hier wohnte nämlich Frau Daubré und Madeleine erinnerte sich daran, daß Frau Daubré am vorhergehenden Tage eine Lehrerin für ihr Töchterchen gesucht hatte. Sie kennt mich, sagte Madeleine zu sich selbst, sie wird mich annehmen; kann ich mich aber so geradezu allein vorstellen? Ist es vielmehr nicht anständiger, vorerst mit Fräulein Borel davon zu reden? Nein. Sie würde mich vielleicht aus Anhänglichkeit zu überreden suchen, bei ihr zu bleiben, und ich könnte ihr doch nicht sagen, wie sehr ich mich durch das geringschätzige Benehmen von Laura und Beatrix und durch den beleidigenden Tadel ihrer Mutter verletzt fühle. Ebensowenig

könnte ich es wagen, mit ihr von Maxime zu reden. Und hat sie mich nicht selbst gelehrt, auf eigenen Füßen zu stehen? Wenn es sich darum handelt, meiner Mutter und meinen Schwestern beizustehen, meine Würde zu wahren, kann sie es mir dann übel deuten, wenn ich nur meinem Stolze und meinem Herzen Gehör geschenkt habe?

In dem Augenblicke, da sie das Haus betreten wollte, zögerte sie auf's Neue. In untergeordneter Stellung bei dieser Frau wohnen, für welche sie keine Zuneigung fühlte, dort Zeuge ihrer Liebe für Maxime zu sein, schien ihr ein Leiden, das ihre Kräfte übersteigen würde. Das Bild ihrer kranken Mutter und Schwester tauchte aber wieder in ihr auf, und sie war böse auf sich selbst, daß in ihrem Herzen einen Augenblick auch andere Erwägungen Raum gefunden hatten. Entschlossen durchschritt sie nun den Hof.

Zugleich trat ein bescheiden gekleidetes Mädchen mit einem Paket unter dem Arme, augenscheinlich dem Stande der Arbeiterinnen angehörig, in die Loge des Hausmeisters und fragte dort nach Herrn v. Lomas.

Dieses Mädchen schien sich auch in großer Noth zu befinden; es hatte ein blasses Aussehen, die Kräfte schienen es verlassen zu wollen, es stützte sich auf das Treppengeländer.

Madeleine sah auch, wie dasselbe seine Hände gegen die Brust drückte, als ob es gewaltsam eine schwere Herzensangst zurückdrängen wollte, dabei schloß es seine schönen dunkelblauen Augen und richtete sie dann wieder mit einem schmerzlichen Blick nach Oben.

Es war unverkennbar, dieses junge Mädchen litt ebenfalls unter einer großen Seelenqual, und Madeleine sagte zu sich selbst: Noch eine Märtyrerin! Sie fühlte sich von Mitleiden und Zuneigung tief ergriffen.

Sie stiegen zugleich die Treppe empor. Von Zeit zu Zeit blickte die junge Arbeiterin verschämt und zugleich sehr ängstlich auf der Treppe umher. Madeleine schien ruhiger, aber je mehr sie voranschritt, desto beklommener fühlte auch sie ihr Herz.

Welche Aufnahme durfte sie bei Frau Daubré hoffen? Mußte sie ihren Schritt nicht am Ende doch für unüberlegt halten?

Endlich berührte sie die Klingel.

Ihre Gefährtin stieg eine Treppe höher hinauf.

Madeleine trat ein und wünschte Frau Daubré zu sprechen.

Frau Daubré lag noch zu Bette. Ihr Gemahl hatte sie nach Lille mit sich nehmen wollen, um aber in Paris bleiben zu können, hatte sie ein plötzliches Unwohlsein vorgeschützt.

Madeleine hatte sich als Lehrerin vorgestellt, man hatte sie demnach in's Vorzimmer eintreten heißen.

Frau Daubré ließ antworten, sie werde aufstehen.

Während Madeleine auf ihr Erscheinen wartet, wollen wir der jungen Arbeiterin eine Treppe höher hinauf folgen.

VI.

Lionel öffnete ihr die Thüre.

„Wie? Sie sind es, Genofeva?" rief er aus.

Dieses „Sie!" und das unangenehme Erstaunen auf dem Gesichte Lionels machte das arme Mädchen ganz bestürzt.

Er führte sie in eine sehr kokette Junggesellen-Wohnung ein, ausgeschmückt mit einer Waffenrüstung, Kunstgegenständen, reichen Vorhängen, theuren Möbeln, Alles zierlich und sauber geordnet. Er bot dem jungen Mädchen einen Stuhl an, worauf sich dieses ganz verlegen niedersetzte, denn es fühlte wohl, daß sich sein armseliges Kleidchen fast wie ein Flecken inmitten dieser eleganten Umgebung ausnahm.

Lionel nahm seinen vor dem Kaminfeuer stehenden Fauteuil ein, streckte seine Füße auf den Marmor des Kamins aus, zündete sich eine Cigarre an und mit den Augen gedankenlos an die Decke des Zimmers starrend, schien er durch seine Stellung sagen zu wollen: Reden Sie nun, ich werde Sie mit Ergebung anhören.

Lionel v. Lomas war ein Mann von bester Welt, elegant, geistreich, sehr intriguant, um nicht geradezu verdorben zu sagen. Seine regelmäßige Gesichtsbildung zeugte von vornehmer Abstammung und nicht ungewöhnlichen Geistesgaben. Seine Augen, gewöhnlich kalt wie Stahl, konnten bald einen idealen, träumerischen, bald einen sinnlichen, unkeuschen Ausdruck annehmen. Einigen wirklichen Eroberungen, einigen geschickt angebrachten Schwäzereien, endlich auch noch seiner berechneten Großthuerei hatte er seinen Ruf eines unwiderstehlichen Mannes zu verdanken. Er nahm gerne den Ton und das Gebahren eines jungen Mannes an, man konnte aber gar leicht an den Falten um seine Augenlider erkennen, daß er sich den

Vierzigen näherte. Er war wie ein junges Weibchen in einen verführerischen Morgenanzug gekleidet, Kamisol und Hose von weißem Stoffe mit hellblauen Verzierungen. Diese Kleidung paßte zu den weiblichen Linien seines Gesichtes, seiner blassen Gesichtsfarbe und seinem schönen blonden Haarwuchs.

Das junge Mädchen war anfangs durch den unerwarteten Luxus, der es hier umgab, ganz verblüfft, wußte sich aber allmählig zu fassen, und rief endlich mit dem Ausdrucke des Vorwurfs und mit schwer verhaltener Bitterkeit aus: „Ja, ich bin es; ich, die Sie verlassen haben. Ich komme, trotzdem Sie es mir verboten haben; denn ich sterbe vor Unruhe, vor Kummer und auch aus Elend. Sie haben mich schmählich verlassen, Sie haben mich in's Unglück gestürzt, und wenn ich Sie aufsuche, so geschieht es nur, um Ihnen zu sagen . . . um Sie in Kenntniß zu setzen . . ."

Sie brach in eine Fluth von Thränen aus.

Lionel war in der Liebe stets sehr leichtsinnig und treulos gewesen, hatte auch meistens nur leichtsinnige Frauen geliebt. Dieser Ausbruch wahren Schmerzes überraschte ihn und brachte ihn außer Fassung, und er warf seine Cigarre ungeduldig hinweg.

Ich muß sie zu beruhigen und dann hinweg zu schicken suchen, dachte er bei sich selbst.

Er rückte seinen Fauteuil näher an Genofeva's Stuhl und ergriff ihre beiden Händchen: „Aber, liebes Kind," sagte er mit schmeichelndem, sanftem Tone, „was soll doch dieser Jammer, wollten Sie etwa an meiner Zuneigung zweifeln? Wenn Sie wüßten, wie Sie unaufhörlich meine Gedanken beschäftigen und wie schwer es mir fällt, Sie nicht mehr so oft zu sehen! Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß mich meine Geschäftsangelegenheiten für einige Zeit von Ihnen ferne halten würden? Sie sind ein recht böses und durch zu viel Liebe verzogenes Kind; Ihnen liegt nichts an meinen Geschäften!"

Genofeva hob ihr noch feuchtes, aber doch wieder heiter gewordenes Gesicht zu ihm empor.

„Sie lieben mich also immer noch! Ist es auch wirklich wahr?" sagte sie mit gerührtem Lächeln. „Und ich konnte Sie beschul-

digen? Ach! ich hatte Unrecht, mich zu beunruhigen; Sie sind ja so herzensgut. Aber sehen Sie, ich bin ganz mutterseelenallein, habe gar keine andere Unterhaltung als Ihre Liebe, so denke ich denn auch den ganzen Tag und die ganze Nacht nur an Sie. Ach! vierzehn Tage sind lang, sehr lang, — ohne Sie zu sehen."

Es wollte Lionel scheinen, als habe er im Trösten fast zu viel gethan, daher rückte er seinen Fauteuil wieder etwas weiter weg, nahm seine frühere Stellung wieder an und sagte: „Lassen Sie uns vernünftig zusammen reden, Genofeva. Ich habe Ihnen bereits von meinen Geschäften gesagt und ich will Ihnen jetzt einen großen Beweis von Vertrauen geben, aber nur unter der Bedingung, daß Sie das Geheimniß strenge bewahren. Sie halten mich für reich, weil Sie mich in einem reich möblirten Zimmer finden und weil ich elegant gekleidet bin. Wohlan! mein theures Kind, dieser Luxus übertüncht ein tiefes Elend. Ich habe 100,000 Franken Schulden und befinde mich mitunter in sehr ernsten Verlegenheiten; denn ich habe meinen gesellschaftlichen Rang aufrecht zu erhalten und muß darauf sehen, mir eine Stellung zu gründen. Sie sehen demnach, daß ich nicht daran Schuld bin, wenn ich Sie nicht besuche. Sie sind jung und führen gern ein lustiges Leben. Ich befürchtete, mit meinem müden und mürrischen Gesichte Ihnen zu mißfallen."

„O! mein Lionel," rief Genofeva aus, indem sie auf die Knie vor ihm niederfiel und ihn mit ihren Armen umschloß; „ich fühle zu große Liebe zu Ihnen, um nicht alle Ihre trüben Stunden und Besorgnisse von Herzen theilen zu können. Und wenn Sie arm sind, desto besser, es wird Sie das mir näher bringen. O! um wie viel mehr liebe ich Sie! So oft habe ich schon zu mir selbst gesagt, daß Sie, reich und schön, niemals die Tochter des Spinners Gendoux ebenso heiß lieben können, wie Sie von ihr geliebt sind; heute aber habe ich ein wenig Hoffnung; welche gute Nachricht haben Sie mir durch Ihre Mittheilung gegeben!"

Dieses Mädchen ist eine wahre Klette! dachte Lionel.

„Ei, so gehe doch, kleine Selbstsüchtige," sagte er mit erho-

bener Stimme, indem er dabei mit den Fingern auf dem Kopfe Genofeva's trommelte.

„Ja, das ist wahr, ich bin selbstsüchtig, aber nur aus Liebe zu Dir!"

„Ich habe Ihnen aber noch nicht Alles gesagt," begann Lionel auf's Neue. „Ich habe Wechsel unterzeichnet und bin deßhalb mit Gefängniß bedroht. Meine Gläubiger verfolgen mich; dies ist auch ein Grund, weßhalb ich nicht ausgehen kann."

„Von Gefängniß bedroht!" rief Genofeva erbleichend aus. „Ach! warum kommen Sie denn nicht zu mir nach Hause, ich werde Sie verbergen und Niemand wird Sie je dort suchen."

„Du bist äußerst liebenswürdig, mein Kind, aber es ist mir unmöglich," erwiderte er jetzt in einem Tone, der keine Widerrede zuließ. „Nun erzähle mir aber auch, was du treibst. Was hast du hier in diesem Paket?"

„Es ist fertige Arbeit, die ich in's Magazin abliefere."

„Wie, mein armes Genofevchen," sagte der plötzlich gefühlvoll gewordene Handschuhmensch, „du arbeitest? Ach! wie sehr bedauere ich, daß ich kein Geld habe."

„O! ich arbeite sehr gerne," erwiderte Genofeva. „Machen Sie sich darüber keinen Kummer. Was sollte auch, fern von Ihnen, aus mir werden, wenn ich mich nicht beschäftigen könnte?"

„Wie viel verdienst du jeden Tag? Kannst du auch davon leben?"

„O! laß gut sein, ich bin reich! Ich könnte nöthigenfalls noch Ersparnisse machen. Ich verdiene täglich 25 Sous, und wenn die Arbeit geht, sogar 30 Sous, dazu muß ich dann allerdings einen Theil der Nacht verwenden. Der einzige Mißstand besteht darin," fügte sie hinzu, indem sie zu lachen versuchte, „daß es Tage gibt, wo ich gezwungen bin, die Hände in den Schooß zu legen."

„Und damit kannst du dich ernähren?"

„Ja; ich lebe gemeinschaftlich mit Fossette, mit jener schönen Arbeiterin, welche dir einmal auf der Treppe begegnete. Ach! welch' ein gutes Mädchen! und immer lustig, selbst dann noch,

wenn es 24 Stunden lang nichts gegessen hat. Allerdings treiben wir keinen Luxus, aber von Zeit zu Zeit, wenn wir lange aufbleiben müssen, lassen wir uns dazu verleiten, uns mit einem kleinen Schwarzen zu regaliren."

„Mit einem kleinen Schwarzen?"

„Ja! die Arbeiter nennen es ‚einen kleinen Schwarzen' zu zwei Sous."

Bei seiner niedrigen Gesinnung ahnte Lionel freilich nicht, daß nur die Liebe dieses Mädchens ihre Lage so günstig und fröhlich schildern ließ. Er ahnte auch nichts von jenem äußerlichen Mühsal, welches um so schmerzlicher gefühlt werden mußte, da es von Kummer des Herzens begleitet war. Er, welcher vielleicht hundert Franken täglich vergeudete, er glaubte, weil er ein Interesse daran hatte, es zu glauben, daß ein armes Mädchen mit einem Franken täglich leben könne. Er sagte sich mit ruhigem Gewissen, ohne daß ihm eingefallen wäre, dieses Räthsel näher zu prüfen: Wie glücklich sind doch diese Leute, daß sie so wenig Bedürfnisse und so wenig Ansprüche haben!

Damit hatte er sein Gewissen entlastet und konnte nun wieder etwas zärtlicher sein.

„Wohlan, Genofeva! theile mir nun auch mit, was du mir bei deinem Eintritt hast sagen wollen; erkläre mir, warum ich Thränen in deinen Augen sah."

Genofeva erröthete und versuchte zu lächeln; es war aber eine so erzwungene Heiterkeit, daß sie fast wehe that.

„Nein, heute nicht, denn ich bin nun voll Freude, Sie wieder zu sehen und zu wissen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Nebenbei hoffe ich auch noch . . . ich habe mich vielleicht geirrt! . . ."

Lionel blickte hartnäckig auf die Stockuhr ihm gegenüber an der Wand und Genofeva bemerkte, daß er sie kaum anhörte.

„Mein Gott! ich bin Ihnen ohne Zweifel unbequem, Sie erwarten vielleicht Jemand."

„Im Augenblick nicht, aber in Bälde. Bleibe noch ein wenig, mein theures Kind!"

„Wie! es ist schon so spät! Ich muß nun wieder gehen, denn

ich werde um 2 Uhr erwartet. Auf Wiedersehen, lieber, theurer Lionel!“ sagte sie; „schwören Sie mir aber, daß Sie bald kommen.“

Lionel schwur. Hingegen nahm er ihr auch das Versprechen ab, nicht mehr hierher zu kommen. Die Dienerschaft des Herrn Daubré konnte ihr ja auf der Treppe begegnen, sie würde dadurch nur in einen schlechten Ruf gerathen; Genofeva ging fast glücklich hinweg.

„Ah!“ rief Lionel aus, „endlich ist sie fort. Gutes Ding! ganz scharmant, wenn es nur weniger langweilig wäre. Warum muß es mir auch an Zeit und an Vermögen fehlen! Es wäre ein Wesen, das man bilden und zu etwas machen könnte. Sie ist schön genug, um Pouliche und Fleur-de-Botte aus dem Sattel zu heben. Sie besitzt viel Distinktion, sehr schöne Hände. Wahrlich, in einer Equipage à la Daumont, mit einem Hütchen neuester Mode würde sie Aufsehen erregen, aber dazu muß man 100,000 Franken Renten haben. Nebenbei müßte man sie auch ein wenig lieben und, meiner Treu, seit einiger Zeit hört sie mit ihrem Gewinsel kaum mehr auf ... Nein, nie und nimmer wird sie den Witz und die liebliche Leichtfertigkeit der Andern erlernen. Dazu besitzt sie zu viel Herz. Sie macht es nicht wie die Andern, sie glaubt ernstlich an die Liebe. Ja, die Liebe ist etwas Köstliches, wenn sie gegenseitig ist; liebt man aber nicht mehr, brrrr! dann wird die Sache ekelig! Dazu kommt noch das Leidige mit den Eltern ... wenn die erfahren würden, daß ich es bin ... Nein, die Geschichte muß sobald wie möglich ein Ende nehmen, und dabei bleibt mir nur ein einziger Ausweg aus dieser fatalen Lage ... das Heirathen! Beatrix ist freilich nicht das Ideal meiner Träume. Sie ist überspannt, langweilig, einfältig, mit einem Worte, eine Schülerin des Klosters ‚Zum heiligen Herzen.‘ Ach! wenn Sie nur Madeleinens Augen hätte! In diesen welch' schmeichelnder, tiefer Blick! Ein magnetischer Strahl entströmt ihnen, der den Mann wie ein Opfer festhält und nicht mehr losläßt; man fühlt sich wie von einem glühenden Feuer durchleuchtet! Sollte Maxime etwa .. Ich werde mir darüber Gewißheit verschaffen. Thorheit! auch nur

daran zu denken. Beatrix besitzt eine Million und daran muß es mir für den Augenblick genügen.

„Ei, ei! was wird wohl Lucretia machen? es ist schon halb 3 Uhr," sagte er, indem er seine Haare vor dem Spiegel ordnete. „Lucretia!" fügte er mit ermüdetem Ausdrucke bei; „ich muß mich verheirathen, geschähe es auch nur deßhalb, um dieser Knechtschaft los zu werden. Wie wäre es wohl, wenn ich ihr Genofeva empfehlen würde! Sie kann ihr vielleicht eine Stelle bei ihrer Kleidermacherin verschaffen. Sie wird aber eifersüchtig werden. Nun! wir werden ja sehen."

VII.

Frau Daubré, geborene v. Lomas, war eine blonde, schwächliche Lillerin, sie hatte große, meergrüne, etwas träumerische, aber auch recht herausfordernde Augen. Das feine, längliche Gesicht, die sanft gebogene Nase, die feinen Nasenflügel, die durchschimmernden, kleinen und zartgebauten Händchen gaben ihr ein wahrhaft aristokratisches Ansehen. Aber das ganze Ensemble deutete auch auf eine fast kränkliche Empfindsamkeit, verbunden mit einem gut Theil Trockenheit des Herzens, gewöhnlich die Ergebnisse müssigen Lebens und außergewöhnlich schneller Entwickelung.

Frau Daubré ließ es sich nicht nehmen, ihre Nervenzufälle zu haben, eine angenommene Manier, die trotz der realistischen Richtung unserer Zeit wenigstens in gewissen Provinzen immer noch zum guten Tone gehört. Sie zeigte auch eine große Vorliebe, sich in Tüll, Gaze und sonstige leichte Stoffe zu kleiden. War dieser Geschmack für die Wolken ein Ausfluß ihrer poetischen Geistesrichtung? O nein, sie war mager und suchte gewisse, etwas zu scharfe Linien an den Armen und am Hals dadurch zu verdecken und zu verschmelzen.

Diese Frau war weder gütig noch böse, weder alt noch jung, weder garstig noch schön, weder dumm noch geistreich. Aber es war ihr durch alle möglichen Künste, durch Puder, durch Schminke und auswendig gelernte Phrasen gelungen, für eine junge, schöne und sehr geistreiche Dame gehalten zu werden.

Frau Daubré war 38 Jahre alt, und da sie fühlte, daß es mit ihrem Reiche bald zu Ende gehen werde, wendete sie doppelte Sorgfalt und Koketterie an, um es sich noch einige Jährchen zu

erhalten. Ihre Liebe zu Maxime, vielleicht ihre letzte, war fast zur Leidenschaft geworden. Immerhin aber hatte sie es sich, um ihre Schönheit zu bewahren, zur Devise gemacht: immer nur halb zu lieben, halb zu weinen und halb zu lachen, — drei Dinge, fügte sie hinzu, welche, wenn man sich ihnen ganz hingibt, schrecklich fälteln.

Zu Lille gibt es nur wenig Aristokratie. Sie ist zudem arm, und deßhalb nur um so mehr von ihren Adelstiteln eingenommen. Trotz ihres Abscheus gegen den Bürgerstand hatte jedoch Fräulein v. Lomas im Alter von 30 Jahren Herrn Daubré geheirathet. Als Philosophin hatte sie richtig geurtheilt, daß eine Million wohl das Wörtchen „von" an Werth übertreffe.

Zu Lille zeigte sich Frau Daubré sehr wählerisch in der Zusammensetzung ihrer Salon-Gesellschaft; zu Paris aber zog sie ihre Kreise etwas weiter und begab sich ohne Unterschied in alle Häuser, wo sie Bewunderer finden konnte. So war sie auch Maxime Borel in Gesellschaft begegnet, und wahrscheinlich die Anziehungskraft der Kontraste hatte sie an diesen brausenden, jungen Mann gefesselt. Sogar vor ihrer Kammerfrau kokett, hatte Frau Daubré vor Madeleine nicht erscheinen wollen, ohne vorher etwas Toilette gemacht zu haben. So kam es, daß Madeleine im Vorzimmer in ängstlicher Spannung lange warten mußte. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie sich irgendwo als Bittstellerin zeigte.

Nach Verfluß einer Viertelstunde wurde sie endlich in den Salon geführt. Albert Daubré, der jugendliche Bewunderer des Fräulein Daubré, saß in dem Salon, er war aber so tief in seine Träumerei versunken, daß er den Eintritt des jungen Mädchens gar nicht bemerkte.

Madeleine nahm einen Fauteuil, und da Albert, welchen sie nur einmal gesehen hatte, Schweigen beobachtete, begann sie in einem Album zu blättern.

Durch diese Bewegung wurde Herr Daubré aus seinen Betrachtungen aufgeschreckt, wendete seinen Kopf, und da er Madeleine vor sich sah, wurde er ganz betreten.

Das junge Mädchen entschuldigte sich, ihn gestört zu haben.

„Mein Fräulein,“ stammelte er, „Sie sehen mich ganz verwirrt. Ich glaube noch jetzt, geträumt zu haben. Sind Sie es wirklich, welche ich gestern bei Herrn Borel zu sehen die Ehre hatte?“

„Ich bin es allerdings,“ erwiderte Madeleine mit einem leichten Lächeln.

„Ich bitte, entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit. Sehen Sie, Fräulein, ich bin ein unverbesserlicher Träumer. In diesem Augenblicke habe ich an Fräulein Borel gedacht, deren bewundernswerthe geistige Fähigkeiten, deren tiefe, gehaltreiche Gedanken mich auf das Lebhafteste beschäftigten. Ich dachte ... nun warum sollte ich es denn nicht sagen ... ich dachte auch an Sie, welche den Muth hatte, ihr Beifall zu spenden.“

„Ach! mein Herr,“ unterbrach ihn Madeleine, „gehört denn Muth dazu, um anzuerkennen, was gerecht und edel ist?“

Albert betrachtete sie einen Augenblick voll Hochachtung, alsdann fügte er bei:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß meine Seele sich mit Ihnen beschäftigte, und da ich ein etwas abergläubischer Mensch bin, so glaubte ich, als ich Sie so plötzlich vor mir sah, meine Gedanken haben ihren Geist herbeigerufen. Da Sie aber scheints kein Gespenst sind,“ sagte er fröhlichen Tones, „so bitte ich dringend, rücken Sie etwas näher.“

Im nämlichen Augenblick wurde aber Madeleine benachrichtigt, daß Frau Daubré aufgestanden sei und sie in ihrem Schlafzimmer erwarte.

Die in einen eleganten Morgenanzug eingehüllte Kokette hatte sich in schmachtender Stellung auf einer Chaise-longue ausgestreckt. Ueber ihre blonden und gekräuselten Haare, die einer Strahlenkrone ähnlich ihre Stirne umgaben, hatte sie nachlässig einen Spitzenschleier geworfen. Die herabgelassenen Mousselinvorhänge ließen nur eine gedämpfte Tageshelle eindringen, darauf berechnet, die Falten oder die Flecken ihrer Haut möglichst zu verbergen.

Als Madeleine in dieses parfümirte Heiligthum eintrat und

dort, wie sie glaubte, eine wirklich schöne und verführerische Frau sah, empfand sie eine Regung von Eifersucht, die ihr die Röthe in's Gesicht trieb. Sie dachte an Maxime.

Wie sollte er sie auch nicht lieben! mußte sie denken.

„Sie sind es, mein Fräulein?" sagte Frau Daubré mit zarter Stimme; „entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Meine Kammerfrau hatte sich anfangs undeutlich ausgedrückt, und nur deßhalb ließ man Sie in das Vorzimmer treten."

Madeleine trug ihr nun in Kürze ihre Bitte vor.

Frau Daubré wurde einen Augenblick nachdenkend, sogar unruhig; sie beobachtete Madeleine. Mit dem Instinkt einer eifersüchtigen Frau hatte sie die Zuneigung Madeleinens für Maxime zu errathen geglaubt.

‚Woher kommt dieser sonderbare Entschluß?' fragte sie sich selbst; ‚geschieht es vielleicht, um mich zu überwachen?'

Sie befragte nun Madeleine in geschickter Weise über die Gründe ihres Schrittes. Aber Madeleine stellte ihr mit solcher Bescheidenheit und Einfachheit ihre heikle Lage vor, zeichnete die Hilfsbedürftigkeit ihrer Familie und ihren Wunsch, dieselbe zu unterstützen, mit so warmen Worten, daß bei Frau Daubré jedes Mißtrauen verschwinden mußte.

Immerhin zögerte sie noch: die schöne und insbesondere noch so junge Madeleine schien ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin. Andrerseits aber befürchtete sie, wenn sie bei den Borel's bliebe, wo sie Maxime jeden Tag, jede Stunde sehen konnte, würde er sich um so sicherer in sie verlieben. Dieses letztere Bedenken trug den Sieg davon.

„Es würde mir ungemein schmeichelhaft sein, mein Fräulein," sagte sie mit einnehmender Liebenswürdigkeit, „wenn Sie Ihre gütige Sorgfalt für die Erziehung meines Kindes verwenden wollten, freilich nur unter der Bedingung, daß Fräulein Borel dazu ihre Einwilligung ertheilt."

„Ich habe es auch nur in diesem Sinne verstanden," entgegnete Madeleine, indem sie sich von Frau Daubré verabschiedete.

Während der Stunde, die sie in der Wohnung der Frau

Daubré zugebracht, hatte sich das Wetter geändert. Es war einer der im Monat März gewöhnlichen, schnell vorübergehenden Stürme eingetreten, und somit traf sie unter dem Hofthor abermals auf Genofeva, welche das Aufhören des herabstürzenden Regens abwartete.

Madeleine entschloß sich ebenfalls zu warten.

Sie stunden beide neben einander und betrachteten die herabströmenden, vom Winde gepeitschten Wassermassen.

Doch wenn auch der Himmel sich umdüstert hatte, ihre Herzen wie ihre Gesichter waren heiterer geworden. Sie schienen beide fast glücklich. Madeleine erinnerte sich plötzlich, daß die Schwester ihr anempfohlen hatte, für Claudine Arbeit zu suchen. An wen sollte sie sich wenden? Sie kannte Niemanden in Paris, der ihr hierin hätte Auskunft geben können. Da ließ sie ihren Blick über das Paket schweifen, welches Genofeva unter dem Arme trug. Es war neue Lingeriearbeit. Sie mußte demnach eine Arbeiterin vor sich haben und suchte sofort ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Genofeva war zutraulicher Natur und überließ sich ohne Rückhalt der Zuneigung, welche ihr Madeleine sogleich einflößte. Sie gab ihr Aufschlüsse über ihre Arbeit sowohl wie über ihre Lebensweise.

„Im Uebrigen, Fräulein," fügte sie bei, „gibt es in unserm Logirhause noch Platz, und wenn die Person, für welche Sie sich interessiren, dort absteigen will, werde ich und meine Freundin sie freundschaftlich behandeln."

„Wollen Sie so freundlich sein und mir Ihre Adresse geben."

„Rue de Venise Nr. 37," erwiderte Genofeva. „Es ist keine schöne Straße, sie liegt aber in dem Viertel St. Merry, nur wenige Schritte von der Rivolistraße, somit fast im Mittelpunkt der Stadt und dessenungeachtet sind die Wohnungen nicht theuer."

In dem Augenblick, wo sich die beiden jungen Mädchen unter freundlicher Begrüßung trennten, hielt ein elegantes Coupé vor dem Hofthor. Eine noch schöne Frau stieg heraus. Ihre ziemliche Beleibtheit ließ allerdings auf ein zweifelhaftes Alter schließen; aber

sie war mit jenem kostspieligen Luxus gekleidet, der fast immer auf galante Sitten schließen läßt.

Im Vorübergehen warf sie einen Blick auf die beiden jungen Mädchen und schien von deren Schönheit so sehr überrascht, daß sie sich umwandte, um sie nochmals zu betrachten.

VIII.

Diese Frau stieg rasch die Treppe empor.

Es war Lucretia, welche von Herr v. Lomas erwartet wurde.

„Welch' schönen Geschöpfen ich da unten an Ihrem Hofthore begegnet bin!" rief sie ohne weitere Einleitung bei ihrem Eintritt aus. „Eine reizende Blondine und eine Brünette mit wirklich prachtvollen Augen. Ich habe augenblicklich zu mir selbst gesagt: Die kommen von Lomas; wo mag er diese seltenen Vögel wieder aufgestöbert haben."

„Sie irren, mein theures Kind," sagte Lionel.

Im Hinblick auf ihre verlebten fünfundvierzig Frühlinge liebte es Lucretia, sich „mein theures Kind" nennen zu hören.

„Ach! warten Sie doch," nahm er wieder auf, „nicht wahr, die Blondine trug ein Paketchen? Ich bin in der That soeben bei Herrn Daubré unten einer seiner früheren Arbeiterinnen begegnet, die nun zu Paris lebt und für welche meine Schwester einiges Interesse fühlt."

„Und welche Ihnen ebenfalls nicht ganz gleichgültig ist," fügte Lucretia lebhaft bei.

„Wie argwöhnisch Sie sind und wie rasch Sie sich beunruhigen."

„Ich versichere Sie, Lionel, daß ich mich keineswegs beunruhige. Hören Sie mich an! Glauben Sie denn, daß ich mich einer Täuschung hingebe? Ich kenne das männliche Herz und insbesondere das meines Lionel gut genug, um mich auf seine Treue

nicht zu fest zu verlassen. Ich bin kein so treuherziges Püppchen mehr. Wenn ich Ihnen sagen würde, ich wäre erst 29 Jahre alt, würden Sie darüber lachen, nicht wahr? und in Ihrem tiefsten Innersten würden Sie mich mindestens für 39 halten. Ich habe somit bei der Aufrichtigkeit noch ein Verdienst, denn ich bin erst 37 alt. In einem Alter von siebenunddreißig Jahren hat man aber einige Erfahrung, und man weiß, was man von allen diesen sentimentalen Komödien zwischen Verliebten zu halten hat, welche sich seit drei Jahren bereits ewige Treue schwören."

‚Wo will sie wohl hinaus?' fragte Lionel sich selbst einigermaßen verwundert. ‚Will sie vielleicht einen Bruch hervorrufen? Nein, sie gibt ja bloß siebenunddreißig Jahre an. Will sie mich vielleicht auf die Probe stellen? Ich werde mich hüten, mich fangen zu lassen.'

„Die Liebe kennt kein Alter," begann er wieder. „Die Liebe bleibt fortwährend ein Kind. Aber man hat Unrecht, sie mit verbundenen Augen darzustellen. Die Liebe ist im Gegentheil sehr hellsehend, denn sie entdeckt in dem geliebten Wesen Vollkommenheiten, welche der gewöhnliche Mensch nicht bemerkt."

„Ei, ei! In der That, recht schön, was Sie da gesagt haben."

„Sieht man dieses kleine fetttrunde Händchen," fuhr er fort, indem er ihr die Hand küßte, „so weiß wie Perlmutter und von innen so rosig wie eine Perlmutter-Schale, sieht man diese zart leuchtenden Augen, diese Perlen-Zähne und diese karminrothen Lippen, wer könnte dabei auch nur daran denken oder sich einfallen lassen, nach Ihrem Alter zu fragen? Und kann derjenige, welchem das Glück zu Theil wurde, von Ihnen ausgezeichnet zu werden, wohl fragen, wie lange er Sie schon liebt? Sollten Sie etwa ein Schwächerwerden meiner Liebe entdeckt haben? Habe ich denn nicht soeben erst ein wahrhaftes Fieber der Sehnsucht nach Ihnen empfunden? Haben Sie je einen unterwürfigeren und feurigeren Anbeter gekannt? Sie wissen es, Lucretia, daß ich Sie achte."

Lucretia hörte Lionel zu, indem sie ihren Blick auf die Ara-

besken der Tapeten heftete. Bei den Worten „ich achte Sie" ließ sich an ihren Wimpern ein leichtes Zucken wahrnehmen.

‚Halt!' dachte Lionel, als er die Augenbewegung bemerkte, ‚ich bin nicht auf der richtigen Fährte, es ist ihr an der Achtung nicht absonderlich viel gelegen.'

„Ich achte in Ihnen," begann er gleich darauf wieder, „einen wirklich höhern Geist, aber die Frau in Ihnen bete ich an. Was reden Sie da von jungen Mädchen? Gibt es wohl etwas Faderes? etwas Langweiligeres? Kann ein junges Mädchen jenen Geschmack einer Frau von dreißig Jahren haben, die alle Raffinements der Koketterie kennt, und, wie Sie im höchsten Grade, den Genius der Liebe besitzt."

„Ha, ha!" rief Lucretia aus, indem sie in ein jugendliches Lachen ausbrach, „athmen Sie tief auf, ich erlaube es Ihnen, Sie haben es redlich verdient. War das einmal wieder ein Kunstprodukt von einer Rede, Lionel! Sehen Sie mir gerade ins Gesicht. Nicht wahr, der Gerichtsvollstrecker hat Ihnen heute schon einen Besuch gemacht? Es ist mir bekannt, daß Sie durch das Stempelpapier sehr sentimental gestimmt werden. Lassen wir aber für den Augenblick die Sentimentalität bei Seite und lassen Sie uns vernünftig mit einander reden. Ich denke noch immer an die beiden herrlichen Mädchen, welche ich eben erst unten an Ihrem Hofthore getroffen habe. Lionel! wir sollten wieder einige hübsche Mädchen-Gestalten haben, um die Menge, welche sich verläuft, an meinen Salon zu fesseln; ja, welche sich verläuft, Lionel! Wir dürfen uns keiner Selbsttäuschung überlassen. Die Baronin v. Villarés hielt wohl noch einige unentschlossene Gäste zurück, denn sie besaß einen dämonischen Geist: ein russischer Fürst entführt sie uns. Ach! Rußland thut uns großen Schaden. Es vergräbt unsere schönsten Blumen unter seinem Eise. Der Bojar steigt im Preise. Zu heutiger Stunde hält eine Frau der Mode ihr Dasein für ein unvollkommenes, wenn sie die Berezina nicht überschritten hat, und wenn sie nicht unter den Eisschollen begraben bleibt, kommt sie arm und verblüht wieder zurück, ohne in Berechnung zu ziehen, daß sie auch noch

Gefahr läuft, die Nase zu erfrieren, während sie zu Paris mit etwas Lebensart Berge von Gold hätte anhäufen können."

„Sie haben Recht!" sagte Lionel, „für eine schöne Frau gibt es nur Ein Paris."

„Die Schönheit," begann Lucretia wieder, „genügt allein nicht, um den Zweck zu erreichen. Man muß dazu auch noch Verstand haben und Herrin seines Herzens bleiben. In meinem achtzehnten Jahre nach dem Tode meines Vaters, aus einem Pensionate kommend, wo ich eine glänzende Erziehung erhalten hatte, die mit meinen Existenzmitteln durchaus in keinem Verhältnisse stund, befand ich mich ohne einen Heller Vermögen auf dem Pariser Straßenpflaster. Allerdings hätte ich in tugendhafter Weise einen Angestellten mit 1500 Frcs. heirathen können, der mich damals anbetete, außerdem hätte ich auf irgend einem düstern Nest in der Provinz ein Postbureau erlangen können, wo ich nicht geradezu Hungers gestorben wäre. Da ich aber einigen Verstand besaß, so hielt ich mir selbst folgende Rede: ‚Es stehen mir zwei Wege offen, der Weg des Lasters und der Weg der Tugend. Was wird mir die Tugend einbringen? Im allerhöchsten Falle 1500 Franken Renten, also die Mittelmäßigkeit, welche mich ärger dünkt als das Elend selbst; ein düsteres, trübes und schmerzensreiches Leben, das ich mehr fürchte, als den Tod. Allerdings würde ich die Achtung jener kleinen Welt genießen, in deren Mitte zu leben ich für diesen Fall verdammt wäre. Aber welche Welt! Ich würde ihren Haß ihrer Verachtung vorziehen. Auf der andern Seite ist der Weg des Lasters, d. h. der Weg der Abenteuer, des Außerordentlichen, die Möglichkeit einen Prinzen zu ehelichen, und Millionen zu bekommen; und auf dieser Seite winkt dir das Leben, das glänzende, freudige Leben, eine elegante, geistreiche Welt. Ach! Ich wußte es wohl, daß auch dieses Leben seine Schattenseiten hat. Die Moralprediger zeigen uns die leichtfertigen Frauenzimmer mit dem Lumpenkorb auf dem Rücken und der Hacke in der Hand. Aber ich werde mich davor zu hüten wissen, sagte ich zu mir selbst. Ich besaß Ehrgeiz genug, und wenn ich mein hübsches Gesicht und meinen wohlgebauten Körper betrachtete, konnte ich nicht zu dem

Entschlusse gelangen, mein Leben in untergeordneten Verhältnissen zuzubringen. Meine Lebhaftigkeit, meine Unternehmungslust bedurften der Nahrung. Ich mußte eine hohe Stellung bekommen, mußte Reichthümer erlangen, in denen heute allein noch die Macht besteht. Nun sagen Sie mir aber, welche ehrbare Laufbahn öffnet unsere Gesellschaft dem Ehrgeize eines Frauenzimmers, das nicht reich ist? Es gibt nur eine, nur eine einzige, den Handel mit seinen Reizen, sei es nun, daß dieser Handel in der Form eines unauflöslichen Bandes oder nur einer temporären Verbindlichkeits-Uebernahme abgeschlossen wird. Ich wußte wohl, daß ich mich von einem Theil der Gesellschaft würde trennen müssen, hingegen wollte ich mich bemühen, mir die Achtung der andern Hälfte zu erwerben. Ich berechnete, daß es unmöglich sei, in Paris in feiner Gesellschaft angemessen zu leben, ohne mindestens über hunderttausend Franken Renten verfügen zu können. Ich muß somit hunderttausend Franken Renten verdienen, um mich nachher von den Geschäften zurückziehen zu können."

Sie machte eine Pause.

„Weiter!" sagte Lionel, der immer noch nicht begreifen konnte, wo Lucretia mit dieser langen Vorrede hinaus wollte.

„Wohlan! dieses Ziel ist noch nicht erreicht. Ich habe Verluste erlitten und Verdruß erlebt. Sie wissen, daß ich drauf und dran war, den Prinzen Dorowski zum Gemahl zu nehmen. Um mir sein Vertrauen und seine Neigung zu erwerben, habe ich einen Theil meiner Jugend geopfert. Es wäre eine große Lebensstellung gewesen, allein der Prinz starb in dem Augenblick, wo die Verehelichung vor sich gehen sollte und ich mußte die Arbeit, mir ein Vermögen zu sammeln, wieder von vorn beginnen. Damals war es, als ich meinen Salon eröffnete, der eine Menge hochstehender Persönlichkeiten anzog und mir eine wirkliche Berühmtheit verschaffte. Heute aber sind unsere Aktien im Fallen begriffen, und ich besitze meine hunderttausend Franken immer noch nicht."

„Lionel, Sie lieben mich nicht mehr, Sie spielen Komödie!" fügte sie bei, indem sie dem Gespräch in barscher Weise eine andere Wendung gab.

Bei dieser Anrede fuhr Lionel von seinem Sitze empor, und eine beleidigte Würde annehmend, sagte er:

„Madame, ich verstehe Sie nicht."

„Gut! Soeben erst hat man den Sentimentalen gespielt, nun versucht man es mit der Empörung. Das ist der zweite Aufzug. Mein armer Lionel, ich kenne alle ihre kleinen Kunststückchen. Geben Sie sich doch um Gotteswillen keine weitere Mühe. Uebrigens haben Sie keine große Anstrengung damit; Sie werden sie nun bald auswendig wissen?"

„Was denn?"

„Die Rolle. Wohlan! ich ebenfalls. Wir thun also gewiß besser, wenn wir recht offen, wie es alten Kameraden ziemt, mit einander reden. Ich finde, Lionel, daß Sie altern."

Herr v. Lomas zuckte zusammen.

„Ja, mein Theurer, Sie altern; Sie wiederholen Ihre witzigen Einfälle und erfinden keine neuen mehr. Früher waren die Frauen närrisch in Sie verliebt, nun aber, ach! ich will aufrichtig sein . . heute . . . sind Sie etwas weniger gesucht. Ich glaube, unter uns gesagt, daß Sie Ihr Gewerbe eines Modemenschen ermüdet; mit einem Wort, ich würde mich darüber auch gar nicht wundern, wenn man mir sagte, daß Sie daran denken, sich zu verheirathen."

‚Da wären wir endlich, dachte Lionel; sie wird es von Pouliche erfahren haben, welcher Maxime jedenfalls vertraulich gesagt hat, daß ich Absichten auf Beatrix Borel habe.'

„Nun! was fehlt Ihnen denn?" begann die Buhlerin wieder, „Sie scheinen ganz betroffen."

„Ich bin in der That ganz verwirrt. Ich suche Sie zu begreifen. Ich sehe es wohl, daß in Ihren Blicken, in Ihrem Tone eine Feindseligkeit gegen mich liegt, ohne daß ich sie mir erklären kann."

Sie beobachteten sich gegenseitig mit Mißtrauen. Das Gesicht der Buhlerin hatte in diesem Augenblick einen strengen, fast rachsüchtigen Ausdruck angenommen.

Hätte Lucretia v. Courcy, oder besser gesagt, Katharina Le-

moine, unter andern Verhältnissen gelebt, dann hätten ihre Geistesfähigkeiten, ihre in jeder Hinsicht vortrefflichen Eigenschaften vielleicht eine bewundernswerthe Frau aus ihr gemacht. Auf einem Throne wäre eine Katharina von Rußland oder eine Elisabeth aus ihr geworden. Ihre Schönheit war unbestreitbar. Sie besaß ein fein geschnittenes Profil, ein anmuthiges Kinn, große Augen, mit einem bald strengen, bald zärtlich weichen Ausdruck, ein feines, satyrisches Lächeln um den Mund, prachtvolle Schultern und eine Haltung voller Würde, alles zusammen mehr als es bedurfte, ihr unter den Schönsten den Preis zu verschaffen.

Einmal aus dem richtigen Geleise gebracht, mußte diese Frau ebenso viel Schlimmes hervorbringen, als sie Gutes hervorgebracht, wenn sie sich unter günstigen Umständen entwickelt hätte, denn solche kräftig angelegten Naturen, dazu bestimmt, in einer weiten Sphäre ihre Thätigkeit zu entfalten, öffnen sich meistentheils, wenn sie in enge Verhältnisse eingezwängt werden, Auswege, auf denen sie großes Unglück bereiten.

Intriguant, eine wahrhafte Diplomatin, hatte sie bei ihrer großen Welterfahrung es unternommen, über eine Welt zu regieren. Ihr Salon hatte sich in der That eine künstlerische und selbst literarische Berühmtheit erworben. Einige unter ihren Anbetern hatten ihr den Beinamen „Ninon die Zweite" gegeben. Noch größere Fanatiker nannten sie Lucretia die Erste.

Als sie aber älter zu werden begann, hatte die Zahl ihrer eifrigsten Freunde abgenommen, und um diesem Mißstande zu steuern, war in ihrem Salon das Spiel eingeführt worden, auch hatte sie, da sie kaum mehr auf ihre persönlichen Reize rechnen konnte, zu jüngern Anziehungskräften die Zuflucht genommen.

Im Alter von 42 Jahren hatte sie ihre Bekanntschaft mit Herrn v. Lomas, einem an Herz wie an Gewissen verdorbenen Menschen, gemacht. Obgleich vermögenslos, war er unter der jungen, eleganten Aristokratie doch sehr wohl gelitten. Ihn hoffte sie für ihre Zwecke zu benützen, und hielt ihn durch die Dienste, welche ihn seine Luxusbedürfnisse und seine Geldverlegenheiten von ihr anzunehmen zwangen, in einer völligen Abhängigkeit.

,Sollte er wirklich daran denken, sich zu verehelichen?‘ dachte Lucretia. ‚Ich werde mir darüber Aufschluß verschaffen; der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen.‘

„Sehen Sie, Bester,“ begann sie nun auf's Neue mit zärtlichem Tone, „Sie sagen, Sie lieben mich; ich will Ihnen gerne Glauben schenken, aber beweisen Sie es mir auch dadurch, daß Sie mir etwas feuriger zu Diensten sind.“

„Reden Sie; ich bin wie immer zu Ihren Befehlen bereit.“

„Wohlan, hören Sie mich! Frau v. Beausire hat geschworen, meinen Salon zu Falle zu bringen. Vorerst hat sie meine Empfangstage auch bei sich eingeführt. Sie ist intriguant und geschickt. Aus Haß gegen mich unterstützt sie noch dazu Herr v. Barnolf aus allen Kräften. Herr v. Saint-Julien, Frau v. Saint-Ange sind schon treulos von mir abgefallen. Der Herzog v. Cerny hat ihr in der Rue de la Madeleine ein prachtvolles Hotel angekauft. Sie hat süperbe Salons. Es wird bei ihr ein Höllenspiel getrieben.“

„Empfängt sie Künstler, Schriftsteller?“

„Ach, wo denken Sie hin! Sie wissen ja, daß sie unwissend ist wie ein Kranich. Ihre rothen Haare haben sie zu diesem Ansehen gebracht und ihre hellbraunen Augen ihr den Spottnamen einer der Heroinen Balzac's verschafft, man nennt sie nur das „Mädchen mit den Goldaugen.“ Sie hat weder Verstand, noch besitzt sie irgend eine ausgezeichnete Eigenschaft, mit einem Wort, sie ist ein Frauenzimmer vom allergeringsten Schlag. Ihre Mutter, die heute in der Rue Saint-Roch einen Handel mit alten Putzgegenständen treibt, war früher Austernverkäuferin auf der Halle. Ihr weicher Mund, ihr ausdrucksloser Blick und ihr matter Teint geben ihr in der That das Aussehen eines Schalthiers, wie sie solche bei ihrer Mutter während ihrer ganzen Jugendzeit unter den Augen hatte. Da sie eine pure Fleischmasse ist, und aller Lieblichkeit entbehrt, haben sie ihre Bewunderer mit einer Frau v. Rubens verglichen. Sie hat ungeheuer große Füße, was dieser Tage einen ihrer Anbeter zu sagen veranlaßte, daß die wirkliche Schönheit in den richtigen Verhältnissen bestehe und daß es nichts Gar-

stigeres gebe, als einen zu kleinen Fuß. Da sehen Sie nun, was es heißt, in Mode sein. Wenn sie hinkte, würde man sie mit dem Fräulein de la Valière vergleichen. Es wird nebenbei behauptet, sie empfange die schönsten Frauen von Paris, mir lasse sie nur den Ausschuß und die Ladenhüter. In dieser Richtung hat Herr v. Barnolf gestern geäußert, mein Salon sehe einem Wachsfiguren-Kabinet ähnlich, die Frauen seien alle angemalt, oder auch einer Ausstellung von Fossilien, und er werde sich von der Akademie die Erlaubniß erbitten, mich bei dem nächsten paläontologischen Concurs vorzuschlagen. Wohlan! Lionel, empört Sie das nicht? Sie hören mir mit einer Ruhe zu . . ."

Lionel heuchelte unterdrückten Zorn.

„Dieser Barnolf! . . . beruhigen Sie sich . . . ich übernehme diese Sache."

„Es wäre thöricht, sich mit ihm zu schlagen, denn er ist ein hervorragender Fechter. Aber es wurde mir gesagt, daß er irgendwo ein Frauenzimmer verbirgt. Ich beauftrage Sie damit, mir dies auszukundschaften. Wir werden uns dann durch die geheimnißvolle Schöne selbst rächen. Nebenbei muß ich junge Frauen und junge Männer haben. Mein hauptsächlicher Wunsch besteht darin, eine schönere und jüngere Frau, wie die Beausire ist, zu finden, eine Frau, die fähig wäre, sie zu verdrängen. Ich wünschte sie blond wie sie, jedoch mit mehr Eleganz und von besserer Haltung. Ich habe einen Herzog, welcher es übernehmen würde, ihr zu Ruf zu verhelfen. Hören Sie, Lionel, ich glaube, daß diese kleine Lillerin, welche ich nur so im Vorübergehen sah und welche Sie kennen, unserem Zweck ganz entsprechen würde. Sind nicht Sie es auch gewesen, welcher Fleur-de-Botte und Pouliche erfunden hat? Nicht wahr?"

„Allerdings ist es wahr, daß ich sie entdeckte, aber ich habe sie aus der Straßenrinne aufgehoben, sie waren damals schon brandig bis auf das innerste Mark, während Genofeva Gendoux ein sehr achtbares Mädchen ist."

„Hat sie Ihnen vielleicht Widerstand geleistet?"

„Seitdem ich Sie kenne, Lucretia, gibt es für mich kaum andere Frauen mehr.“

„Ich bin davon überzeugt, mein Theuerster,“ sagte Lucretia, ironisch lächelnd; „wenn es jedoch durchaus sein müßte... würde ich Ihnen... eine derartige Untreue verzeihen.“

„Ich sage Ihnen, es wird schwerlich gehen. Sie wurde von Eltern erzogen, welche für die brävsten Leute zu Lille gelten.“

„Sie ist aber arm, allein zu Paris, und haben Sie mir nicht gesagt, daß sie Beschäftigung sucht?“

„Ja.“

„Wohlan! Schicken Sie sie zu meiner Kleidermacherin, Madame Thomassin, ich will sie derselben bestens empfehlen. Sie wird dort in Berührung mit den verbuhlten Arbeiterinnen längstens in einem Monat ihre Sprödigkeit verloren haben.“

„Ich werde es versuchen.“

„Es muß Ihnen gelingen.“

„Wenn es durchaus sein muß, wird es mir gelingen,“ erwiderte er, indem er der Buhlerin die Hand küßte.

Sie erhob sich.

„Heute Abend,“ sagte sie, „wird es sehr lebhaft werden. Wir werden Brasilianer reich wie... Brasilianer haben. Ich empfehle sie Ihnen. Herr v. Vaumal wird ebenfalls anwesend sein.“

Sie hielt inne.

„Und werden Sie mir keine männlichen Gäste einführen?

Lionel besann sich.

„Ich werde suchen, Ihnen den Schwager meiner Schwester vorzustellen, er ist ein junger Mann, den man formen muß.“

„Und daran dachten Sie nicht! Sie sehen handgreiflich, daß Sie mich vernachlässigen.“

„Es ist ein naiver, sanfter, sentimentaler junger Mensch.“

„Sie kennen nur noch derartige Leute. Ich zweifle nicht daran, Sie eines Tages in ein Karthäuserkloster eintreten zu sehen. Dieser junge Zweifüßler hat zum mindesten doch Federn?“

„Albert wird reicher werden als Herr Daubré, denn er ist

der Erbe einer deutschen Tante, welche ihn erzogen hat und ganz in ihn vernarrt ist."

„Ach! Was helfen uns Hoffnungen auf Erbschaften . . . wir müssen baares Vermögen . . . klingende Münze haben. Wie hoch beläuft sich sein jährliches Budget?"

„Auf sechzigtausend Franken."

„Er hat gerade genug, um leben zu können, das ist auch Alles. Was für ein Leben führt er?"

„Ruhig wie eine alte Dame."

„Gut, wir kennen das schon; stille Wasser gründen tief. Das sind unter der Asche glimmende Leidenschaften. Ist er ein hübscher Junge?"

„Schön wie eine schöne Frau; sanfte, nachdenkliche Augen, Bart und Kopfhaare kastanienbraun, und sein Lächeln wie das eines träumenden Kindes."

„Führen Sie mir ihn zu; dieser Junge scheint ein wahrer Fund. Er wird uns unterhalten, vielleicht kann er gar Leidenschaften erregen. Apropos, was macht denn Maxime?"

„Maxime ist in meine Schwester verliebt."

„Was! Sie leben in der Festung und Sie dulden es? Maxime außerhalb unserer Welt verliebt, ist ein für uns verlorener Mann. Ich würde lieber hören, daß er sich verheirathe. Sie wissen, daß ich große Stücke auf Maxime halte. Er hat Verstand, besitzt ein hinreißendes Wesen, ist ein guter Spieler, mit einem Wort ein Mann, der die Gesellschaft unterhält. Und daran haben Sie nicht gedacht? Sie sehen thatsächlich, daß Sie meine Interessen, welche doch auch ein wenig die Ihrigen sind, gänzlich vernachlässigen. Adieu! erinnern Sie sich an alle meine Aufträge, ich rechne darauf, daß Sie die Beausire heute Abend ordentlich herunter machen werden. Ich bin mit der Abfassung eines ziemlich gepfefferten Artikels beschäftigt, welchen ich in ein kleines Journal zu bringen hoffe. Sie muß, ehe der kommende Winter eintritt, aus unserer Welt verschwunden sein."

„Beruhigen Sie sich, meine schöne Lucretia, wir werden Ihre

oder besser gesagt, unsere Nebenbuhlerin zermalmen, denn ich kann es nicht zugeben, daß mein Stern verdunkelt werde.“

Im Weggehen drehte sich Lucretia nochmals um:

„Suchen Sie doch auch noch zu erfahren, wem die schönen schwarzen Augen gehören, welche ich vorhin auch unten gesehen habe. Die Blonde sprach mit der Brünette, somit müssen sie mit einander bekannt sein.“

„Ich werde mich bemühen, es zu erfahren.“

„Apropos,“ fügte die Buhlerin bei, „ist Ihre Angelegenheit mit Pinsard geordnet?“

„Noch nicht.“

„Kümmern Sie sich nicht weiter um die Sache, ich werde dieselbe durch meinen Vermögensverwalter zu Ende führen lassen.“

Nach dem Weggang der Frau v. Courcy ging Lionel zu seiner Schwester hinab und erfuhr bei dieser Gelegenheit den Besuch der Madeleine Bordier.

Sie ist es also, welche Lucretia gesehen hat, dachte Lionel. Der Würfel ist gefallen. Die Gelegenheit ist zu günstig, ich werde mich in dieses Mädchen verlieben. Und er veranlaßte Frau Daubré sogleich eindringlich, noch am nämlichen Abend zu Frau Borel zu gehen, um Madeleine als Lehrerin für ihr Töchterchen zu erbitten.

IX.

Madeleine war nach Hause zurückgekehrt, zwar nicht geradezu glücklich, aber doch sicher, ihr Brod nun in ehrenvoller Weise verdienen zu können.

Aber bei dem Gedanken, diese Familie zu verlassen, in deren Mitte sie ihre Kindheit verlebt hatte, insbesondere bei dem Gedanken, sich von Fräulein Borel trennen zu müssen, fühlte sie ihren Entschluß doch wieder wanken und ihr Herz schmerzlich beklommen.

Um so schnell wie möglich dieses beunruhigenden Gemüthszustandes los zu werden, beschloß sie, Fräulein Bathilde unverzüglich von ihrer Unterredung mit Frau Dauhré in Kenntniß zu setzen.

Als sie, zögernden Schrittes, nach dem Zimmer ihrer Adoptivmutter emporstieg, begegnete sie Beatrix und grüßte sie freundlichst. Beatrix vermied es aber, ihren Gruß zu erwidern.

Diese Kälte flößte ihr Muth ein.

Die längere Abwesenheit Madeleinens hatte in dem Hause einen wahrhaften Aufruhr hervorgerufen. Die Familie hatte sich versammelt und dahin geeinigt, Fräulein Borel in dieser Richtung keine weiteren Bemerkungen mehr zu machen, aber Laura und Beatrix sollten sich fortan von jeder engeren Verbindung mit Madeleine lossagen.

Madeleine traf Fräulein Borel in ihrem Arbeitszimmer, sie war mit dem Durchblättern verschiedener Bücher beschäftigt, die auf ihrem Pulte umherlagen. Sie schrieb nämlich ein Werk über die Bestimmung der Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie glaubte den Augenblick gekommen, um für die Frauen diejenige Freiheit in Anspruch nehmen zu müssen, die heute von

allen klar denkenden Köpfen als die allein richtige und nothwendige Grundlage der Gesellschaft angesehen wird. Im Laufe des Nachmittags hatte sie Madeleine, welche ihr gewöhnlich in ihren Nachforschungen hilfreiche Hand bot, rufen lassen, und auch sie war darüber erstaunt, daß Madeleine so lange nicht nach Hause zurückkehrte.

Sie empfing daher das Mädchen mit dem ihr eigenthümlichen gemüthvollen Ernst.

„Woher kommen Sie denn, mein Kind?“ fragte sie, nicht in inquisitorischem Tone, sondern mit dem Ausdruck einer ganz freundschaftlichen Neugierde.

Fräulein Borel besaß einen so hohen Geist, eine den kleinlichen Interessen und niedrigen Bedenken dermaßen unzugängliche Seele, sie huldigte so ernsten Grundsätzen, daß Madeleine eine Achtung vor ihr hegte, die fast an Furcht streifte.

Nebenbei liebte es Fräulein Borel nicht, mit ihrer Zuneigung viel Gepränge zu machen. Sie bethätigte ihr Gefühl durch Handlungen, somit schien es ihr überflüssig, auch noch Liebkosungen hinzuzufügen. Ihre Adoptivtochter konnte sich nicht erinnern, daß sie je von ihr geküßt worden sei.

Madeleine erzählte ihr somit auch mit einer gewißen Aengstlichkeit ihren Besuch bei Frau Daubré.

„Sie haben mir,“ fügte sie bei, „eine Erziehung und eine moralische Stärke gegeben, welche ich ungeduldig war anzuwenden. Mein müssiges und unnützes Leben war mir unerträglich geworden. Erst gestern Abend noch haben Sie es ausgesprochen, daß ohne materielle Unabhängigkeit weder Würde noch Freiheit möglich sei. Ich weiß es, Fräulein, daß Sie nichts im Leben zur Hälfte thun, auch haben Sie mich nie das Gewicht Ihrer Wohlthaten fühlen lassen. Es wäre für mich das größte Glück, mein Leben an Ihrer Seite zu verbringen; eine derartige Abhängigkeit würde mich in meinen Augen weit mehr erhoben als gedemüthigt haben. Aber es scheint mir, daß mich Laura und Beatrix seit einiger Zeit nicht mehr lieben, und nur ungern meine Gegenwart ertragen. Anderseits wünschte ich dahin zu gelangen, meine Mutter unter-

stützen zu können und diese Sorge theilweise meinen Schwestern abzunehmen, welche kaum so viel verdienen, als zu ihrem eigenen Unterhalt ausreicht. Ach! sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen, einen solchen Entschluß gefaßt zu haben, noch ehe ich Sie darüber befragt hatte."

Sie war vor Fräulein Borel niedergefallen.

Fräulein Bathilde antwortete nicht, aber sie drückte die Hände Madeleinens an ihre Brust. Der Muth dieses Kindes hatte sie dermassen in Rührung versetzt, daß sie dieselbe kaum zu beherrschen vermochte. Sie weinte. Es war das erstemal, daß Madeleine eine Erregung dieses Herzens bemerkte, das sie für unbeweglich gehalten, ja mitunter sogar der Gefühllosigkeit beschuldigt hatte.

Bei dem Anblick dieser Thränen warf sie sich stürmisch an ihren Hals, und einen Augenblick lang waren zwei edle Seelen in heiligem Erguß der reinsten Gefühle mit einander verschmolzen.

„O! mein Fräulein," rief Madeleine aus, „ich bin Ihr Werk, denn Sie haben mich aus dem Nichts hervorgezogen. Wenn mein Hinweggehen Ihnen nur den geringsten Kummer verursacht, reden Sie, ich werde Ihnen gehorchen, Sie wissen es wohl."

„Es sind dies die süßesten Thränen, welche ich in meinem ganzen Leben vergossen. Ich bin stolz darauf, dein Herz gebildet zu haben. Du bist wirklich meine Tochter, die Tochter meiner Seele. Du weißt aber, mein Kind, daß mich die persönlichen Herzens-Neigungen nicht vollständig in Anspruch nehmen dürfen. Mein Leben und mein Vermögen sind nicht mehr mein Eigenthum. Ich habe sie dem Sieg eines Gedankens gewidmet. Ich will einen neuen Kreuzzug unternehmen, nämlich den Kreuzzug der Frauen gegen die sie unterdrückenden Vorurtheile, und gegen die Ungerechtigkeit, welche die arme Frau, die Arbeiterin, vor jene schreckliche Wahl stellt: Schande oder Elend. Die Frau muß endlich durch ihre Arbeit die Freiheit erobern können. Du begreifst wohl, daß es sich noch nicht um politische Rechte für sie handeln kann, man muß sie vorerst aus jener täglichen Sklaverei befreien, welche sie einer empörenden Ausbeutung in die Hände liefert, und um diesen Zweck zu erreichen, dürfen wir uns nicht mehr auf unfruchtbare Verwahrungen be-

schränken. Es muß endlich gehandelt, es müssen Einrichtungen geschaffen werden, welche den Frauen Schutz gegen alle Unterdrückung gewähren: gegen das Elend, gegen die Konkurrenz der Männer, und insbesondere gegen die sittliche Verkommenheit. Diesem großen Werke, mein Kind, habe ich mich gewidmet. Vorerst will ich dieses Werk veröffentlichen, in welchem ich meinen Gedanken vollkommen klar darlege: die Kritik und die Organisation. Ehe ich das Buch aber beendige, muß ich eine lange Reise antreten, um in den hauptsächlichsten Ländern Europa's und Amerika's den Zustand der Arbeiterin zu studiren. Ich möchte dich aber die Ermüdungen und vielleicht die Gefahren dieses Unternehmens nicht theilen lassen. Ich hatte schon daran gedacht, dich vor meiner Abreise entweder in einem achtbaren Hause oder in einem Pensionat unterzubringen. Ich sehe somit durchaus kein Hinderniß gegen deinen Eintritt bei Frau Daubré. Ich sehe im Gegentheil mit Vergnügen, daß du ein Bedürfniß nach Arbeit fühlst und dich auf die harte Erfahrung des Lebens vorzubereiten suchst. Die Einzelnen unterliegen derselben Nothwendigkeit, wie die ganze Gesellschaft. Man ist dann erst groß und stark, wenn man gelitten, nur dann, wenn man die Bedingung, ‚gearbeitet zu haben‘, erfüllt hat. Ich will nun meine Abreise beschleunigen. Bei meiner Rückkehr bedarf ich deiner jungen Kraft wieder."

Madeleine hatte Fräulein Borel mit frommer Bewunderung angehört.

„Ich werde dann, wie heute, stolz darauf sein, das geringe Werkzeug Ihres großen Gedankens zu bilden."

„Inzwischen mein Kind", fügte Fräulein Borel bei, „will ich dich hinsichtlich deiner Familie nicht in Unruhe lassen. Ich habe sie dadurch, daß ich deine Schwestern Gewerbe erlernen ließ, dem Elend zu entziehen gesucht. Ich habe auch deinen Vater dadurch zu heilen versucht, daß ich ihm Arbeit verschaffte. Es war aber leider zu spät. Da sich deine Mutter und deine Geschwister aber immer noch in so bedrängter Lage befinden, werde ich dir 1000 Franken zustellen, damit Claudine nach Paris kommen und Marie nebst

deiner Mutter die nöthige Pflege erhalten können, welche ihr Zustand verlangt."

„Mein Fräulein, ich nehme diese letzte Wohlthat dankbar an. Ich werde ihnen die Summe persönlich überbringen. Wenn ich Morgen nach Lyon reise, kann ich anfangs nächster Woche wieder zurück sein. Ich werde Claudine mit mir nehmen."

Fräulein Borel stimmte diesem liebevollen Plane bei, und Madeleinens Reise war beschlossene Sache.

An demselben Abend kam Frau Daubré zu den Borel's.

Madeleine wurde endgiltig als die Lehrerin Jeanne's angestellt. Durch Maxime angespornt, hatte sich Beatrix thatsächlich in Herrn v. Lomas verliebt. Als sie nun vernahm, daß Madeleine, deren Nebenbuhlerschaft sie bereits fürchtete, gerade in Herrn Daubré's Haus eintreten und dort in tägliche Verbindung mit Herrn v. Lomas kommen werde, empfand sie eine bittere Ueberraschung und vermochte ihren Unwillen nicht zu verbergen.

Als Madeleine und Fräulein Borel hinweggegangen waren, sagte Beatrix in einschmeichlerischer Weise zu Frau Daubré: „O, ich weiß es recht gut, weßhalb Fräulein Bordier darauf hält, in Ihr Haus zu kommen."

„Nun weßhalb denn?"

„Die christliche Liebe gebietet mir zu schweigen, dessenungeachtet ist der Beweggrund leicht zu finden, seitdem Herr v. Lomas in unser Haus kommt . . . ."

„Wie! Sie glauben wirklich?" unterbrach sie Frau Daubré. „Beruhigen Sie sich darüber, ich werde sie überwachen, und wenn ich irgend eine derartige Intrigue bemerken sollte . . . ."

„Ach! ich gehe nicht so weit," begann Beatrix wieder mit heuchlerischem Tone, „und ich befürchte in der That, Ihnen von Madeleine eine zu schlechte Meinung beigebracht zu haben."

„Gleichviel, ich werde in ihrem wie in dem Interesse meines Bruders darüber wachen. Ich danke Ihnen, daß Sie meine Aufmerksamkeit auf diese Gefahr gelenkt haben."

„Allerdings," nahm Frau Borel das Wort, „ist Madeleine ein herrliches Mädchen, welches wir Alle sehr gerne haben, gerade

deßhalb veranlasse ich Sie aber, ein wenig besser über sie zu wachen, als es Bathilde bisher gethan hat. Ich halte sie nicht für leichtfertig, aber sie ist schön und besitzt wenig Frömmigkeit; somit ist sie auch mehr wie eine Andere der Verführung ausgesetzt."

„Ob sie zum Beispiel," begann Beatrix, „alle Ihre Bemerkungen ertragen und sich den Erfordernissen ihrer neuen Stellung beugen wird, will ich dahin gestellt sein lassen."

„O! es ist so leicht mit mir auszukommen und ich mache gegenüber meiner Dienerschaft ganz geringe Ansprüche," sagte Frau Daubré geziert, indem sie in Gedanken Madeleine bereits mit ihrem Kammermädchen auf gleiche Stufe stellte.

Beatrix enthielt sich, diesen letzten Worten etwas beizufügen, denn sie wußte nun, daß Madeleine nicht lange in einem Hause bleiben würde, wo man sie einem Dienstboten gleich behandelte.

X.

Am darauffolgenden Tage um 8 Uhr Abends reiste Madeleine nach Lyon ab. Es war ein großer Andrang von Reisenden. Da sie in der für Damen bestimmten Wagen-Abtheilung keinen Platz finden konnte, suchte sie sich einen Waggon, welcher ihr die nämliche Sicherheit zu bieten schien, als sie sich von einer Stimme anrufen hörte, die sie erzittern machte.

„Ei! ei! Sind Sie es wirklich, Madeleine, täusche ich mich nicht?"

Es war Maxime, der mit einer Reisetasche in der Hand im Begriffe stund, in dasselbe Coupé einzusteigen.

Madeleine war durch diese unerwartete Begegnung in gänzliche Bestürzung versetzt; sie blieb unbeweglich und unentschlossen stehen, bis ein Schaffner sie zum raschen Einsteigen zwang, wobei Maxime ihr nachfolgte.

Maxime war bereits seit dem vorhergehenden Tage von Hause abwesend und konnte somit von Madeleinens veränderter Stellung, auch von ihrem Reiseplan nach Lyon keine Kenntniß erhalten haben.

Mit wenig Worten theilte sie ihm ihre veränderte Stellung mit.

„Wie! Sie verlassen uns!" sagte Maxime mit wirklicher Betrübniß. „Ach! das ist in der That gar nicht schön von Ihnen, daß Sie gedacht haben, Sie seien uns lästig. Ich glaubte, Sie besäßen Herz und liebten uns! Ich wette darauf, daß dieser hübsche Gedanke von der Tante Bathilde kommt, von ihren famosen Ideen von Würde, Unabhängigkeit, Arbeit u. s. w. Wie kommt es, daß Sie, eine Künstlerin, ein Wesen voll Empfindung und Gefühl, daß Sie sich durch diese trockenen und mageren Begriffe haben verführen lassen?"

Madeleine, obgleich durch diese von Herzen kommenden Vorwürfe sehr bewegt, wußte dennoch ein ruhiges Aeußere zu bewahren.

„Weßhalb," erwiderte sie mit einem traurigen Lächeln, „weßhalb urtheilen Sie so schnell und so absprechend über Gedanken, welche Sie nie zu begreifen versucht haben? Es ist dies eine ganz verkehrte Art, die mich stets sehr unangenehm berührt, wenn ich sie bei meinen Freunden antreffe."

Auch sie ist schon eine Quäckerin, dachte Maxime bei sich selbst, nur jammerschade um ihre hübschen Augen!

„Wohlan!" begann er wieder, „da Sie mein verkehrtes Wesen angreifen, so werden Sie mir, theures kleines Schwesterchen, auch erlauben, mich ein wenig über Ihr Wesen lustig zu machen. Eine stattliche Person, wie Sie sind, sollte nur darauf bedacht sein, zu gefallen, und sollte den alten und garstigen Weibern die Literatur und die Philosophie überlassen. Sehen Sie, wir können nun einmal jene Frauen nicht leiden, welche auf unser Gebiet überschweifen wollen."

„In diesem Falle, Herr Maxime, haben Sie doch die Güte, eine ganz genaue Grenzlinie um Ihre Güter zu ziehen, damit es uns nicht etwa in den Sinn komme, dort Wilddieberei zu treiben. Ich glaubte, die kräftige französische Jugend, die männliche Jugend, besitze heute kein anderes Gebiet mehr, als den Sport- und den Jockey-Club; um die Philosophie, um die Poesie kümmere sie sich wenig. Sollte man uns also so gar böse werden, wenn wir ein kleines Eckchen dieses von den gnädigen Herren verlassenen Gebietes urbar zu machen suchen?"

„Ob mit Recht oder mit Unrecht — haben wir uns zu allen Zeiten das Monopol der Geistesarbeit zuerkannt."

„Ganz richtig! Sie haben zum Beispiel zu sich selbst gesagt: „Ich Mann bin der König der Schöpfung; aus diesem Grunde be„halte ich mir auch das erhabenste, das edelste Gebiet, das der „Gedanken, vor. Wenn die Frau, dieses untergeordnete Wesen, das „ich so lange schon durch rohe Gewalt beherrscht habe, sich an „meinen Vorrechten vergreifen will, wenn es seine geistigen Fähig„keiten entwickeln, seine Geisteskräfte anwenden will, insbesondere

„aber wenn es sich seiner Bestimmung entziehen will, mich zu be-
„dienen und zu unterhalten, dann mache ich es lächerlich, überschütte
„es mit meiner Verachtung, und um es zum Gehorsam zurückzuführen,
„sage ich ihm ohne Scheu: Sie haben fortan aufgehört, mir
„zu gefallen." Wenn aber die Frau heute, frei von diesen alten Vorurtheilen, ihrerseits nun folgende Ansprache an sich halten würde: „Ich bin die Königin der Schöpfung und aus diesem
„Grunde habe ich das Recht, zu thun, was mir beliebt. Ich habe
„Geisteseigenschaften, die ich anwenden, die ich entwickeln will.
„Was auch das starke Geschlecht für Ansprüche erheben mag, werde
„ich dennoch Poesie treiben, weil ich Dichterin bin; Malerei, weil ich
„Malerin, Philosophie, weil ich Philosophin bin." Und wenn der Mann es übel nimmt, dann werde ich ihm denn auch folgende Worte entgegen halten, welche keine Widerrede dulden: „Fortan haben Sie aufgehört, mir zu gefallen." Wenn eines schönen Tages alle Frauen in solcher Weise vorgehen würden, dann wäre ich doch neugierig, zu erfahren, wer zuerst nachgeben würde, ob der König oder die Königin."

Während Madeleine in solcher Weise sprach, hatte ihr Gesicht einen Ausdruck angenommen, welchen Maxime noch nie an ihr bemerkt hatte. Ihre Augen erglänzten von sanfter Bosheit und auf ihrem Munde prägte sich ein feines, spöttisches Lächeln aus, das ihre Lippen noch röther und ihre Zähne noch blendender erscheinen ließ.

„Ach, ich bin jetzt schon gezwungen, zu gestehen," rief Maxime aus, „daß es der König sein würde!"

Er antwortete aber mit einem Blick und in einem Tone von Galanterie, welche Madeleine mißfielen. Sie wurde etwas unruhiger und hätte die Ursache von Maxime's Reise gerne gewußt.

„Ihre Frau Mutter hat heute bei Tische ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, Sie seit gestern nicht gesehen zu haben. Der darüber befragte Diener erwiderte, Sie seien in verflossener Nacht gar nicht nach Hause gekommen. Sie haben sich demnach schnell zur Reise entschlossen? Sie werden jedenfalls Ihre Frau Mutter davon benachrichtigt haben?"

„Ich habe ihr geschrieben, daß ich einige Tage bei einem meiner

Freunde zubringen werde, ich habe aber ein Interesse, diese Reise geheim zu halten, insbesondere vor meinen Eltern. Ich möchte Sie daher bitten, mit Niemand davon zu reden, selbst nicht mit Frau Daubré."

„Wie geheimnißvoll Sie thun! Jedenfalls handelt es sich nicht um eine Wallfahrt nach Notre-Dame-de-Fourvières."

„Das weniger. Nicht wahr, ich habe Sie neugierig gemacht?" sagte Maxime, welcher das Bedenken, das Madeleine beunruhigte, errathen hatte. „Ich will Ihnen mein Geheimniß anvertrauen, damit Sie dessen Wichtigkeit desto besser begreifen und mich nicht verrathen. Es handelt sich um eine Geldangelegenheit."

„Abermals! Es sind kaum drei Jahre her, daß Sie Herrn Borel in so große Unruhe versetzt haben!"

„Gehen Sie, Sie müssen vernünftig sein: Ist es denn menschenmöglich, mit einer Summe von 30,000 Franken jährlich in Paris zu leben?"

„Dreißig Tausend Franken! Wie mir scheint, ist dies viel Geld. Für viele Unglückliche wäre dieses Kapital ein großer Reichthum."

„Es ist möglich; aber ich bringe es nicht fertig, billig zu leben. Es gibt eine Masse bedeutender Ausgaben, von welchen Sie sich gar keinen Begriff machen. Meine Pferde kosten mich allein schon diese 30,000 Franken. Dazu kommt noch, allerdings weiß mein Vater nichts davon, daß ich ein vollständiges Hauswesen zu bestreiten habe."

„Ein Hauswesen!" rief Madeleine ganz erstaunt aus.

„Nicht als ob ich verheirathet wäre; Sie werden schon verstehen, was ich damit sagen will."

Madeleine lief es eiskalt über den Rücken.

„Wohlan! Mein Hauswesen und was damit zusammen hängt, kostet mich jährlich 80,000 Franken. Dazu kommen dann noch meine persönlichen Ausgaben. Sie sehen, daß ich ein Mann der Ordnung bin, ich führe meine regelmäßigen Bücher. Seit drei Jahren von meinem Vater auf die Bagatellsumme von 30,000 Franken angewiesen, habe ich 280,000 Franken angeliehen, mit welchen ich gleichfalls nur bei der strengsten Sparsamkeit leben konnte. Da ich diese Summe aber von Wucherern geliehen, bin ich heute an-

nähernd 450,000 Franken schuldig. Es liegen protestirte Wechsel vor, und das Urtheil, mich in den Schuldarrest zu stecken, ist bereits gefällt. Ein gewisser Renardet, welcher, wie mir scheint, eine ganz besondere Rache an mir nehmen will, ist mir mit ungewöhnlicher Strenge Tag und Nacht auf den Fersen. Ich gehe nach Lyon, wo meine Familie bekannt ist, und ich glaube, daß ich die 450,000 Franken dort zu günstigeren Bedingungen auftreiben werde; denn ich muß mich unter allen Umständen aus dieser Lage befreien."

„Armer Herr Maxime!" sagte Madeleine im Tone des aufrichtigsten Mitleids. „Sie sind wahrlich unglücklich, derartige erkünstelte Bedürfnisse zu haben, denen Sie doch nur um den Preis von tausend Mühseligkeiten genügen können. Und denken Sie dabei auch zuweilen an die Unzufriedenheit Ihres Vaters und Ihrer Mutter?"

„Allerdings denke ich daran; warum verfahren sie aber auch mit solcher Knauserei! Mein Vater besitzt 400,000 Franken jährlicher Renten, ich weiß es mit aller Bestimmtheit; dessenungeachtet läßt er mich in einem mehr als demüthigenden Elend verkümmern."

„Sie bedenken wohl nicht, daß er dieses Vermögen nur für Sie zusammenhält?"

„Wenn ich aus diesem Vermögen keinen Nutzen ziehen kann, so lange ich jung bin, was soll ich damit beginnen, wenn ich einmal alt, gebrochen, zahnlos bin, mit Rheumatismus behaftet, moralisch und physisch abgestumpft?

„Das sind so die gewöhnlichen Gemeinplätze, welche Sie nur deßhalb gerne aussprechen, weil sie Ihren Leidenschaften schmeicheln."

„Möglich. Ich habe aber zu Paris nun einmal eine Stellung eingenommen, die ich nicht aufgeben kann. Es ist dies fast Ehrensache."

„O! Verwechseln Sie die Begriffe nicht, sagen Sie vielmehr Sache der Eitelkeit."

„Mag sein. Ist die Eitelkeit denn nicht die zwingendste Forderung bei allen unseren Handlungen? Ist es nicht Eitelkeit, welche auch Sie antreibt, zu schriftstellern?"

„Nein. Es geschieht aus anderen Beweggründen."

„Aus Liebe zur Kunst? Und könnte ich nicht ebenfalls sagen, daß es aus Liebe zur Kunst geschieht? Denn die Vorliebe für den

Luxus ist doch wohl nichts Anderes. Ich bin aber weit aufrichtiger. Ja, es geschieht aus Eitelkeit. Ist man einmal mit einer gewissen Welt befreundet und hat man Erfolge in derselben errungen, dann kann man solchen Genüssen nicht mehr entsagen, so wenig als ein berühmt gewordener Dichter sich dem Reiz nach neuem Ruhm entziehen kann."

„O! man kann — es handelt sich nur darum, es ernstlich zu wollen."

„Ich versichere Sie, daß ich darauf bedacht bin, gute Entschlüsse zu fassen."

„Erlauben Sie mir," sagte Madeleine mit einer von Herzen kommenden Innigkeit, Ihnen einen Rath zu geben. Sie wissen, daß wir uns stets als Bruder und Schwester betrachtet haben. Sie sind nun bald 28 Jahre alt und sind kein Kind mehr. Entsagen Sie diesen kindischen, ungesunden Genüssen, die eines Geistes unwürdig sind, welcher eine Befriedigung in weit höheren Dingen finden kann. Sie gehen dem Abgrund entgegen und ziehen in denselben vielleicht Wesen mit hinab, welche Ihnen theuer sein müssen; nebenbei richten Sie durch diesen kostspieligen Müssiggang auch noch ihre geistigen Fähigkeiten zu Grunde."

„Nicht wahr, ich soll arbeiten?" unterbrach sie Maxime mit Fröhlichkeit. „Ich habe diesen Vogelsang schon oft gehört. Ich meine in der That Tante Bathilde zu vernehmen. Ich bitte Sie, Madeleine, predigen Sie nicht. Es würde mir das schöne und längstersehnte Vergnügen verderben, Sie zur Reisegefährtin zu haben. Es wird Ihnen ebenso wenig, wie meiner Tante Borel und Notre-Dame-de-Fourvières gelingen, mich zu bekehren. Ich bin ein verhärteter Sünder. Hören Sie mich an, mein theures, kleines Madeleinchen," fügte er bei, indem er voll Zärtlichkeit ihre Hand ergriff; „wissen Sie auch, an was ich gerade in diesem Augenblicke denke?"

„Nein."

Sie waren nur noch zu Dreien in der Wagenabtheilung. Der dritte Reisende war aber dermaßen von Mänteln, Foulards und Reisedecken umhüllt, daß man kaum entdecken konnte, war es ein Mann oder eine Frau. Nebenbei schien er in so tiefem Schlaf, daß

Maxime und Madeleine mit einer Ungezwungenheit sich unterhielten, als ob sie völlig allein wären.

„Ich dachte daran, daß Sie ein liebliches Kind sind,“ sagte Maxime, „noch weit lieblicher, als ich bis jetzt nur entdeckt hatte. Ich sah Sie bisher zu oberflächlich, um Ihren wahren Werth beurtheilen zu können. Ich hielt Sie für trocken und pedantisch, wie die Tante Bathilde; das sind Sie aber nicht und ich gestehe es, seitdem wir heute zusammen reden, fühle ich mein Herz in eigenthümlicher Weise ergriffen.“

Madeleine zog sanft ihre Hand zurück, die in jener Maxime's zu zittern begann. Sie drückte ihren Kopf in die Kissen des Wagens und schloß ihre Augen, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Werden Sie nicht böse, Madeleine, lassen Sie mich zu Ende kommen. Vielleicht treffen wir nie wieder auf solche Weise zusammen. Wohlan! ich dachte, daß es für ein junges und ehrliches Herz kein höheres Glück geben könne, als von Ihnen geliebt zu werden. Zu meiner Strafe will ich es Ihnen gestehen, die Gelegenheit war soeben dermaßen günstig, daß ich einen Augenblick Willens war, Ihnen den Hof zu machen. Aber es fiel mir ein, daß ein Mann Sie nicht blos zur Hälfte lieben kann, daß der, welcher von Ihnen geliebt würde, Ihnen auch sein ganzes Leben weihen müßte. Und mir ist es ja unmöglich, den verschwenderischen Gewohnheiten zu entsagen. Ich bin bereits ein Raub des Abgrundes; mein Leben gehört mir nicht mehr; es gehört meinem Tyrannen, der Welt, der Gesellschaft, dem Sport und den leichtfertigen Frauen. Ich könnte Sie nicht mehr lieben, wie Sie es verdienen. Ich würde Sie unglücklich machen, ohne dadurch selbst glücklich zu werden. Deßhalb sagte ich zu mir selbst: Wenigstens einmal in meinem Leben will ich den ehrlichen Mann machen, ich werde diese Reinheit unbefleckt lassen. Glauben Sie mir dessen ungeachtet, Madeleine, daß ich ein Opfer bringe, ein Opfer, dessen ich mich für unfähig hielt, und ich danke Ihnen, mein liebliches, kleines Schwesterchen, daß Sie mir die Kraft dazu eingeflößt haben.“

Madeleine hielt ihre Augen fortwährend geschlossen, ihre sich bewegenden Lippen sprachen nicht.

„Nun!“ begann Maxime abermals, indem er seine Hand auf die des jungen Mädchens legte.

„Ich ... ich ... Sie sagten ... Ich glaube, daß ich geträumt habe!“ rief sie mit nervösem Lächeln aus. „Ja ... ich war fast eingeschlafen.“

Und sie sank wieder, beinahe ohnmächtig, in die Ecke des Wagens zurück.

Ei, ei, dachte Maxime, sollte sie etwa kokett sein! Wahrlich etwas stark! Mitten in einer so ehrerbietigen Liebeserklärung einzuschlafen! Ah ... sie schlief ein! ... wiederholte er in tief verletzter Eigenliebe.

Fortan richtete er auf Madeleine einen halb verdrießlichen, halb lüsternen Blick. Er nahm die Spitzen seines Schnurrbarts in den Mund und lächelte mit sarkastischem Ausdruck.

„Wo sind wir denn?“ fragte Madeleine endlich, indem sie, um gegen ihre Aufregung anzukämpfen, sich gegen das Wagenfenster hinüber bog.

Es steht außer Zweifel, sie ist eine Kokette, dachte Maxime abermals. Und ich, ein Mann vom Fach, konnte dies übersehen. Sogar die Allerbeste ... Wie, sie vermeidet mich anzusehen! Sie freut sich gewiß, mich so weit gebracht zu haben. Ich fühle mich in der That in eine lächerliche Situation gebracht. Indessen wir wollen sogleich sehen, wer den Sieg davon trägt.

„Sagen Sie mir doch, Madeleine, haben Sie auch schon Verse über die Liebe gemacht? Es ist dies ja das ewige Thema aller Dichtungen.“

„Ja. Warum?“

„Weil es ziemlich merkwürdig sein muß, in wie weit ein junges, zwanzigjähriges Mädchen, das doch dem Gefühle der Liebe so zu sagen fremd ist, in Versen davon reden kann. Handeln Sie kameradschaftlich mit mir, Madeleine, und lassen Sie mich einige davon hören. Ich bin geradezu kein Verehrer der Poesie, aber die Ihrige interessirt mich. Erweisen Sie mir den Gefallen, nur eine einzige kurze Strophe.“

„Nein!“ erwiderte Madeleine ernsthaft.

„Bemerken Sie wohl, daß wir in diesem Augenblick vernünftig reden und es mir nur um eine psychologische Studie zu thun ist, wie Tante Borel zu sagen pflegt. Ich möchte gerne wissen, wie ein junges Mädchen zum ersten Male liebt. Es ist ein wirklicher Dienst, den Sie mir hierdurch erweisen, denn ein Mann kann über die Richtigkeit seiner eigenen Studien nie in Gewißheit sein, weil er niemals sicher ist, ob er die erste Liebe eines Mädchens studirt. Daher rührt es denn auch, daß wir diesen angeblich treuherzigen Wesen jene Frauen vorziehen, die mindestens den Muth des Lasters und das Verdienst der Aufrichtigkeit haben. Sie werden zugeben müssen, ob man der Dreißigste oder der Dritte ist, dies macht keinen so großen Unterschied aus, wie man gewöhnlich glaubt."

„Ich wünsche, daß Sie die Unterhaltung wechseln," sagte Madeleine, welche sich durch den leichtfertigen Ton Maxime's ganz verwirrt fühlte.

„Von was wollen Sie denn, daß ein Mann und eine Frau wenn sie noch nicht 60 Jahre alt sind, miteinander reden sollen als von der Liebe?"

„Lassen Sie uns auf Ihrem Gebiete bleiben, und reden wir von Philosophie."

„Ich ziehe die Literatur vor, sie bildet auch einen Theil unseres Besitzthums, und beschäftigt sich die Literatur unserer Tage denn nicht ausschließlich mit der Liebe?"

„Mag sein! Ich lasse Sie reden," sagte Madeleine mit einiger Strenge. „Ich bin schläfrig, und wenn Sie erlauben möchte ich schlafen."

„Nun so wollen wir schlafen!" erwiderte Maxime ironisch und drückte sich dabei in eine Ecke des Wagens. Er dachte, seine anscheinende Gleichgiltigkeit würde sie bald dazu veranlassen, von selbst die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

‚Ach! welche Qual!' dachte Madeleine; sie fühlte sich durch die anhaltende Aufregung ganz erschöpft.

Maxime öffnete von Zeit zu Zeit seine Augen zur Hälfte und blickte auf Madeleine. Madeleine beobachtete ihn ebenfalls in verstohlener Weise.

Maxime galt für einen hübschen Mann. Es fehlte ihm indessen doch an jener Energie der Züge, die gewöhnlich die männliche Schönheit ausmacht. Sein Gesicht entbehrte sogar eines ausgesprochenen Charakters. Es verführte meistens nur durch seinen beweglichen und gleichzeitig leidenschaftlichen Ausdruck. Seine graublauen Augen nahmen in der Sonne einen grünlichen Schein an, bei Licht schienen sie schwarz zu sein. Wenn ein heftiges Gefühl sie belebte, leuchteten sie in mächtigem Glanz und der Zorn ließ sie schimmern wie Stahl.

Das alles deutete auf eine heftige, fantastische Natur hin, bereit, sich allen ihren Launen zu überlassen und diese Launen sogar bis zur Leidenschaft zu steigern.

Madeleine war ganz bleich geworden in Folge der Aufregung, und ihre von Schatten umdunkelten Augenlider verliehen ihrem rückwärts gebeugten Kopfe einen so sonderbaren Ausdruck von Wollust und Schmerz, daß sich Maxime davon in Wirklichkeit stärker gefesselt fühlte, als er es sich selbst eingestehen wollte.

‚Nur eine vom Teufel besessene Kokette,‘ sagte er zu sich selbst, ‚kann eine solche herausfordernde Stellung annehmen.‘

Und dennoch verriethen die zusammengezogenen Lippen Madeleinens eine solche Traurigkeit, es lag auf dieser Stirne und in den Linien dieses Gesichtes so viel Reinheit, daß Maxime immer noch in Ungewißheit blieb.

‚Wie thöricht!‘ fuhr er in Gedanken fort, ‚Reinheit bei einer Frau zu suchen, welche die Philosophie liebt, Gedichte, vielleicht sogar Romane schreibt! Sollte es diesem Mädchen mit ihrem scheinheiligen Wesen einer schlafenden Madonna etwa gelingen, mir Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlecht einzuflößen?‘

Er war wie vom Fieber ergriffen, die Ungewißheit trug zur Schärfung seines Zustandes bei.

„Hören Sie mich an, Madeleine!“ rief er plötzlich mit bewegter und zitternder Stimme; „ich war soeben ganz offen gegen Sie und ich werde es bis zur letzten Minute bleiben. Ich bin überzeugt, daß Sie sich über mich lustig machen. In den acht Stunden, die wir nun einander gegenüber sitzen, haben Sie mich

in alle möglichen Aufregungen versetzt, von der keuschen Zärtlichkeit der Freundschaft, bis zur heftigsten Liebe. Ja, ich bin verliebt in Sie, verliebt bis zum Wahnsinn. Was habe ich Ihnen soeben erst gesagt? Ich weiß es nicht mehr. Ich suchte mich über das lebhafte Gefühl selbst zu täuschen, das Sie mir einflößen. Jetzt aber fühle ich, daß ich Sie nicht erst seit heute, sondern schon seit langer Zeit liebe. Ihr Blick hat mich längst angezogen. Ich widerstund dieser Anziehungskraft, der nachzugeben mir eine Gottlosigkeit schien, weil ich Sie als ganz kleines Kind gekannt und weil man mich daran gewöhnt hatte, Sie als Schwester zu behandeln. Aber heute, heute, wo ich im Begriffe stehe, Sie in's Verderben zu stürzen, hat sich mein Herz gewaltsam Bahn gebrochen, heute fühle ich erst, wie sehr ich Sie liebe. Was habe ich denn vorhin gesagt? Ach! ich erinnere mich: ich sagte, daß ich die Welt Ihrer Liebe nicht opfern könne. Madeleine, nicht nur die Welt will ich Ihnen opfern, nein mein ganzes Leben soll Ihnen gehören. Reden Sie, befehlen Sie über mich. Was muß ich thun, um Ihnen zu gefallen, um Sie zu erringen? Weßhalb dieses ernste Aussehen und dieser Schrecken, welchen ich in Ihren Augen lese, meine schöne Madeleine? Sie fürchten meine Liebe? O! ich bitte Sie inständig darum, verzeihen Sie den Ausbruch einer nur zu lange schon zurückgehaltenen Leidenschaft. Wenn Sie meine Neigung zurückweisen, ich glaube, daß ich wahnsinnig darüber würde."

Maxime hatte seine Rolle als überzeugter Liebhaber gespielt. Seine in der That gerührte Stimme, sein leidenschaftlicher Blick mußten Madeleine fast überzeugen, daß er wirklich auch fühlte, was er sagte. Aber obgleich sie in Herzensangelegenheiten keine Erfahrung hatte, sagte ihr doch ihr weiblicher Instinkt, daß diese so schnell aufflammende Liebe nicht völlig aufrichtig sein könne. Es wollte ihr dünken, ein wirklich verliebter Mann würde es besser verstanden haben, eine Hinreißung zu beherrschen, von welcher er wußte, daß sie nicht getheilt werde. Im ersten Augenblick war sie aber durch die Heftigkeit des Ausbruchs dermaßen außer Fassung,

daß sie nicht daran dachte, ihre Hände zurückzuziehen, die Maxime mit Küssen überfluthete.

„O! sagen Sie mir, lieben Sie mich? Können Sie mich lieben?" bat er flehentlich.

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich!" rief sie endlich aus, indem sie dabei in einen Strom von Thränen ausbrach; alsbald aber suchte sie sich wieder zu fassen, richtete ihr Gesicht voll Ernst und Trauer empor und sagte:

„Sie vergessen, Herr Maxime, daß ich ein armes Mädchen bin, und daß mir dieser Titel schon eine Anwartschaft auf Ihre Achtung geben sollte."

Man war zu Mâcon angekommen. Der Tag begann anzubrechen.

„Zehn Minuten Aufenthalt!" rief der Bedienstete.

Madeleine nahm ihren Hut, suchte ihre sonstigen Effekten zusammen und bereitete sich vor, den Wagen zu verlassen.

Maxime war gutherzig. Er liebte dieses junge Mädchen in der That und fühlte ein lebhaftes Bedauern, es beleidigt zu haben.

„Bleiben Sie, ich bitte Sie darum, Madeleine, ich werde aussteigen."

Madeleine hörte nicht auf ihn.

„Sagen Sie mir mindestens, ehe Sie mich verlassen, daß Sie mir verzeihen, und richten Sie ein brüderliches Lebewohl an mich."

Er ergriff dabei ihre Hand, Madeleine erwiderte seinen Händedruck, aber sie stieg aus, ohne ihm ein weiteres Wort oder einen Blick zu gönnen.

Als er sie wankend und das Gesicht noch feucht von Thränen sich entfernen sah, fühlte Maxime, daß seine Augen sich auch mit Thränen füllten.

‚Ich bin ein feiger Mensch!' sagte er zu sich selbst, ‚wie konnte ich auch nur vermuthen, daß sich dieses brave Mädchen mit einem Wüstling, wie ich es bin, abgeben würde.'

Der so vorsichtig eingehüllte Reisende, der bisher ganz unbeweglich in seiner Wagenecke gesessen hatte, begann sich jetzt eben-

falls zu rühren. Er ließ das seidene Tuch fallen, welches bisher sein Gesicht verhüllte, und als Maxime gelegentlich einmal schärfer hinsah, war er vor Bestürzung wie gelähmt. Es war Renardet, derselbe, dem er entfliehen wollte.

XI.

Herr Renardet war ein kleines mageres Männchen, das zugleich etwas Fuchs- und Marderartiges hatte. Seine lange und spitze Nase, seine dünnen und nach innen liegenden Lippen, seine gebogenen knöchernen Finger, seine kleinen, stechenden Aeuglein hätten leicht einen Wucherer oder einen Polizeimenschen in ihm vermuthen lassen. Er war jedoch weder das Eine noch das Andere; Herr Renardet war einfach Geschäfts-Agent und wohnte Nr. 53 Rue Richer.

Geschäfts-Agent! Welcher Gattung von Geschäften? Aller möglichen Arten von Geschäften, möglicher und unmöglicher, ehrlicher und anrüchiger. Er hatte den Spürsinn eines Jagdhunds, und war von hartnäckigster Beharrlichkeit sowie unermüdlicher Thätigkeit; ohne einen Funken von Gewissen oder irgend besseren Gefühls war Herr Renardet ein unbezahlbarer Diener des Lasters, ein vollendeter Spitzbube.

Bei seinem Anblick war Maxime tödtlich erschrocken. Es war augenscheinlich, daß den Agenten nicht der Zufall in die nämliche Wagenabtheilung geführt hatte; der hatte auch nicht geschlafen, und somit auch seine ganze Unterhaltung mit Madeleine angehört. Er wußte nun, daß fein Vater sehr reich sei und ihn nicht in dem Schuldgefängniß lassen würde.

‚Ich bin erwischt,‘ sagte sich Maxime, ‚so muß ich mich der Gefahr gegenüber wenigstens ritterlich benehmen.‘

„Bravo! Herr Renardet, ich gratulire Ihnen, Sie haben Ihre Netze bewundernswerth ausgestellt. Wir haben die letzte Station verlassen. Sie haben wahrscheinlich Ihre Gerichtsdiener in

dem benachbarten Wagen, oder sie erwarten mich im Bahnhofe, und ich bin ein abgefaßter Mann, dazu noch in Lyon, wo meine Verhaftung großen Scandal machen wird. Meiner Treu! Sie sind ein feiner Kopf, und ich muß zugeben, daß Sie einen Geniestreich ausgeführt haben."

„Hä! Hä!" machte Renardet mit seinem trockenen Lächeln, das seine scharfen und wie bei einem Leithund auseinander stehenden Zähne sichtbar werden ließ. „Nicht wahr! das ist gelungen?"

„Ich wiederhole nicht gerne, Herr Renardet," sagte hierauf Maxime mit verächtlichem Tone, „ich habe Ihnen bereits mein Kompliment gemacht, damit ist es genug."

„Ich sehe, Herr Borel, daß Sie mich falsch beurtheilen. Ich bin minder schrecklich, als Sie meinen. Wenn ich auch schon lange in diesen Geschäften mache, so hat man doch auch Gedärme im Leibe. Sehen Sie! wenn Sie wollen, dürfen Sie es mir auf's Wort glauben, ich fühle eine gewisse Zuneigung für solche schlechte Subjekte und hübsche Jungen, wie Sie sind. Hi! hi! hi! Entgegengesetztes zieht sich an." Er zog seine Schnupftabaksdose hervor und bot Maxime eine Prise an, welcher sie ausschlug. „Wohlan! ich bin nicht gekommen, um Sie abzufassen, sondern um Ihnen einen Friedensvertrag vorzuschlagen."

„Einen Friedensvertrag!" sagte Maxime, indem er Renardet dabei mißtrauisch anblickte.

„Nicht wahr, das überrascht Sie! Sie fallen heute von einer Ueberraschung in die andere, denn soeben erst hat Sie dieses kleine Weibchen gleichfalls in Erstaunen versetzt. Arm und Ihnen widerstehen! Wissen Sie auch, daß, wenn ich 25 Jahre jünger wäre, ich mich für diese außergewöhnliche Tugend jedenfalls sehr interessiren würde. Es wäre aber nicht zu wünschen, daß es solcher Mädchen viele gäbe. Was läßt die Geschäfte gut gehen? — das Laster. Schaffen Sie das Laster ab, schaffen Sie die hübschen kleinen Damen ab, die es unterhalten, und mit einem Mal werden Sie eine Masse kleiner Gewerbe in's Verderben gestürzt, vollständig ruinirt sehen. Allerdings es muß auch einige solcher Tugend-Heldinnen geben,

damit das Laster desto besser im Preise steht und wir hie und da wieder daran erinnert werden, die Tugend sei kein leeres Wort. Aber, Sapperlot! Viele dürfte es nicht von dieser Sorte geben, sonst könnte Renardet die Bude schließen. Ich bin auch Geschäfts-Agent in dieser Spezialität, und ich habe Studien darin machen können, die der Moral wahrlich nicht zur Ehre gereichen. Sehen Sie, jüngst hatte ich einen Auftrag, Trost zu spenden, d. h. ein Herz nebst einem Mobiliar aus Nußbaumholz und 1200 Franken Renten einer armen Arbeiterin anzubieten, welche seit 48 Stunden nichts gegessen hatte. Ein herrliches Geschöpf! und noch nicht 20 Jahre alt. Aber sie verweigerte die Annahme, und wahrlich, mir, Renardet, kamen die Thränen dabei in die Augen. Seither brachte ich in Erfahrung, daß sie einen Geliebten hat. Gleichviel, solche Treue ist doch auch schön."

„Hat sie schließlich doch noch angenommen?"

„Zum Henker! was wollen Sie, daß sie sonst hätte thun sollen? Auf dem Theater würde man gesagt haben: ‚sie hat den Geist aufgegeben.' Sie sehen, daß man seine Autoren kennt. Auf dem Theater, ganz gut! Aber im gewöhnlichen Leben stirbt man doch nicht so gerne Hunger. Sie hat allerdings Umstände gemacht; glücklicherweise besitze ich Beredtsamkeit. Herr Borel, ich stelle Ihnen meine Beredtsamkeit zu Diensten, wenn Sie derselben je bedürfen sollten."

„O! derartige Geschäfte mache ich persönlich ab."

„Sie thun Unrecht daran, persönlich wagt man nicht zu markten, während eine dritte Person . . ."

„Ich markte niemals."

„Daraus folgt erst noch nicht, daß Ihnen die Geschäfte immer gelingen; Beweis dafür das kleine Mädchen von soeben. Allgemeine Regel also . . ."

„Herr Renardet, der Vertrag — der Vertrag, welchen Sie mir vorhin vorschlagen wollten!" unterbrach ihn Maxime ungeduldig.

„Lassen Sie mich doch ausreden: Allgemeine Regel, wenn ein junges Frauenzimmer einem hübschen Jungen, der es liebt und ihm seine Liebe erklärt, Widerstand leistet, dann ist stets ein Grund

dafür vorhanden. Dieser Grund besteht nicht immer in der Tugend, manchmal ist die Festung auch schon von einem andern Verliebten belagert. O! Man kennt das weibliche Herz. Nicht wahr, Sie sind darüber erstaunt? Ich habe stets salbadern hören: ‚Das Herz der Frau ist ein Räthsel!‘ Wissen Sie auch, weßhalb man das Herz der Frau nicht begreift? Es kommt daher, daß Jene, welche derartige Studien machen, meistens ein Interesse daran haben, nicht klar zu sehen. So sind Sie z. B. überzeugt, daß dieses Fräulein der Verführung vollständig unzugänglich sei, weil Sie selbst es nicht haben verführen können. Legen Sie aber Ihr eigenes selbstsüchtiges Interesse einen Augenblick bei Seite und besinnen Sie sich ordentlich. Sollte sie nicht einen Andern lieben?“

Maxime schaute mit Entsetzen auf Renardet.

‚In seiner Art,‘ sagte er zu sich, ‚ist dieses ekelhafte Wesen nicht ohne einigen Werth. Wenn sie in der That eine Tugendkomödie gespielt und ich derselben als Gimpel gedient hätte?‘ Er empfand bei diesem Gedanken zwar keine Eifersucht aber einen lebhaften Schmerz verwundeter Eitelkeit. Dessenungeachtet wollte er sich doch nicht so weit herablassen, Renardet zu seinem Vertrauten zu machen.

„Daran ist mir wenig gelegen!“ erwiderte er mit Kälte.

Renardet ließ sich aber von dieser anscheinenden Gleichgiltigkeit nicht hinter das Licht führen.

„Hören Sie,“ fügte er hinzu, „wollen Sie positive Auskunft über diese junge Person haben?“

„Nein, ich danke, ich liebe sie nicht. Lassen wir das überhaupt bei Seite, mein Herz ist für den Augenblick versorgt, nur zu gut versorgt, denn es kommt mich furchtbar theuer zu stehen, vielleicht noch weit theurer, als Sie nur vermuthen, denn es verpflichtet mich, das Geplauder einer Masse von Menschen anzuhören, die mich keineswegs belustigen.

‚Dieses impertinente Wort soll ihn zweitausend Franken kosten,‘ dachte der Geschäfts-Agent, und dabei blickte er noch schärfer und giftiger unter seinen Brauen hervor als gewöhnlich.

„Nun so lassen Sie endlich doch einmal etwas von Ihrem Friedensvertrag sehen,“ begann Maxime wieder.

Herr Renardet erneuerte die Luft in seinen Lungen und versorgte seine Nase mit einer frischen Prise; darauf klopfte er mit seinen Fingern auf die Dose, als ob er um eine Einleitung in Verlegenheit sei; endlich begann er folgendermaßen:

„Ich werde mich kurz und klar fassen, Sie sind ein geistreicher Mann, und werden mich begreifen. Herr Pinsard, welcher mir den Auftrag ertheilt hat, Sie gerichtlich zu verfolgen, zahlt mir nur 5000 Frcs. Honorar, wenn ich die vollständige Zahlung der 180,000 Frcs. erwirke, welche Sie ihm schulden. Sie werden zugeben müssen, daß es eine ziemlich magere Summe ist, für alle Mühe, welche Sie mir schon verursacht haben. Sie kennen diesen Pinsard?“

„Nur zu gut.“

„Ein Wucherer der gefährlichsten Gattung, der nur bei unmäßigem Profit zufrieden ist; er würde ein Ei scheeren. Sind Sie auch dieser Meinung?“

„Ganz richtig. Was wollten Sie aber mit dem Ei sagen?“

„Ich wollte damit meine Armuth andeuten. Wenn man ehrlich ist und ein Herz hat, wird man immer ein armer Teufel bleiben. So geht es mir. Ich bin überzeugt, daß Sie dieser Pinsard in empörender Weise prellt. Wie viel müssen Sie ihm für diese 180,000 Frcs. geben?“

„60,000 Franken.“

„Es ist empörend, zu solchen Zinsen auszuleihen, wenn man die sichere Gewißheit hat, wieder bezahlt zu werden. Sie sehen, wenn Sie einen ordentlichen Mittelsmann gehabt hätten, wären Sie nicht in diesem Maße ausgebeutet worden. Ich zum Beispiel würde Ihnen diese Summe zu 20 Prozent verschafft haben. Ich weiß zwar, daß Sie Ihre Eltern auch mundtodt machen können; es geschieht dieß aber wohl nur im äußersten Nothfalle, und Ihre Eltern lieben Sie.“

„Meine Eltern beten mich an.“

„Ich weiß es, und Pinsard, der Schurke, weiß es ebenfalls,

aber er ist ein schlimmer Gauner, und wehe dem, der in seine Krallen fällt."

„Nun! Lassen Sie einmal sehen, was für Krallen Sie mir vorschlagen?" fragte Maxime, indem er unwillkürlich einen Blick auf die gekrümmten Finger Renardets warf.

„So weit sind wir noch nicht. Lassen Sie uns vorerst unsere persönliche Uebereinkunft treffen. Ich will mit Ihnen coulant sein, und Ihnen beweisen, daß ich Sie nicht auszubeuten suche. Wollen Sie mir 10,000 Frcs. jährlich auswerfen, so besorge ich alle Ihre Geschäfte. Vorerst werde ich, wenn Sie mir diese Summe zugestehen, den Pinsard hinter's Licht führen; ich werde Sie vor den Dienern des Handelsgerichts bewahren, welche in dem anstoßenden Wagen auf Sie lauern, ich werde Ihnen auch Geld zu 20 Prozent auftreiben, damit Sie alle Ihre Schulden bezahlen können. Und obendrein will ich Ihnen, ehe ein Monat vergeht, den Namen des glücklichen Sterblichen nennen, welchen die grausame Kleine von vorhin Ihnen vorzieht."

Maxime hatte zu wählen zwischen Schuldgefängniß und Renardet als Geschäfts-Agenten; er wählte das letztere Uebel.

„Ich nehme Ihre Bedingungen an," sagte er, „aber hinsichtlich dieses jungen Mädchens verlange ich keine Spionage zu haben."

„Nun, dann werde ich es zu meinem eigenen Vergnügen thun; ich treibe mitunter Kunst nur der Kunst wegen. Sie wohnt . . ."

„Von mir werden Sie nichts erfahren."

„Ah! ah! Sie benehmen sich ritterlich. Nun, so wollen wir von dem Vertrag reden, die Sache ist also abgemacht?"

„Abgemacht," erwiderte Maxime.

„Es sollte aber ein halbes Jahr vorausbezahlt werden, mein lieber Herr Borel."

„Kommen Sie heute Abend Place Bellecour Nr. 7, ich werde Ihnen dort die 5000 Frcs. übergeben."

„Ganz gut."

In diesem Augenblick traf der Zug im Bahnhofe de Perrache ein und die beiden Reisenden trennten sich.

XII.

Lyon ist die zweite Stadt Frankreichs. Sie besitzt eine sehr zahlreiche Bevölkerung, schöne Straßen, breite Kais, prachtvolle Gebäude, ein Boulogner Wäldchen in Miniatur, eine bewundernswerthe Lage, an dem Zusammenfluß zweier großer Ströme. Dessenungeachtet gefällt es den Touristen zu Lyon nicht. Was fehlt der Stadt? Das Nämliche, was jenen hübschen Frauen fehlt, die man bewundert ohne sie zu begehren; es fehlt Lyon an der Physiognomie, an der Zierlichkeit, denn es hat nichts Kokettes, es fehlt, ich weiß selbst nicht was. Lyon gleicht London durch den Eindruck, den es hervorbringt; man fühlt den überwiegenden und austrocknenden Einfluß des Handels; auch ist Lyon eine Nebelstadt wie London.

Lyon ist eine große Stadt und gleichzeitig eine Provinzialstadt. Klatschereien werden dort kolportirt wie im kleinsten Dörfchen, und doch hat die Lyoner Sittenverderbniß die Pariser um nichts zu beneiden; höchstens wird sie verdeckter, heuchlerischer geübt, auch ist sie weniger kostspielig, gestaltet sich dadurch um so garstiger, was indessen alles zu der Frömmelei der Einwohner vollkommen paßt.

Lyon besitzt zahlreiche Bibliotheken, bemerkenswerthe Museen, eine Kunstschule, einige talentvolle Tagesschriftsteller, einige klassische, romantische und realistische Dichter. Die Musik ist zu Lyon durch 3000 ausübende Musiker und Professoren, welche sämmtlich von dieser Kunst leben, vertreten, dessenungeachtet ist der Lyoner Geist weder künstlerisch noch literarisch bedeutend, sondern wesentlich kaufmännisch. Die kommerzielle Thätigkeit lähmt nothwendigerweise den Aufschwung des Gedankens zum Idealen. Lyon mag daher

auch fortwährend die literarische und künstlerische Dezentralisation predigen, Paris wird trotzdem stets ohne Nebenbuhlerschaft dastehen.

Paris wird auch durch seine Frauen stets die Hauptstadt bleiben, weil sie schon als Künstlerinnen geboren werden und nur sie das Genie der Koketterie im höchsten Grade besitzen. Dessenungeachtet mögen die Lyonerinnen Geist, Lebhaftigkeit, sogar eine gewisse Grazie haben; aber es fehlt ihnen an jenem humoristischen, halb spöttischen, halb sentimentalen Reiz, durch welchen die Pariserin sich auszeichnet.

Lyon ist nur in Einem unvergleichlich, in der Fabrikation seiner façonirten Seidenstoffe. Sein Handel hat sich immer wieder ehrenvoll selbst aus den schrecklichsten Krisen, welche ihn gelähmt, emporgehoben. Trotz der bedenklichen und zahlreichen Umstände, welche diesen Handel heute mit Verderben bedrohen, wird Lyon immerhin noch für lange Zeit den ersten Rang in dieser Fabrikation einnehmen, die außerdem zugestandenermaßen eine der interessantesten der französischen Industrie darstellt.

Die pekuniären Erfolge, welche die Lyoner Seidenwaaren erzielten, trieben in früherer Zeit den größten Theil der Bevölkerung diesem Industriezweig zu, der nach und nach ein ganzes Heer von Arbeitern und insbesondere von Arbeiterinnen beschäftigte. Hier wie überall haben die Männer den Frauen eine harte Konkurrenz gemacht. Es gibt aber in der Seidenfabrikation gewisse Branchen, die eine große Weichheit der Hand verlangen, in welchen daher die Frauen sich bisher immer noch haben behaupten können.

In der That scheint ja die Seide eigentlich das ausschließliche Gebiet der Frau zu sein. Die reinlichen Webstühle, die schönen, weichen und blendenden Stoffe bieten ihr eine für die Hand wie für das Auge gleich anziehende Beschäftigung. Außerdem ist dieses Arbeitsgebiet ein sehr ausgedehntes und mannigfaltiges; es erstreckt sich von dem Maulbeerblatt, das der Seidenraupe gereicht wird, bis zur köstlichen Robe, von Gold und Silber durchwirkt. Worin der Mann aber die Frau unbestritten übertrifft und sich großartig hervorthut, das ist die Zeichnung.

Der Lyoner Dessinateur ist ein wirklicher Künstler. In allen andern Ländern werden seine Modelle kopirt und seinem Geschmack, seiner Geschicklichkeit, seiner Erfindungsgabe kommt Niemand gleich. Die Croix-Rousse, eine frühere nunmehr annexirte Vorstadt, ist besonders das Stadtviertel der sogen. Canuts oder Seidenarbeiter.

Ehe der Reisende nach Lyon kommt, denkt er sich das alte Lugdunum mit einem düstern, strengen, peinlichen Gesicht, und die Croix-Rousse als eine von Unflath strotzende und verfallene Vorstadt mit engen und krummen Gassen. Es sind allerdings noch einige Theile des alten Lyon und der frühern Croix-Rousse vorhanden, aber das Meiste davon hat neuen, breiten, luftigen und regelmäßig, fast zu regelmäßig gebauten Stadttheilen Platz gemacht.

Die Häuser sehen einander auffallend ähnlich, die Stockwerke haben beinahe durchweg die nämliche Höhe, ebenso ist das Verhältniß bei den Fenstern. Die Laune hat bei ihrer Erbauung nicht den Vorsitz geführt. Der Architekt hat nur eine Nothwendigkeit im Auge gehabt, die Aufstellung der Webstühle. Am unangenehmsten berührt diese Regelmäßigkeit in der Croix-Rousse, wo sich in allen Häusern und in allen Stockwerken Ateliers befinden.

Kommt man nach der Croix-Rousse, so erstaunt man vor Allem über den geringen Verkehr in den Straßen. Das ganze Leben ist in's Innere der Häuser verlegt. Man hört von Außen nur das betäubende Geräusch der Tausende von Webstühlen und Maschinen, die schlagen, klopfen, rutschen, drehen, und tausendmal in einer Minute unter den Händen und Füßen der Arbeiter sich hin- und herbewegen.

Es ist ein wirres, dumpfes, merkwürdiges Geräusch, gleichsam die große Stimme der Arbeit, der Industrie und des Lyoner Ruhmes; in ihr verkündet sich das Leben, das gesammte Leben der Croix-Rousse, sie bezeugt, daß die Geschäfte blühen, daß der Reichthum der Seidenherren im Wachsen begriffen ist. Aber wenn diese Stimme einmal schweigt, so bedeutet es Unthätigkeit, Arbeitslosigkeit und namenloses Elend.

Die Croix-Rousse hat für sich allein dreißigtausend Webstühle.

Zwei Schwestern Madeleinens, Marie und Claudine, waren als Seidenarbeiterinnen bei den Werk-Vorstehern, Herrn und Frau Bonfilon in der Croix-Rousse beschäftigt.

Die Bonfilon wohnten im fünften Stock, und man mußte, um dahin zu gelangen, eine lange, schmale und schmutzige Treppe, die an jedem Stockwerke einen Balkon hatte, emporklimmen. Diese Treppen mit Balkons, wie man sie zu Lyon so häufig antrifft, bieten einen sehr freundlichen Anblick, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie bei den Bonfilon, nur auf einen düstern und verpesteten Hof gehen. Die Bonfilon stunden einem einträglichen Atelier vor. Sie besaßen sechs Webstühle, einen Scheerrahmen und zwei Seidenhaspelereien.

Frau Bonfilon war eine stramme Frau, etwas zänkischer Natur, aber immerhin gütig gegen den Arbeiter. Sie und ihr Mann hatten die frühern Zeiten noch nicht ganz vergessen.

Früher vor etlichen dreißig Jahren wohnte der Arbeiter bei dem Meister, der ihn auch verköstigte und ihn so zu sagen als Familienglied behandelte. Damals fügte man sich noch in sein Schicksal. Man war dem Meister anhänglich, machte sich früh an die Arbeit und verließ sie spät. Heute ist der Canut ein nomadisirender Arbeiter geworden, der dahin geht, wo es gerade die einträglichste Arbeit gibt. Er wohnt weit entfernt von der Arbeitsstelle, seine Nahrung nimmt er da oder dort, wie es eben kommt; bei seinen zahlreichen Ausgängen findet er vielfache Gelegenheiten zur Zerstreuung und sehr oft zur Ausschweifung. Hierin liegt auch eine der hervorragendsten Ursachen der Abnahme, welche man an der Lyoner Seiden-Industrie bemerkt.

Frau Bonfilon machte indeß doch an ihre in der Lehre befindlichen Gehilfinnen ziemlich große Ansprüche.

Das Haus Borel gab ihr Arbeit und begünstigte sie dadurch, daß es ihr Stücke mit langer Kette anvertraute, die leichter zu montiren sind, auch zeigte es sich gegen sie bei der sogen. rendue, d. h. der Zurückgabe der Stücke weniger streng. Sie genoß diese Vortheile aus Rücksicht für Madeleine. Aus diesem Grunde be-

handelten die Bonfilon's auch die beiden Mädchen Bordier mit etwas mehr Rücksicht als die übrigen Arbeiterinnen.*)

Es war 8 Uhr Morgens an einem Montag. Das Atelier der Frau Bonfilon, in welchem es äußerst selten an Arbeit fehlte, bot heute das Aussehen gänzlicher Geschäftslosigkeit. Um so schneidender und kreischender ertönte die Stimme der Frau Bonfilon in dem weiten Atelier.

„Es ist 8 Uhr und noch keine Menschenseele da! Ich weiß wohl, daß Marie Bordier krank ist, aber warum kommt Claudine nicht? Dann Jaclard? Und Grangoire?"

„Hier!" rief eine Stimme, welche Frau Bonfilon bewog, sich nach der Thüre zu wenden. „Guten Morgen, Meisterin! Sie toben gegen die Faulenzer?"

„Der Tausend! die Webstühle müssen in Gang kommen! So lange sie stille stehen, schläft das Geld! Nebenbei haben wir Stücke, mit welchen es große Eile hat, Ihr Façonné muß morgen abgeliefert werden; Jaclard sollte auch mit dem Muster fertig sein, auf das man schon acht Tage wartet."

„O! Auf ihn dürfen Sie heute nicht zählen; er macht Blauen."

„Und Claudine hatte ebenfalls versprochen, früh zu kommen, um uns dieses Stück fertig zu bringen."

„Ist Claudine Bordier nicht das schöne Mädchen, auf welches Jaclard sein Auge geworfen?" sagte Grangoire, welcher in dem Atelier noch ein Neuling war. „Dieser Jaclard mit seiner Kirchhofphysiognomie hat wahrlich mehr Glück als ein Millionnär."

„Ja! aber trotz seiner vergoldeten Zunge gibt es doch nichts Verdorbeneres!"

---

*) In der Seidenindustrie gibt es drei unterschiedliche Klassen: der Fabrikant, der Atelier-Vorstand und der Geselle. Der Fabrikant ist so zu sagen der Kapitalist, er kauft die Rohstoffe, gibt sie dem Atelier-Vorsteher zu weben, und bezahlt ihm für die Weberei so und so viel für den Meter. Der Atelier-Vorsteher d. h. der Eigenthümer der Webstühle, bezahlt den sogen. Compagnon's (Gesellen) oder den einfachen Arbeitern die Hälfte des von dem Fabrikanten gewährten Preises, die andere Hälfte behält er für die Miethe der Webstühle und für die Miethe des Lokals. Meistens ist der Atelier-Vorsteher selbst Arbeiter.

„Hätte er es vielleicht bei Ihnen an Achtung fehlen lassen, Frau Bonfilon?"

„Nun, das sollte ihm einfallen! — Herr Bonfilon! Ei, ei, Bonfilon, du läßt dir heute lange Zeit, deine Suppe zu essen, du gibst dadurch ein schlechtes Beispiel."

„Hier bin ich schon, da bin ich schon, Meisterin!" sagte Herr Bonfilon, indem er sein rundes vergnügtes Gesicht unter der halb-offenen Thüre zeigte.

„Flink, flink! Wenn wir selbst uns nicht regen, wer soll dann arbeiten? Du siehst, daß ich bereits seit 6 Uhr an meiner Scheere*) bin. „Adrienne, Acht geben! ich sehe zwei Kännchen (Seidenspulen), die nicht laufen. Mein Gott! wie mich diese Kleine immer quält, ich muß unaufhörlich meine Augen auf ihre Spulen richten; o wie träge, mein Gott! mein Gott!"

Diese mit großem Nachdruck hervorgestoßenen Worte galten einem jungen Lehrmädchen, das stillschweigend die auf lange Spulen gerollte Seide auf die sogen. Kännchen, eine Art kleiner Spulen, brachte, die mit der Spule des Webers in Verbindung stehen.

Dieses Lehrmädchen war erst vierzehn Jahre alt, mit einem völligen Kindergesichtchen und äußerst zärtlicher Konstitution. Sein bleiches Aussehen, sein sanfter und zärtlicher Blick, sein trauriges Lächeln flößten Zuneigung und Interesse ein. Es arbeitete von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends ohne andere Zerstreuung, als die Plaudereien im Atelier, ohne andere Bewegung, als die seines Fußes, welcher die Kännchen umdrehte, und die seiner Finger, welche die abgebrochenen Fäden wieder anknüpften. So saß dieses Kind dreizehn lange Stunden aufmerksam, ängstlich, jede Minute befürchtend, die schreckliche Stimme der Frau Bonfilon zu hören.

Marie Bordier trat herein.

„Wie! Marie, Sie sind da? Geht es Ihnen wieder besser?"

„Nicht viel; wenn man auf sich selbst hören wollte . . ."

„Sie dürfen sich aber nicht zwingen, Fräulein Marie," sagte

*) Der Scheerrahmen, welcher die Fäden der Kette zählt und ordnet.

Grangoire, indem er mit seiner Arbeit inne hielt. „Man weiß ja, daß Sie gerne und fleißig arbeiten, und daß Sie sehr krank sein müssen, wenn Sie nicht kommen.“

„Heute aber,“ erwiderte Marie mit herzbrechendem Lächeln, „heute bin ich dennoch zum Kommen gezwungen. Die Mutter liegt danieder, essen muß man doch, und in acht Tagen haben wir die Miethe zu zahlen.“

„Warum haben Sie denn nicht an Ihre Schwester geschrieben, die bei den Borels ist?“ fragte Frau Bonfilon.

„Wir haben ihr geschrieben. Wir erwarteten heute früh einen Brief von ihr, wir haben aber nichts erhalten. Es wird ihr etwas zugestoßen sein; denn Madeleine liebt uns, trotzdem daß sie reich ist.“

„Es ist dies aber immer noch kein Grund, Marie, daß Sie Ihre Gesundheit untergraben. Sie wissen, daß es uns nicht darauf ankommt, einer fleißigen und ordnungsliebenden Arbeiterin, wie Sie sind, einen Vorschuß zu geben.“

„Ich weiß das wohl, Frau Bonfilon, aber sehen Sie, die Vorschüsse . . .“

„Es ist allerdings richtig,“ unterbrach Grangoire, „es gibt nichts, daß einen schneller zurückbringt, als das Vorschußnehmen.“

„Ist denn Claudine noch nicht hier?“ fragte Marie mit plötzlicher Unruhe. „Sie hat schon länger als eine Stunde die Wohnung verlassen, um hieher zu gehen.“

„Sie wird irgend einem Bekannten begegnet sein,“ sagte Bonfilon.

„Wenn es nur ein guter Bekannter ist!“ seufzte Marie. „Ich fürchte aber gerade, daß sie eine schlechte Begegnung gemacht hat, denn Jaclard ist auch nicht hier.“

„Ei! Fräulein Marie,“ wendete Grangoire ein, „Sie müssen ja überaus tugendhaft sein, daß Sie Ihrer Schwester auch nicht die kleinste Liebschaft erlauben wollen.“

„Ach! Man weiß wohl, wohin das führt, und meine arme Schwester ist wie behext.“

Marie hatte sich an ihrem Webstuhl neben Grangoire nieder-

gesetzt. Sie arbeiteten dicht neben einander. Grangoire war erst seit 8 Tagen in dem Atelier beschäftigt. Er kannte Marie noch sehr wenig, aber die Aeußerungen der Frau Bonfilon hatten ihm Achtung vor diesem wackern Mädchen eingeflößt, das täglich 14 Stunden über der Querstange lag, die Spulen ohne Ruhe und Rast hin- und herbewegte, um ihre alte gebrechliche Mutter zu ernähren.

Derartige Aufopferung, solchen Muth, der oft ein ganzes Leben über andauert, findet man wohl kaum irgendwo anders als bei den durch Leiden abgehärteten arbeitenden Klassen.

Marie Bordier war eine jener bewundernswerthen Naturen, deren ganze Religion in einem erhabenen Pflichtgefühle besteht. Sie hatte sich schon frühzeitig ihrer Familie gewidmet. Ohne ihre Körperkräfte zu Rathe zu ziehen, denn sie war ziemlich schwächlich, hatte sie das mühsame Gewerbe der Sammetarbeiterin gewählt, weil es das einträglichste war. Mit ihrem täglichen Verdienst von 3 Franken bezahlte sie die Miethe und unterhielt ihre Mutter; sie half sogar manchmal Claudinen aus, deren Gewerbe einer remetteuse sie sehr oft ohne Arbeit ließ.

Sie war beinahe dreißig Jahre alt. Ihre ermüdeten Gesichtszüge, ihre dunkel umränderten Augen bekundeten ebenso Kämpfe der Seele als mannigfache physische Leiden.

„Die Liebe kann aber zur Ehe führen, Fräulein Marie,“ begann Grangoire abermals.

„Glauben Sie denn, daß die Ehe immer ein Glück ist für die Frau? Ich will es mir gefallen lassen, wenn es sich um einen achtbaren, ordnungsliebenden, arbeitsamen Mann handelt.“

„Und wenn Sie einem solchen begegneten, würden Sie sich verheirathen?“

„Zunächst bin ich zu alt dazu,“ erwiderte Marie würdevoll, „ferner sind meine Geschwister meine Kinder. Außerdem erwecken mir alle die Ehen, welche ich in meiner Umgebung sehe, nur geringe Lust dazu. Mein Vater war kein böser Mensch. Er war stolz, er hatte viel Herz, aber sehen Sie, das Elend untergräbt den Charakter. Anfänglich trank er Genièvre, um sich zu be-

täuben und auch um den Hunger zu täuschen. Heute ist bereits Alles an ihm verloren, er würde bis auf den letzten Sou den ganzen Verdienst der Familie vertrinken. Ihr Männer habt unsere Geduld nicht. Ihr versteht auch nicht, zu lieben wie wir. Wir vermögen dem Laster zu widerstehen, ihr könnt das nicht. Die Männer sind über Alles Herr im Hause, und es ist dieß eine große Ungerechtigkeit; eine Frau kann von ihrem Manne ganz ausgeplündert werden, ohne daß ihr auch nur das Recht zustünde, Einsprache dagegen zu erheben. Eines Tages hat mein Vater, um seine Wirthshaus-Schulden zu bezahlen, unser gesammtes ärmliches Mobiliar, welches uns so viel Mühe und Schweiß gekostet hat, verkauft, und hat uns auf Stroh gelegt. Wie vermag eine Frau bei dieser Sklaverei ein fröhliches Herz zu haben?"

„Dies, mein Fräulein, ist eine Ausnahme."

„Ach! es gibt deren genug. Gerade dieser Jaclard ist ein solcher Faulenzer und Wüstling. Wenn ihn meine Schwester zum Manne nimmt, wird sie im Armenspital sterben."

„Das ist wahr," sagte Frau Bonfilon, indem sie lebhaft mit dem Kopfe nickte, „Jaclard denkt nicht ernstlich an das Heirathen; er hat Verstand, er ist sogar ein sehr guter Arbeiter, wenn er sich daran macht, aber die Flasche und die Bummelei stecken ihm zu viel im Kopfe, er möchte gern den Herrn machen."

„Das ist es gerade, was Claudine schmeichelt; sie ist stolz darauf, an seinem Arme am Sonntag im Park zum „goldenen Kopf" spazieren zu gehen."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Claudine trat herein.

„Sapperlot! Welch' stattliches Mädchen!" rief Grangoire aus. „Welche Farbe und welche Augen! . . . Jaclard ist wahrlich kein Kostverächter!"

„Flink, flink!" rief Frau Bonfilon aus, „stören Sie die Arbeit nicht. Ein Weber hat nicht nöthig, sich derart die Frauenzimmer zu betrachten."

Claudine suchte ihrer Schwester irgend eine unmögliche Geschichte zu erzählen, um ihr verspätetes Eintreffen damit zu entschuldigen.

„Schon gut! schon gut!" unterbrach sie Marie; „du bist Jaclard begegnet. Es wäre aber bald an der Zeit, daß dieses Leben aufhörte, denn siehst du, die Mutter wird darüber sterben."

Claudine erröthete.

„Nun und wenn ich auch Jaclard begegnet wäre?" erwiderte sie spöttisch. „Ich bin kein Kind mehr, und weiß, was ich zu thun habe."

Bei dieser Antwort traten der guten Marie Thränen in die Augen.

Claudine machte sich an die Arbeit.

Sie war zugleich bordeuse und remetteuse, d. h. sie legte eine neue Kette in das Metier ein, sobald ein Stück Stoff fertig war, oder wenn das neue Stück von nämlicher Breite war, beschränkte sie sich darauf, es an die nämliche Kette zu befestigen.

Wenn man Claudine diese schlüpfrigen Fäden mit einer Taschenspieler-Geschwindigkeit handhaben sah, erinnerte man sich unwillkürlich an das alte Sprichwort: Sie hat die Finger einer Fee.

Es war Stille eingetreten. Man hörte weiter nichts mehr als das Geräusch der Arbeitsstühle und von Zeit zu Zeit die strenge Stimme der Meisterin, welche der kleinen Arlesienne zurief:

„Ein Faden, zwei Fäden abgebrochen! Nur vorwärts! nicht so linkisch!"

Endlich kam auch Jaclard.

Claudine und er warfen sich gegenseitig einen Blick des Einverständnisses zu.

„Sie kommen spät, Jaclard" sagte Frau Bonfilon zu ihm.

„Ich habe nicht früher kommen können. Am Montag bummelt Jeder ein wenig. Man trifft einen Kameraden hier, ein Gläschen dort. Vier oder fünf Stunden verfließen schnell. Ich werde mir ein Zimmer mehr in der Nähe miethen; wenn man einen langen Weg zu machen hat, muß man an zu vielen Wirthshäusern vorbei."

„Sie haben Recht, Jaclard, es kann nicht so fortgehen, daß Sie nur einen halben Tag arbeiten; die Webstühle müssen einen Ertrag liefern."

„Meine Frau hat Recht" bestätigte Herr Bonfilon, der gewöhnlich das Echo seiner Ehehälfte war, „die Metiers müssen Geld einbringen."

„Ei! ei! Meister, Sie sind heute ja gar zu rasch und habgierig! Es wundert mich nur, daß es Ihnen noch nicht in den Sinn gekommen ist, auch Nachts arbeiten zu lassen; Ihre Webstühle würden dann noch weit mehr eintragen. Jetzt, wo Sie sich auf dem Wege befinden, Ihr Glück zu machen, wäre der Zeitpunkt freilich schlecht gewählt, Herz zu haben. Nur immer hübsch zusammengerafft, zusammengescharrt! Geld bringt Geld. Und je mehr man hat, desto härter verfährt man mit den armen Teufeln. Dessenungeachtet und trotzdem Sie immer brummen und nörgeln, verschaffe ich Ihnen doch Vermögen, ohne daß Sie nur etwas davon wissen."

„Ich sehe schon, wo Sie hinaus wollen," sagte Frau Bonfilon, „Sie sind wieder einmal in eine schlechte Gesellschaft gerathen. Ach! mein guter Junge, ich kann Ihnen vorher sagen, daß Sie durch solche Ansichten nicht zu Wagen und Pferd gelangen, weit eher könnten Sie Prügel bekommen."

„Wir beschäftigen uns gegenwärtig nicht mit Politik. Vielmehr haben wir uns verabredet, bei den Sachverständigen gegen die gekrümmte Elle zu klagen, und auch für die Sammetarbeiter eine Lohnerhöhung zu verlangen. Gewinnen wir unsere Sache, dann gewinnen auch Sie mit, Frau Bonfilon; Sie nehmen ja die Hälfte unseres Verdienstes im Voraus weg."

„Puh! Ein schlechtes Geschäft!"

„Das Recht ist auf unserer Seite."

„Ich finde durchaus nicht, daß Sie im Recht sind," sagte Marie. „Die Fabrikanten, welche sich der gekrümmten Elle bedienen, sind überall bekannt. Es steht also Jedermann frei, deren Arbeit anzunehmen oder abzulehnen."

„Ja, Frau Bonfilon steht es frei, weil sie Brod im Schranke hat, aber uns Gesellen steht nur frei, entweder auch solche Arbeit anzunehmen, oder Hungers zu sterben."

„Ach! lassen Sie mich in Ruhe, mit Ihrem albernen Geschwätz,"

rief die Meisterin zornig dazwischen. „Werden Sie die 2 oder 3 Sou täglichen Mehrverdienstes etwa hindern, Hungers zu sterben?“

„Ich glaube wohl, daß Sie nicht so genau darauf sehen, Frau Bonfilon, denn Sie haben noch andere kleine Verdienste. Ein wenig Gewichtsdifferenz da, ein wenig . . .“

„Nehmen Sie sich zusammen, Herr Jaclard,“ sagte Frau Bonfilon, und Zornesröthe flammte auf ihrem Gesicht; „ich verstehe und erlaube derartige Späße nicht.“

„Ei, Frau Bonfilon, ich finde nichts so Arges dabei. Der Fabrikant macht sich auch kein Gewissen, den Handelsmann im Gewicht um einige Loth zu schröpfen. Er treibt es nur im Großen und da hat es freilich nichts zu sagen.“

„Wie! Können Sie behaupten, daß Herr Borel jemals wissentlich Jemand betrogen habe?“ fragte Marie ganz empört.

„Ich will nicht gerade ihn nennen, aber wie viele Andere thun es! Allerdings heißt man das gewöhnlich nicht betrügen, wenn man von unserer Arbeit einen Nutzen nimmt, der zwei- und dreimal unsern Arbeitslohn übersteigt.“

„Und die Zinsen ihres Geldes? Nicht wahr die sollen verloren sein?“ bemerkte Frau Bonfilon.

„Ich will die Zinsen zu 15 Prozent berechnen, und behaupte, wenn die Borels nie mehr als fünfzehn genommen hätten, würden sie heute nicht über so viele Millionen verfügen.“

„Können Sie es wagen, die Borels anzugreifen,“ rief Marie aus, „eine Familie, welche im Wohlthun keine Grenzen kennt?“

„Wir begehren keine Almosen, sondern einen entsprechenden Lohn für unsere Arbeit. Ich bin soeben erst dem jungen Borel in einem zweispännigen Wagen begegnet. Glauben Sie etwa, daß es zur Arbeit ermuntert und daß es mich belustigt, wenn ich zu mir sagen muß: Immer voran Jaclard, immer frisch mit dem Spulen drauf los! Erstlich kannst du dann eine Suppe essen und kannst dir Schuhe kaufen; du hast aber eine noch weit schönere und edlere Aufgabe zu erfüllen: du unterhälst die Pferde dieses jungen Pomadebengels. Wenn wir in Betreff der krummen Elle unsern Prozeß nicht gewinnen, stellen wir lieber die Arbeit ein.“

„So! die Arbeit wollt ihr einstellen, Strike machen! eine hübsche Erfindung!“ brummte die Meisterin vor sich hin.

„Ich bin der Meinung der Meisterin,“ begann Grangoire, „der Strike ist ein schlechtes Mittel. Und Jaclard, mit allen Ihren schönen Redensarten werden Sie es doch nie hindern, daß das Geld Meister bleibt, weil man es nicht entbehren kann. Nebenbei gesagt, läuft der Fabrikant große Gefahren. Wenn sich auch einer bereichert, wie viel Andere gehen zu Grunde! Wenn etwas geschehen sollte, und im Jahr 1848 war die Rede davon, so bestünde es darin, daß die Arbeiter und Vorsteher der Ateliers zusammenstehen und Gelder zusammenschießen, um die Seide selbst anzukaufen. Auf diese Weise würden wir den vollständigen Preis unserer Arbeit erzielen. Anstatt Ihren Beitrag zu verspielen und zu verjubeln, Jaclard, würden Sie ihn wie Andere einwerfen und dadurch Grundeigenthümer werden.“ *)

„Ach! brave Leute wie wir,“ begann Herr Bonfilon, „machen sich nicht so viel Kopfzerbrechens und am Ende ihrer Laubahn haben sie es doch zu etwas gebracht. Man muß sich nicht so viel Galle machen.“

„Sind Sie auch ganz sicher,“ wandte sich Marie an Jaclard, „daß Sie Herrn Maxime heute früh gesehen haben?“

„Ja! Mit meinen eigenen Augen gesehen; er fuhr die Rue Impériale herab und durchschnitt den Platz des Terreaux.“

„In diesem Falle wären die Borels also zurückgekehrt; und Madeleine . . .“

Im gleichen Augenblick wurde die Thüre des Ateliers geöffnet. Madeleine trat ein, bleich und angegriffen; sie führte ihre blinde Mutter. Marie stieß einen Schrei aus, und alle Arbeitsstühle stunden still. Marie stürzte ihnen entgegen und die beiden Schwestern,

*) Nach dem Strike der Sammetarbeiter zu St. Etienne, welcher so lange andauerte und für die Fabrikanten und Vorstände der Ateliers so unheilvolle Folgen mit sich führte, hat sich nun unter den Sammetarbeitern eine cooperative Gesellschaft zur Fabrikation gegründet. Die Lyoner Seidenarbeiter haben auch erkannt, daß die cooperativen Gesellschaften insbesondere bei Handelskrisen das wirksamste Mittel bieten, und es bestehen derartige Gesellschaften heute mit ziemlich gutem Erfolge.

die edeln Mädchen, küßten und umarmten sich mit der ganzen Inbrunst ihrer Seelen. Claudine zeigte etwas weniger Freude. Sie fühlte, daß die Ankunft ihrer Schwester sie von Jaclard trennen würde.

Herr und Frau Bonfilon empfingen Madeleine und ihre Mutter sehr zuvorkommend.

Claudine konnte unmöglich das Atelier verlassen, ehe ihre Arbeit fertig war. Madeleine setzte sich zu ihr an ihre Arbeitsbank.

„Liebe Schwester, wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen," sagte sie zu Claudine, „ich komme jetzt dich zu holen, ich habe zu Paris Beschäftigung für dich gefunden. Es ist in der That nicht angemessen, daß ein junges Mädchen als remetteuse von Atelier zu Atelier laufen muß. Wenn du auch mitunter einen guten Taglohn hast, so tritt doch oft Arbeitsmangel ein. Zu Paris wirst du bei deiner Gewandtheit und Geschicklichkeit mehr verdienen."

„Ich habe gerade keine große Lust dazu," sagte Claudine, indem sie ihre Augen dabei Jaclard zuwendete.

Jaclard hatte zugehört. Die Ueberraschung und der Zorn trieben ihm das Blut in's Gesicht, er wagte es aber nicht, sich auszusprechen; die Anwesenheit der Mutter Bordier legte ihm Schweigen auf. Nebenbei zwang ihm auch die schöne Madeleine mit ihren feinen Formen und ihrer gewählten Sprache eine unfreiwillige Achtung ab. Dessenungeachtet richtete er aber von Zeit zu Zeit einen Blick auf sie, dem man ohne Mühe eine Art von Herausforderung entnehmen konnte.

Madeleine kannte Jaclard nicht. Sie wußte nicht, daß sie den Geliebten ihrer Schwester vor sich habe. Aber sein nicht uninteressantes, von der Leidenschaft belebtes Gesicht, erregte immerhin ihre Aufmerksamkeit; sie war ja Dichterin und Künstlerin; auch fand sie, daß er mit Maxime viel Aehnlichkeit habe.

Armand Jaclard war der Typus des etwas kultivirteren, unabhängigen und darum auch leicht unzufriedenen Arbeiters der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er war noch nicht dreißig Jahre, und dennoch schien er schon ziemlich gealtert. Die Aus-

schweifung hatte auf seinem jungen Gesicht ihre Spuren hinterlassen. Seine nach Künstlerart zurückgekämmten Haare ließen eine mächtige Stirne sehen, von einer hervorstehenden Ader durchkreuzt, die jeden Augenblick zornig anzuschwellen drohte.

Durch seine Erziehung waren in ihm kühne, hohe Bestrebungen geweckt worden, die sich aber jetzt für ihn sehr gefährlich erwiesen, weil er durchaus keine Hoffnung auf Befriedigung derselben haben konnte. Zudem hatte er sich bei dieser Veranlassung an Bedürfnisse gewöhnt, die über seine Mittel hinausgingen, so daß er meistens weniger Geld in der Tasche hatte, als seine Kameraden mit viel bescheideneren Plänen.

Jaclard besaß einen außerordentlichen Verstand, aber es fehlte ihm an jener eisernen Festigkeit des Willens und des Charakters, durch welche schon mancher trotz aller Hindernisse sein Ziel erreicht hat.

Er hatte mit Maxime Borel einige Aehnlichkeit, sowohl moralisch, als physisch. Er folgte wie Maxime dem plötzlich auftauchenden Gedanken, fühlte sich, wie jener, leicht von der Begeisterung ergriffen, aber setzte auch den Lockungen der Sinneslust nicht den geringsten Widerstand entgegen. Es bestund jedoch zwischen beiden der ungeheure Unterschied: Maxime stand auf der obersten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter, und Armand Jaclard war auf der untersten. Das Laster ging bei Beiden aus den nämlichen Ursachen hervor, nur war es bei dem Einen elegant, fast verführerisch, weil es sich mit allem Glanze des Luxus schmückte. Der Andere hingegen war auf dem besten Wege, auch äußerlich dem Auswurf der Menschheit anheimzufallen. Beide, das war vorherzusehen, würden eine Frau nur unglücklich machen, die ihr Schicksal ihnen anvertrauen wollte.

Der beobachtende Blick, welchen Madeleine auf Jaclard richtete, brachte ihn endlich doch in Verlegenheit, er verließ daher bald seinen Arbeitsstuhl und ging hinweg.

Madeleine erhob sich nunmehr, um den Stoff anzusehen, den er in Arbeit hatte. Es war ein prachtvoll façonnirter Sammet, ein neuer Stoff, der große Aufmerksamkeit und feines Verständniß

verlangte. Jaclard war in seinem Fache beinahe Künstler. Er hatte schon mehrfach Muster komponirt, die großen Beifall gefunden und ihm sehr theuer bezahlt wurden.

„Sehen Sie, Fräulein, welch' herrlicher Stoff!" sagte Frau Bonfilon. „Dieser Jaclard ist ein ausgezeichneter Arbeiter, und wenn er sich besser aufführte, könnte er so viel Geld verdienen, als er nur wollte. Das letzte Muster, das er zusammengestellt hat, wurde ihm von dem Hause Borel mit zweihundert Franken bezahlt."

„Ja," begann Marie, „nach acht Tagen hat er aber keinen Centime mehr davon übrig. Er kommt nur dann in das Atelier, wenn alle seine Quellen erschöpft sind. In seinem ganzen Leben wird er nie vorräthiges Geld haben."

Madeleine sah Thränen in den Augen Claudinens. Sie richtete an Marie einen fragenden Blick, auf welchen die Sammetarbeiterin bejahend antwortete.

Dieß war somit jener unwürdige Mensch, welchen Claudine liebte. Sie nahm lebhaften Antheil an ihrem Kummer, sie litt ja selbst an einem ähnlichen Schmerze.

Als sie endlich zusammen hinweg gingen, wollte Mutter Bordier mit Madeleine einige Besuche bei ihren Freundinnen machen. Die Lyoner sind voll Herzlichkeit. Ueberall wurde die arme Blinde mit ihren Töchtern auf's Wohlwollendste empfangen. Sie kamen erst spät nach der Straße Terraille zurück, ein enges und unreinliches Gäßchen, wo sich die elende Wohnung dieser Arbeiterinnen befand.

Mutter Bordier hatte das von Madeleine mitgebrachte Geld sorgfältig in einem Strumpf verborgen, der ihr als Geldbeutel diente, und nachdem sie den Schatz in ihren Strohsack vergraben, hatte sie den Schlüssel zu dem Zimmer bei ihren Nachbarn hinterlassen, denn sie erwartete auch ihre Tochter Amalie, bekanntlich Lehrerin im Departement de l'Ardèche, die an Madeleine geschrieben hatte, sie werde in Lyon mit ihr zusammentreffen.

Amalie war noch nicht eingetroffen, aber ein anderer Besuch war dagewesen, den man nicht erwartet hatte, Vater Bordier.

Als sie von der Nachbarin davon benachrichtigt wurde, erfaßte die arme Blinde ein wahrer Schrecken; sie dachte an ihr Geld.

„Ist er lange da geblieben?“ fragte Marie mit zitternder Stimme.

„Ja! Als er erfuhr, daß Madeleine hier sei, wollte er sie erwarten, und wir haben ihn eintreten lassen.“

Die vier Frauen begaben sich nun in unbeschreiblicher Angst nach ihrer Mansarde, denn die tausend Franken Madeleinens waren für sie ein ungeheures Glück; sie sicherten ihnen Wohlstand und Sorglosigkeit für mehrere Jahre.

„Geh', Marie, schau' nach!“ sagte die arme Mutter ganz zitternd, „du weißt wohl — stets am nämlichen Platze.“

Marie eilte dahin.

Leider war nichts mehr vorhanden. Sie hob den Strohsack in die Höhe, schüttelte und rüttelte ihn nach allen Seiten, ging sogar in ihrer fieberhaften Aufregung so weit, den ganzen Strohsack, Hälmchen um Hälmchen, auszuleeren.

Ihr Vater hatte die einzige, die letzte Hülfe entwendet.

Die erloschenen Augen der alten Mutter füllten sich mit Thränen, dieses neue Unglück zu beklagen. Marie und Claudine weinten ebenfalls.

Madeleine blieb ruhiger, denn sie wußte noch nicht, welchen Werth das Geld für den hat, der es Sou für Sou im Schweiße seines Angesichtes verdienen muß.

Obgleich sie stets mit Gedanken der herzlichsten Theilnahme bei ihrer Familie weilte, gab es doch eine Masse von Entbehrungen, Qualen und täglicher, durch das Elend hervorgerufener Demüthigungen, von welchen sie sich keinen Begriff hatte machen können. Sie glaubte bis daher, Thränen sollten nur für Leiden des Herzens vergossen werden.

„Kommt, wir wollen den Vater aufsuchen,“ schlug Madeleine vor, „und ihn womöglich zur Zurückgabe des Geldes bewegen.“

„Wir wissen nicht, wo er sich aufhält,“ erwiderte Marie ganz niedergeschlagen, „wir haben ihn seit drei Monaten nicht zu Gesicht bekommen.“

„Wenn er Geld hat,“ sagte die Blinde, „geht er gewöhnlich zu seinem Freunde Tribouillard, einem ganz schlechten Subjekt, das ihn immer tiefer ins Verderben stürzt. Dort wird man ihn jedenfalls finden. Die Tribouillards wohnen drüben auf der Guillotière, und da sich junge Mädchen allein des Nachts nicht in diesen Stadttheil wagen können, so will ich euch begleiten.“

„Nein, Mutter,“ entgegnete Marie, „wenn der Vater dich sähe, würde er gleich Verdacht schöpfen. Es ist jetzt erst 7 Uhr, um 9 Uhr sind wir zurück, und die bösen Menschen gehen vor 10 Uhr nicht aus.“

„Nun so geht denn, meine Kinder, möge der gute Gott euch geleiten.“

Madeleine und Marie machten sich auf den Weg.

Claudine schien weniger erschrocken, als ihre Schwestern, denn sie dachte, wenn wir kein Geld haben, kann ich auch nicht reisen.

XIII.

Wenn die Croix-Rousse die Vorstadt der ehrlichen und achtbaren Arbeiterbevölkerung ist, so ist die Guillotière der Zufluchtsort aller zweideutigen Gewerbe, aller trägen und ausschweifenden Arbeiter, aller verdächtigen Leute und entlassenen Galeerensträflinge. Dort hat das schauerliche Elend, das verdorbenste Laster seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Indeß kamen Madeleine und Marie ohne Unfall bis zur Straße de la Vierge, wo die Tribouillards wohnten.

Das Stadtviertel war düster und menschenleer. Hinter den trüb erleuchteten Scheiben sah man abscheuliche Gesichter; beim Vorübergehen an den Kneipen hörte man das Klirren der Gläser und wüste, von trunkenen Stimmen gesungene Lieder.

Sie bemerkten ein Kind, das auf der Straße spielte, und Marie fragte es: „Kannst du uns sagen, wo Herr Tribouillard wohnt?"

„Ei ja, er ist mein Vater; er liegt zu Bette und hat so eben die letzte Oelung empfangen," fügte das Kind mit wehmüthiger Stimme bei.

Die beiden jungen Mädchen sahen einander ganz verblüfft an. Sie wagten nicht, nach dem Eingang in die Wohnung zu fragen.

„Und deine Mutter?" sagte endlich Madeleine.

„Sie ist droben und pflegt den Vater."

„Kann man mit ihr sprechen?"

„Ich weiß es nicht. Ich will sehen, der Vater ist sehr, sehr krank."

„Sag 'mal, Kleiner, kennst du auch den Vater Bordier?"

„Das will ich meinen! Er ist gerade bei uns, er ist gekommen, um meinen Vater zu besuchen."

„Wohlan, kleiner Freund, wir wollen den Kranken nicht stören, sei aber so freundlich, dem Vater Bordier zu sagen, daß seine Töchter ihn zu sehen wünschen.“

„Ei!“ rief der Kleine plötzlich mit ganz verändertem Tone, „wenn Sie die Töchter des Vater Bordier sind, können Sie schon heraufkommen, Vater ist für die Freunde nicht so arg krank. Kommen Sie, ich will Sie führen.“

Madeleine und Marie folgten dem Kinde, das ihnen in einen schmalen, dunkeln Gang voraneilte.

„Sehen Sie,“ sagte der kleine Junge, „hier oben, auf der rechten Seite. Ich darf die Straße nicht verlassen, und muß auf die Besuche warten.“

Als sie eine dunkle und halb eingestürzte Treppe emporgestiegen waren, klopften sie an die Thüre; augenblicklich hörten sie drinnen ein wirres Durcheinander von Stimmen, Schritten und klirrenden Gläsern und Flaschen.

Nach Verfluß einiger Minuten öffnete eine Frau die Thüre.

Ein verpesteter Geruch drang aus dem engen, niedrigen Gemach, das durch eine auf dem Tisch stehende Lampe nothdürftig erleuchtet war.

Auf dem beschmutzten Tische sah man noch die feuchten Spuren der soeben weggeschafften Gläser und Flaschen.

Tribouillard, ausgestreckt auf seinem mit Lumpen bedeckten elenden Bette liegend, hatte die Augen geschlossen; sein offener Mund, seine hohlen Wangen, sein keuchender, schwergehender Athem ließen den unvorbereitet Eintretenden einen Schwerkranken in ihm vermuthen.

Frau Tribouillard war ein kleines zusammengeschrumpftes Weib, mit plattem, zusammengedrücktem Gesichte und hinterlistigem Blick.

„Ich bitte um Entschuldigung, meine Damen,“ sagte sie mit schmerzlicher Stimme, „daß ich Sie habe warten lassen. Ach! Ich glaubte, mein armer Mann würde seinen letzten Seufzer ausstoßen; er hat soeben erst die heiligen Sterbsakramente empfangen.“

Sie nahm das Aussehen an, als ob sie sich mit einer Ecke ihrer Schürze die Thränen aus ihren Augen wische.

„Ist Herr Bordier nicht hier?“ fragte Marie.

Als der Vater Bordier, welcher auf den Tisch gestützt dasaß, die bekannte Stimme hörte, richtete er sein Haupt empor.

„Ei! Du bist es, Marie! Gott verdamm' euch!“ rief er heiter aus, „ihr habt uns Angst eingejagt!“

Madeleine trat nun ebenfalls hervor.

„Da ich erfahren, Vater, du habest auf mich gewartet, und da ich morgen wieder abreisen muß, wollte ich nicht versäumen, dich zu sehen, und deßhalb nur komme ich so spät.“

Vater Bordier war schon so ziemlich angetrunken, immerhin aber nicht ganz berauscht. „Gewiß, es ist wahr,“ sagte er mit schwerer Zunge, „es ist nicht deine Schuld. Wir haben hier keine dieser langbeinigen Faullenzer, wie bei den Borels, welche an der Thüre stehen, um die Besucher anzumelden. Hör 'mal, Tribouillard, suche dir doch auch Lakaien zu verschaffen, um die schöne Welt, welche zu dir auf Besuch kommt, anzumelden, es ist ja erbärmlich, geradezu so über den Haufen gerannt zu werden. Zu was haben Sie denn Ihren kleinen Strolchen dressirt, Frau Tribouillard? Ich habe ihm aufgetragen, in der Straße unten auf der Lauer zu bleiben; ich wette aber darauf, er sitzt schon wieder bei dem Nachbar. Er wird seiner Tracht Prügel nicht entgehen. Sonst läßt sich nicht über ihn klagen, er ist sehr munter, und versteht es schon recht gut, auf der Gasse das Mitleid zu erregen. In der That, Sie gaben ihm eine ganz prachtvolle Erziehung.“

„Sie ist mehr werth, als ein Handwerk, bringt mehr ein und kostet weniger Mühe.“

„Nun, Tribouillard,“ schrie Bordier endlich, „so erhebe dich doch, Alter, und sage diesen Täubchen hier einen guten Tag. Es ist nun genug mit dieser Firlefanzerei. Nebenbei gesagt, sind es keine reichen Kopfhängerinnen, und würdest du nichts dabei verdienen, deine Komödie weiter zu spielen. Nur schnell die Gläser und die Flaschen wieder herbei.“

„Hier bringe ich auch Gläser für die Fräuleins,“ sagte Frau Tribouillard. „Die Ernte ist gut ausgefallen, es soll Jeder ein wenig davon profitiren.“

„Hört ihr es," begann Bordier wieder, indem er dabei ein großes Glas Branntwein verschlang, „Tribouillard ist Grundbesitzer, er hält seine Ernten."

„Ah!" rief Madeleine aus, indem sie dabei zu lächeln versuchte.

„Nun, Madeleine, du trinkst ja nicht?" bemerkte Bordier. „Bist du in Paris vielleicht stolz geworden?"

Madeleine betrachtete nachdenkend die düstere erschreckliche Spelunke. Diese abgelebten, bleichen, grimassenhaften Gesichter, in denen die tiefste moralische Verkommenheit sich aussprach. Es überkam sie ein plötzlicher Schrecken, indem sie daran dachte, wie sie die gestohlene Geldsumme wieder erlangen, und wie sie dann mit derselben aus dieser Räuberhöhle wieder entkommen wolle.

„Stolz?" sagte sie, indem sie eine Anstrengung machte, lustig zu erscheinen, „ich will dir das Gegentheil beweisen." Sie tauchte ihre glühenden Lippen in das Getränke.

„Frau Tribouillard," schrie Bordier der Megäre zu, welche Anstalt machte, mit den Flaschen hinaus zu gehen, „Sie wissen doch, der Weinwirth an der Ecke hat einen kleinen Blauen, ein wahres Kehlvergnügen, ein Gaumenlecker! Und vergessen Sie auch den Genievre nicht! Siehst du, Madeleine, ich ziehe den Genievre immer noch allem andern vor; er erinnert mich an das Gebirge, an die Jugend, an die Liebe, an das Glück."

„Ach! er wird schon weinerlich," sagte Tribouillard mit Spott. Jetzt betrachtete Madeleine diesen Mann, der sich neben sie gesetzt hatte. Er sah in der That wie ein Sterbender aus; seine grünliche Gesichtsfarbe, seine tiefliegenden Augen, seine hervorstehenden Backenknochen, seine zusammengeschrumpfte Stirn verliehen ihm ein schreckliches Aussehen.

„Ja, Tribouillard, ich war glücklich während einiger Jahre. Alles gelang mir; aber ich hatte sechs Töchter. Was hätte ich auch mit sechs Töchtern anfangen sollen? Es bleibt einem da nichts übrig, als sich kopfüber in die Rhone zu stürzen."

„Anstatt in's Wasser hast du dich aber lieber in den Genievre gestürzt; ich kann das am Ende begreiflich finden," erwiderte Tribouillard. „Du hast nicht das Glück gehabt, eine Frau zu

besitzen, wie ich eine habe. Sechs Mädchen! Sie würde damit so viel verdient haben, als mit baaren Hunderttausend Franken! Wir haben weiter nichts als unsere vier Taugenichtse, und trotzdem es Knaben sind, leben wir wie Herrenleute, ohne auch nur einen Streich zu schaffen, lediglich nur die menschliche Dummheit ausbeutend. Wie würden wir erst dastehen, wenn wir Mädchen hätten! Welchen Nutzen hätte meine Frau erst aus ihnen gezogen," fügte er mit einem schrecklichen Blinseln seiner Augen hinzu, das Madeleine schaudern machte.

Frau Tribouillard kehrte alsbald in Begleitung ihres Sprößlings zurück. Sie waren beide mit einem Vorrath von Flaschen beladen.

„Wie schön sind Sie, Frau Tribouillard, geschmückt mit allen diesen Fläschlein! Goldenes Haus! Elfenbein-Thurm! Mystische Rose! Ich wünschte, ich wäre ein Dichter, Sie zu besingen."

„Hier, Alter," sagte Bordier, indem er ihm ein volles Glas anbot, „laß es verschwinden. Dieser Stoff könnte einen wirklichen Todten erwecken, wie viel mehr einen solchen, wie Du einer bist."

Marie und Madeleine, durch diesen Frohsinn des Lasters in Schrecken versetzt, vermochten nicht zu lachen. Von Zeit zu Zeit wechselten sie Blicke mit einander, in welchen sich ihre Unruhe abspiegelte.

Welch ein Gegensatz: diese beiden jungen Mädchen mit ihren sanften Zügen, klaren, unschuldigen Augen, und die verunstalteten Gesichter der übrigen Gesellschaft, die scharfen Blicke, die wüsten Falten, der Stempel aller niedern Leidenschaften und eines geschändeten Daseins.

„Man merkt es wohl," bemerkte Frau Tribouillard in bittersüßem Tone, „die Fräuleins fühlen sich zu vornehm für unsere Gesellschaft."

„Ei hört 'mal!" sagte Bordier, indem er sich eine neue Ration einschenkte, „wenn ihr nur deßhalb hieher gekommen seid, um uns zu verachten, dann hättet ihr zu Hause bleiben können. Nun Madeleine, so trinke einmal mit der braven Frau Tribouillard, welche deinen armen Vater pflegt, wenn ihn alle Welt verläßt."

Die beiden Schwestern thaten ihrem Ekel Gewalt an, und suchten einen Tropfen dieses blauen Getränkes zu schlürfen.

Die Flaschen wurden nach einander leer und die Trunkenheit nahm zu.

Tribouillard war von schwächlicher Körperbeschaffenheit und begann bereits auf seinem Stuhle zu wanken. Seine hohlen Augen nahmen eine entsetzliche Starrheit an, sie schienen unter dem Eindruck eines geheimen Schreckens bewegungslos geworden zu sein. War es vielleicht die Erinnerung eines begangenen Verbrechens, das in seiner stumpfen Seele jetzt vor ihm aufgestiegen? Er wurde todtenblaß, und seine Hand, die das Glas ergriff, um es nach dem Munde zu führen, schien nur einer maschinenmäßigen Bewegung zu folgen.

Bordier konnte bei seiner Gewohnheit, mit alkoholischen Getränken sich zu berauschen und bei seiner kräftigen Natur auch länger widerstehen. Obgleich im Laufe der Zeit die Trunksucht seine Gesichtszüge entstellt hatte, war der Funke geistigen Verständnisses bei ihm doch noch nicht völlig abgetödtet. Von Zeit zu Zeit fühlte er mit der Hand an seine Tasche. Geschah es aus Mißtrauen gegen seine Töchter oder gegen seine Freunde? Noch weit schmerzlicher aber war der Anblick, den kleinen siebenjährigen Tribouillard ebenfalls trinken zu sehen. Sein Gesicht hätte schön und rein sein können, aber schon machte sich frühzeitige Verdorbenheit bemerkbar. Das Lächeln wie der Blick hatten die kindliche Offenherzigkeit verloren; sein Kopf begann zu schwanken und seine Augen waren leblos.

Frau Tribouillard, auch halb betrunken, wurde in cynischer Weise gesprächig.

„Sie wissen nicht, was Tribouillard mit seiner Ernte sagen wollte. Ich will Euch das erzählen, weil Ihr Bordier's Töchter seid und weil es Euch eines Tages auch nützlich sein kann. Ich habe hier in meinem Schränkchen ein altes Zeugniß, das mir ein Arzt ausgestellt hat, als Tribouillard einmal wirklich krank war. Ach! ein braver Mann dieser Doktor! Laßt mich einen Schluck auf seine Gesundheit trinken! Nebenbei gab er mir noch einige Adressen wohlthätiger Personen, welche mir beistehen würden. Da es in der Stadt alle Gattungen von Gesellschaften gibt, so besuche

ich sie der Reihe nach mit dem Zeugnisse. Sie geben nur selten baares Geld, aber man verkauft Bons, und so legte sich Tribouillard alle sechs Monate zu Bette. Ich bringe das Zimmer in den Zustand, wie Ihr es hier seht; ich zerbreche eine Stufe auf der Treppe, auf den Strohsack lege ich statt Leintuch und Decke einen alten geflickten Unterrock, den Ofen trage ich in den Keller und beginne dann meine Wanderung; ich verstehe zu reden, ich kann nach Belieben weinen, ich führe die Leute hierher, um Tribouillard zu sehen. Am splendidesten sind die Scheinheiligen und Duckmäuser, aber stets nur unter der Bedingung, daß Tribouillard die Sterbsakramente empfange, und Tribouillard nimmt sie auch wirklich ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wenn er nicht schnurgerade in den Himmel fährt, dann kommt Niemand hinein. Mindestens schon zehnmal hat er die letzte Oelung erhalten. Dann schicke ich den Kleinen allemal auf die Straße, damit er uns augenblicklich benachrichtigt, wenn Jemand nach Tribouillard fragt, jedes Jahr wechseln wir auch die Wohnung, denn in dem nämlichen Stadtviertel könnte man mehrmals die Sache nicht ausführen, es würde am Ende nicht mehr ziehen. Nun wißt Ihr, was wir die Ernte nennen. Von unseren bescheidenen Einnahmen können wir auch von Zeit zu Zeit die Freunde einladen. Seht, Mädchen, in diesem Augenblick vertrinken wir das Geld für seinen Sarg. Und sagt mir, ist es nicht besser, auf diese Art zu leben, statt als Glasbrenner sich den Leib zu verbrennen, und bei dem Geschäft seine Gesundheit einzubüßen, wie Tribouillard? Statt am Brennofen zu stehen, legt er sich nun alle sechs Monate zu Bette und ich pflege ihn. Nicht wahr, Tribouillard, so ist es besser?"

Tribouillard, mit unheimlichem Blick, beugte sich vor.

„Da seht einmal her," rief Frau Tribouillard mit abscheulichem Lachen, „sollte man ihn nicht für einen wirklichen Todten halten? Die Gewohnheit, den Todten zu spielen, hat ihm fast schon das Aussehen eines Gespenstes gegeben."

Madeleine und Marie ängsteten sich mehr und mehr. Diese Frau mit ihrem leichtfertigen Spott über Religion, christliche Liebe,

über Alles, was die Menschen sonst zu verehren und zu fürchten gewöhnt sind, schien ihnen das personifizirte Verbrechen zu sein.

„Ich kann Sie versichern, Frau Tribouillard," sagte Bordier mit fast lallender Stimme, „Sie werden damit endigen, daß man Sie wegen Betrugs noch einsteckt."

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe! Wissen Sie denn nicht, wie dumm dieses Bürgerpack ist? Es glaubt, durch das Almosengeben komme man geraden Wegs in's Paradies! Sie thun es weniger des Mitleids wegen, als um sich damit ihre Sünden vom Leibe zu schaffen. Man darf ihnen nur sagen, man gehe in die Messe, um dort für sie zu beten, so fehlt es nie an reicher Spende."

„Sie haben sich dessenungeachtet eines Tages mit der Messe in eine schöne Patsche gebracht. Ein Pfarrer fragte einst Frau Tribouillard, ob sie auch die Messe besuche. ‚Ei, gewiß, Herr Pfarrer, Morgens und Abends!' Der Herr Pfarrer hat Sie ordentlich deßhalb dazwischen genommen."

„Bei jedem Handwerk muß man Lehrgeld zahlen."

„Allerdings, Gedanken sind zollfrei; aber ich, der Bordier, wenn ich auch ein Trunkenbold, ein Taugenichts bin, möchte doch diese Komödie nicht spielen."

„Du, Bordier, du wirst noch ein Scheinheiliger, ich habe es immer gesagt," sprach Tribouillard wie im Traume.

„Im Gegentheil," erwiderte Bordier; „die Heuchelei ist mir zuwider. Ich würde lieber acht Tage lang keinen feuchten Tropfen trinken."

„Du hast Recht, Vater," wagte Madeleine zu sagen, „noch besser aber wäre, auch etwas mehr zu arbeiten."

Bordier über diese Worte aufgebracht, schwang die Flasche:

„Bist du etwa hieher gekommen, um deinem Vater Moral zu predigen?"

„Vater, hast du nicht eben erst selbst gesagt," erwiderte Madeleine mit aller Ruhe, die ihr zu Gebot stand, „Gedanken seien zollfrei?"

„Arbeiten," entgegnete ihrerseits Frau Tribouillard, „wohin führt es? Auf dem Stroh zu crepiren, zu nicht mehr und nicht

weniger. Ich darf nur meine Nachbarn ansehen; sie arbeiten. Die Frau näht vom Morgen bis in die späte Nacht, der Mann ist am Ufer beschäftigt. Es ist wahr, sie haben zu essen; die Kinder gehen in die Schule, abermals wahr; ist das aber ein Leben, nie einen Augenblick Ruhe, nie eine gute Flasche Wein zu haben zur Stärkung? Lieber auf die Galeere, nicht wahr, Tribouillard?"

„Nicht wahr, Tribouillard?" widerholte maschinenmäßig der gespenstige Mann.

„Gut!" sagte die gespenstige Frau, „Tribouillard hat genug, er wird bald unter den Tisch kugeln. Bei Ihnen, Bordier, steht es auch gerade nicht mehr am besten, nur ich allein bin noch ..." ein Husten unterbrach ihre Worte.

Der kleine Junge war eingeschlafen.

Es war neun Uhr. Auf der Treppe ließ sich Geräusch vernehmen.

„Horch! da kommen die Kinder schon," rief Frau Tribouillard, indem sie sich noch ein Glas Wein einschenkte.

Die Thüre wurde aufgemacht und drei Kinder traten herein. Sie waren steif gefroren.

„Wie, jetzt schon, ihr Faullenzer? Laßt 'mal sehen, was ihr bringt. Nehmt euch zusammen, wenn ihr nicht gut gearbeitet habt. Zeige mir deine Bleistifte!" sagte sie zu dem Aeltesten, welcher ganz zitternd vortrat.

Sie zählte die Bleistifte ab.

„Und deine Sous?"

Sie zählte die Sous und fuhr dann zornig auf:

„Wie, Unglückskind! auf zehn Sous, die du mir bringen solltest, fehlen deren vier?"

Das Kind versuchte sich zu entschuldigen; statt der Antwort schlug sie es aus allen Kräften.

„Du gehst ohne Nachtessen zu Bette."

Der zweite Bube brachte nur fünf Sous.

„Was hast du denn getrieben? Du hast wahrscheinlich die Läden angeschaut, anstatt den Vorübergehenden nachzulaufen? Du hättest weinen und sagen sollen, daß dein Vater auf den Tod krank

liege. Ich habe dir doch hinlänglich Lektion gegeben, und das bringst du mir dabei, verdammter Balg! Ich will darauf wetten, du hast dir einen Zuckerstengel gekauft!"

Er bekam ebenfalls Prügel, aber erhielt nachträglich wenigstens ein Stück Brod. Der Dritte war kaum fünf Jahre alt. Seine lange Blouse, seine gekräuselten Haare, sein feines Gesichtchen gaben ihm das Aussehen eines kleinen Mädchens; seine Mutter hatte ihn dazu dressirt, den Vorübergehenden Veilchensträußchen anzubieten. Er brachte die Sträußchen alle wieder, aber trotzdem fünfzehn Sous, die ihm sein schönes Gesichtchen eingebracht hatte.

Die Mutter nahm das Kind auf ihre Knie, liebkoste es und gab ihm ein Glas Wein zu trinken.

„Dieser," sagte sie, „ist nicht mit Gold zu bezahlen."

Madeleine betrachtete das Kind mit tiefstem Mitleid. Sie dachte: ‚Ein Vater, der sein Kind tödtet, wird mit dem Tode bestraft. Es gibt aber kein Gesetz, eine gesunde, reine Seele dem moralischen Brand zu entziehen, den es von angesteckten Eltern ererbt. Gibt es denn für die Gesellschaft ein fürchterlicheres Uebel, als diesen geflissentlichen Unterricht in der Verdorbenheit.'

Frau Tribouillard brachte ihre Kinder zur Ruhe. Die Trunkenheit verlieh ihr ein scheußliches Aussehen. Ihre hervorstehenden Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Ein stupides Lachen wich nicht mehr von ihren Lippen, und mit rauher, trunkener Stimme sang sie den Refrain zu unsittlichen Liedern.

Von Zeit zu Zeit erhob sie sich wüthend, um die zwei älteren Buben zu schlagen, fiel aber schwerfällig auf ihren Stuhl zurück. Sie war dabei noch weit schrecklicher anzusehen, als die beiden Männer.

Madeleine und Marie blickten sich schaudernd an.

Es war beinahe elf Uhr geworden.

„Wir müssen hinweggehen," sagte Madeleine ganz leise, „und unsern Vater bitten, mit uns zu gehen, sonst werden wir unsern Zweck nicht erreichen."

„Nein, in einer Viertelstunde," erwiderte Marie, welche ihren

Vater stets beobachtete und den stufenweisen Gang seiner Trunkenheit kannte.

Tribouillard glitt nach und nach unter den Tisch.

Seine Frau erhob sich, um zu Bette zu gehen, da sie ihr Bett aber nicht erreichen konnte, legte sie sich auf den Boden nieder, sang noch einige Augenblicke und schlief dann ein.

Nur Vater Bordier kämpfte noch fortwährend. Er murmelte unzusammenhängende Worte, schimpfte auf seine Töchter und begann nochmals zu trinken. Seine Zunge wurde immer schwerer.

Marie hielt endlich den günstigen Augenblick für gekommen.

„Vater," sagte sie zu ihm, „ich denke wie Madeleine, daß es weit besser wäre, wenn du arbeiten würdest, statt deine Frau und deine Kinder zu berauben."

„Ich, berauben! Ich hätte beraubt? Wer sagt das?" rief der Trunkenbold, indem er sich emporrichtete und seine ganze Geisteskraft wieder erlangt zu haben schien.

„Es ist noch zu früh," sagte Marie. „Wir müssen noch zuwarten."

Bordier trank abermals sein Glas leer und verfiel bald wieder in seine Schläfrigkeit.

„Was hast du mit dem Strumpf voll Gold angefangen, der im Strohsack verborgen war?" fragte sie nun mit Festigkeit. „Du mußt ihn zurückgeben, sonst machen wir eine Klage bei Gericht anhängig."

„Ach! Ach! Bei Gericht! Das Gericht ist für mich. Alles, was Ihr besitzet, gehört mir. So, so, deßwegen seid Ihr also gekommen? Nun, darauf dürft Ihr zählen, daß Ihr nichts von mir bekommt."

Er zog das Geld aus seiner Tasche, stund mit einem fürchterlichen Fluche von seinem Stuhle auf, allein seine Beine wankten, er fiel rückwärts wieder nieder und warf beinahe die Lampe um.

Frau Tribouillard war darüber wieder erwacht und begann auf's Neue zu singen.

Madeleine und Marie zitterten, ihr Muth war im Sinken begriffen. Alsbald trat wieder Stille ein. Man hörte nichts mehr

als das ruhige und regelmäßige Athmen der Kinder, den erschrecklichen Husten ihrer Mutter, das Schnarchen Tribouillards und die abgebrochenen Worte, welche Bordier in seiner Trunkenheit hervorstieß.

Nach und nach lösten sich seine Finger, welche den goldgefüllten Sack umklammert hielten.

Marie hielt ihren Athem an, beugte sich über ihn her und zog ihm den Geldstrumpf ganz sachte aus den Händen.

Nun hatten sie das Geld.

Marie wandte sich in aller Eile der Thüre zu.

„Warte,“ sagte Madeleine, „wir können ihn doch nicht ohne einen Sou lassen.“

„Er kann erwachen, laß uns fliehen!“

Madeleine, ihrem Herzen allein Gehör schenkend, öffnete den Sack, nahm zwei Goldstücke heraus und gab ihn Marie zurück.

„Jetzt eile fort und erwarte mich unten auf der Straße.“

Sie schob beide Goldstücke in ihr Geldtäschchen und ließ es in die Tasche ihres Vaters gleiten.

Als er eine Hand in seiner Tasche fühlte, erwachte er.

„Zu Hilfe! Diebe!“ rief er aus. „Ah! du bist es . . .“

Und dabei stieß er ein furchtbares Schmachwort aus.

Madeleine sank fast in die Kniee vor Schreck, raffte sich aber wieder auf und eilte zur Thüre hinaus.

Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als sie auch schon das Geräusch eines umgeworfenen Tisches hörte und der Ruf: „Diebe!“, untermischt mit der gellenden Stimme der Frau Tribouillard und dem Klirren zerschlagener Gläser, hinter ihr her schallte.

Auf der Straße fand sie ihre Schwester wieder, und fest aneinander geschlossen, um sich aufrecht zu erhalten, durchkreuzten sie abermals die Guillotière.

Die Vorstadt hatte nun ein anderes Aussehen angenommen; die Straßen waren weniger menschenleer. Sie begegneten Männern düstern und unheimlichen Aussehens, die an den Mauerwänden sich hindrückten, oder wankend und strauchelnd garstige Lie-

der sangen und in Lumpen gehüllte Dirnen mit den erbärmlichsten Schimpfreden verfolgten.

Zitternd und von Aufregung völlig erschöpft, kamen sie endlich auf der Brücke der Guillotière an und befanden sich bald auf dem Platze Bellecour.

Die Rhone bildet die einzige Grenze, welche das glänzendste Stadtviertel Lyon's von seiner elendesten Vorstadt trennt.

Nun waren sie gerettet und als sie mit dem Schatze der Familie zu Hause anlangten, fanden sie Claudine und ihre Mutter vor Unruhe in Thränen.

Madeleine hatte seit achtundvierzig Stunden nicht geschlafen. Weit mehr durch Aufregung erschöpft als durch Ermüdung konnte ihre Seele lange keine Ruhe finden. Wirre Bilder durchtobten ihr Inneres; ihr Vater, Maxime, Jaclard, Claudine, alles floß ineinander zu den schrecklichsten Scenen und nochmals fuhr sie auf, von den tückischen Traumbildern geängstigt, die der Wirklichkeit an Schauer und Entsetzen freilich kaum nachstanden. Endlich aber nahm auch sie der Schlaf, dieser Erlöser der Elenden, in seine Arme, und Vergessenheit umhüllte ihren Geist.

Als Claudine am darauffolgenden Morgen hinab ging, um das Frühstück zu holen, begegnete sie Jaclard, welcher auf sie lauerte.

„Ich habe seit gestern darüber nachgedacht", sagte er zu ihr, und mein Entschluß ist gefaßt, und wenn Sie nach Paris gehen, werde ich Ihnen dorthin folgen, denn das Gewerbe der Seidenwirkerei ist mir schon längst zuwider."

„Was wollen Sie aber in Paris treiben?" fragte Claudine.

„Ich habe etwas gelernt, ich werde mir eine Stelle in einem Magazin suchen. Ist es denn nicht betrübend, einfacher Arbeiter bleiben zu müssen, wenn man Trieb und Befähigung in sich fühlt, Höheres und Besseres zu leisten. Das macht mich so muthlos und träge. Wenn ich eine Beschäftigung hätte, die meinem Geschmack mehr entspräche, würde ich gewiß pünktlicher bei der Arbeit sein und würde dem Wirthshausleben eher entsagen lernen."

„Auch ich," sagte Claudine, „fühle mich nicht befriedigt, ich

könnte es gewiß weiter bringen, als mein ganzes Leben lang Seide anzuknüpfen."

„Wohlan! so reisen Sie, da Ihre Familie es nun doch einmal haben will. Außerdem werden Sie zu Paris frei sein, wir werden dort keine unbequeme Beaufsichtigung zu fürchten haben. Hier sucht man uns zu trennen, aber alle diese Anstrengungen führen nur dazu, uns zu vereinigen. Das Geld zur Reise werde ich bald beisammen haben, und wenn ich selbst die Nacht hindurch arbeiten müßte; ich folge Ihnen dann in Bälde nach. Halten Sie unsere Absichten geheim."

Die beiden jungen Leute trennten sich unter den zärtlichsten Betheuerungen. Als Madeleine ihre Schwester zur Reise so bereitwillig fand, glaubte sie an irgend eine Enttäuschung des Herzens, sie zögerte somit auch nicht länger, sie mit sich nach Paris zu nehmen.

Amalie, die Lehrerin, konnte der Einladung ihrer Schwester Madeleine keine Folge leisten. Sie schrieb:

„Auch ich habe meine Qual, theure Schwester. Ich bin nicht reich. Mein Gehalt von 400 Franken reicht kaum zu meiner Nahrung und bescheidenen Kleidung. Wie glücklich wäre ich gewesen, dich zu Lyon umarmen zu können; ich würde mir die Reisekosten lieber am Essen abgespart und meine alten Kleider noch einmal geflickt haben; du weißt aber, daß wir einen Pfarrer haben, der sich schon lange bemüht, eine geistliche Schwester an meine Stelle zu bringen. Er überwacht mich unausgesetzt. Bei dem geringsten Vergehen gegen das Reglement, wenn ich mich z. B. innerhalb 14 Tagen zweimal entfernen würde, wäre meine Rechnung bald gemacht.

„Allerdings wäre ich äußerlich nicht gerade zu bedauern, aber ich liebe die Kinder und habe von dem Unterricht eine sehr hohe Meinung trotz der schlechten Bezahlung. Ich würde nur ungern einer Laufbahn entsagen, die ich vor andern für eine edle und ehrbare halte.

„Ich danke dir von ganzem Herzen, meine theure Madeleine, hinsichtlich deines schönen und edeln Entschlusses. Ich habe

nicht nöthig, dir zu sagen, wenn du in Paris einen anständigen Platz im Lehrfach für mich findest, daß ich sogleich dieses Dorf verlassen würde, wo man mir so viel Kummer macht. Wenn ich mich nicht durch mein Recht und meine untadelhafte Aufführung stark fühlte, würde ich all' die kleinen Verfolgungen kaum ertragen können.

„Lebe wohl, meine gute Madeleine, meine herzliche Zuneigung kommt nur der Bewunderung gleich, welche du mir einflößest.

„Sage der Mutter und meinen Schwestern, daß ich nur für sie allein lebe, und daß ich den Augenblick kaum erwarten könne, um ihnen auf andere Weise als blos durch Worte die Ergebenheit meines Herzens zu beweisen.

Amalie Bordier."

Am darauffolgenden Tage reisten Madeleine und Claudine nach Paris ab. Acht Tage nach ihrer Ankunft war Madeleine als Lehrerin für Jeanne bei Frau Daubré eingetreten und Claudine in einem kleinen Zimmerchen der Rue de Venise untergebracht.

XIV.

Hinter der Kirche Saint Merry, gleichlaufend mit der Rivolistraße, dehnt sich ein schauerliches Stadtviertel aus, dessen Vorhandensein man inmitten der schönen Stadt Paris gar nicht ahnt. Eine Menge Häuser sind dort dem Einsturz nahe, und die Gassen so eng, daß mit einem Wagen nicht durchzukommen ist, auch ist das Straßenpflaster zu allen Jahreszeiten mit einem feuchten Koth überzogen.

Die Straßen Maubué, Poirièr, Pierre-au Lard-Brismiche, Taille-Pain, de Venise, Beaubourg 2c. könnten sich, was den zerrütteten Zustand und die Unsauberkeit betrifft, jederzeit mit den Winkeln zu Lille und mit den elendesten Theilen der Guillotière zu Lyon messen.

Im Innern der Häuser stürzen die Treppen zusammen und verfaulen die Fußböden. Der Regen strömt in die Mansarden und durch das gekrümmte Gebälke schleicht die Zugluft. Die zerklüfteten Wände schwitzen eine Art übelriechender Feuchtigkeit aus. Die Rinnen sickern. Das Spülwasser der Haushaltungen bildet in den Höfen stinkende Pfützen.

Darf man sich darüber wundern, wenn in diesen übelriechenden Spelunken das Fieber, die englische Krankheit, die Schwindsucht, der Typhus sich um ihre Opfer streiten?

Aber Niemand beklagt sich. Die Unglücklichen, welche diese Häuser bewohnen, machen keine großen Anforderungen, und sie wohnen hier nur über Nacht in Wochen- oder höchstens Monatsmiethe; unter solchen Umständen können sie ihre Beschwerden nicht geltend machen.

Und so heruntergekommen diese Häuser auch sein mögen, es gibt eben immer noch genug Leute, die sich glücklich schätzen, dort ein Unterkommen zu finden.

Vielleicht sieht es die arbeitende Klasse, welche diese Spelunken füllt, für ein größeres Uebel an, in die Ferne hinausgeschoben zu werden, als ein ungesundes Stadtviertel zu bewohnen, das den Werkstätten und Fabriken wenigstens näher liegt. Am äußersten Ende der Rue de Venise befindet sich ein Hôtel garni, wo, wie die am Hause angebrachte Inschrift anzeigt: Bürgerlich eingerichtete Zimmer auf die Nacht und monatsweise vermiethet werden.

Genofeva Gendoux und ihre Freundin Fossette bewohnten im fünften Stockwerke dieses Hauses zwei kalte und trostlose Mansarden; um zu ihnen zu gelangen, mußte man eine steile, dunkle Treppe mit feuchtem Geländer emporklimmen. Auf jedem Gang befanden sich sechs oder acht Thüren, welche zu der nämlichen Anzahl eng zusammengepreßter Zellen führten. In allen diesen licht- und luftlosen Stockwerken vernahm man da und dort das Aechzen von Wickelkindern oder lautes Schimpfen, wüsten Gesang und klägliches Weinen. Die Seele empörte sich bei diesem Chaos zusammengepferchter menschlicher Wesen. Dieses Hotel zählte aber noch zu den vornehmsten des Viertels.

Genofeva, welche Herr v. Lomas fast verlassen, hatte sich dahin geflüchtet, wo auch Fossette schon einige Monate wohnte.

Nichts bringt die Menschen einander näher, als das Unglück; nach Verfluß von acht Tagen hatten die beiden jungen Arbeiterinnen bereits enge Freundschaft geschlossen.

Auch die schöne Claudine Bordier hatten sie wie eine alte Bekannte aufgenommen. Zwar als Madeleine die düstere Treppe emporstieg, warf sie der Ekel fast zurück. Aber anderwärts konnte Claudine nicht unter 12—15 Franken monatlich Wohnung finden, hier wenigstens für acht Franken nothdürftig Luft zum Athmen und zum Arbeiten. Außerdem war sie hier auch nicht allein. Sie sollte in Genofeva eine zuvorkommende Gefährtin finden, die ihr versprach, unverzüglich Arbeit für sie zu suchen und sie ihr auch verschaffte.

Claudine war bereits seit acht Tagen in ihrer neuen Stellung eingewöhnt. Sie hatte in demselben Lingeriegeschäft mit Genofeva Beschäftigung erhalten. Machte sie zwei Hemden täglich, so konnte sie von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Nachts und bei sorgfältiger Behandlung der Arbeit, was freilich die Augen sehr ermüdete, 1½ Franken verdienen. Als Remetteuse war Claudine nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnt, daher kam sie das Gewerbe einer Lingère anfangs sehr schwer an. Eine vornehme Frau auf weichem Fauteuil, die plaudernd und scherzend an ihrer Tapisserie sitzt, kann sich keinen Begriff machen, wie hart, mühselig und traurig das Geschäft einer solchen Arbeiterin ist, die vom Morgen bis zur Nacht unausgesetzt nur näht und näht. Die Nadel, am Morgen so leicht, wird gegen Abend immer schwerer und schwerer; nur mit Mühe vermag sie zuletzt die steife und angeschwollene Hand noch zu führen. Die Arbeiterin bekommt allmälig einen schweren Kopf, der Hals und das Genick schmerzen empfindlich, die Augen werden roth und Brust und Magen schnüren sich zusammen. Aber der Hunger treibt die Nadel immer wieder vorwärts, und glücklich darf sich das Mädchen nennen, das bei all dieser Arbeit nur immer ein gesichertes Stückchen Brod hat.

Was den Muth Claudinen's in ihrem neuen Gewerbe aufrecht erhielt, war die Hoffnung, Jaclard bald zu sehen. Sie hatte ihm geschrieben und ihm ihre Adresse mitgetheilt; da er nicht antwortete, dachte sie, er werde nun bald kommen.

An einem schönen Märztage waren sie alle Drei in dem Zimmer Fossetten's, welches das geräumigste war und nebenbei den Vorzug besaß, gegen Mittag von einigen Sonnenstrahlen besucht zu werden.

Sie arbeiteten emsig und schwatzten zusammen.

Bei aller Aermlichkeit, die sie umgab, boten diese drei jungen Arbeiterinnen, von einem schwachen Sonnenstrahl umleuchtet, dem Beschauer ein beinahe liebliches Bild.

Es bestund ein so auffallender Contrast unter ihnen.

Genofeva war die blonde Tochter des Nordens, mit dem ernsten und sanften Gesichte, den blauen Augen, dem zärtlichen Blicke, dem weichen goldenen Haarwuchs; sie war groß, schwächlich, ein

wenig schmachtend. Seit einiger Zeit wenigstens hatte ihr Gesicht seine flämische Ruhe verloren; in ihren etwas abgemagerten Zügen bemerkte man einen unruhigen fieberhaften Ausdruck. Ihre Augen schweiften oft in die Leere, und ihr früher so reiner Teint zeigte an verschiedenen Stellen eine krankhafte Marmorirung.

Claudine war mehr eine plastische Schönheit. Sie war groß und gut entwickelt. Ihr Körper zeigte großes Ebenmaß. Von Gesicht sah sie Madeleine ähnlich; viele würden sie noch für schöner gehalten haben. Es waren die Züge Madeleinens mit vielleicht minder edeln aber dafür korrekteren Linien. Ihre schwarzen Augen drückten mehr Sinnlichkeit als Intelligenz und tiefe Gedanken aus. Ihre etwas niedere Stirne, wie bei den antiken Statuen, war breit und gut gezeichnet; dabei hatte sie einen mächtigen, fast massiv erscheinenden Haarwuchs. Ihre Bewegungen und Geberden zeigten die Ungezwungenheit jener Kreise, wo man, wenn auch nicht thatsächlich, so doch grundsätzlich die Freiheit verliebter Verbindungen anerkennt.

Kurz, Claudine war eine leidenschaftliche, stürmische, gegen alle Hindernisse sich auflehnende Südländerin.

Fossette endlich war die Frau der Phantasie, schwächlich aber nervös, mit den reizendsten Grübchen in Wangen und Kinn. Es lag in diesem muthwilligen, heiteren, lachenden Geschöpfe eine ungeahnte Spannkraft der Seele verborgen, die sie unterstützte, wenn es galt, ein Hinderniß zu überwinden, sich in eine Laune zu schicken, oder endlich sich über eine Enttäuschung ihrer Liebe zu trösten.

Was sprachen die drei Mädchen zusammen? Nun was junge verliebte Mädchen sprechen, sie unterhielten sich von ihren Geliebten.

Herr v. Lomas war trotz seines Versprechens nicht wieder gekommen; Genofeva war traurig und wenn sie von ihm sprach, zitterten Thränen an ihren Wimpern.

„Nun, nun, Genofeva!" sagte Fossette einmal bei solcher Gelegenheit, „willst du gleich lachen! Schämst du dich nicht? Wenn du so weinst, kann man nicht in deiner Nähe bleiben. Es gibt nichts Abscheulicheres, nichts Ansteckenderes als die Traurigkeit. Wenn ich zwei Tage lang am Lachen verhindert wäre, wahrlich ich

würde krank werden. Wer wird sich auch dadurch niederdrücken lassen, wenn einen so ein herzloser Mann sitzen läßt!"

„Sie haben Recht," pflichtete Claudine bei; „wenn mich Jaclard nicht mehr liebte, würde ich ihn bald vergessen haben. Ich glaube aber, daß ich ihn vorher tödten würde."

„Gott, meine Damen!" rief eine männliche Stimme von der andern Seite des Verschlags herüber, „Sie plaudern ja so köstlich, daß man dabei sein möchte."

„Herr Robiquet," entgegnete Fossette, „wir bitten Sie, unsere Wohnung zu respektiren."

„Da Sie es mir versagen, an Ihrer liebenswürdigen Unterhaltung Theil zu nehmen," sagte die Stimme, „so werde ich singen."

„Einverstanden, Herr Robiquet, und nachher, wenn Sie Lust haben, können Sie meinetwegen auch tanzen."

Robiquet sang in der Fistel: „Für solche Liebe kannst du nicht undankbar sein!"

„Mit Ausnahme meines Abgottes und des braven Robiquet, sind alle andern Männer schändliche Menschen, und dennoch nennen sie sich ehrlich," sagte Fossette. „Sie würden vielleicht einen Mann nicht betrügen, aber sie betrügen eine Frau ohne die mindeste Scham, und dazu eine Frau, welche sie liebt! Weil sie wissen, daß wir ein Interesse daran haben, zu schweigen, und daß wir es nicht wagen dürfen, ihre Schändlichkeiten aufzudecken. Sie betrügen uns nicht allein, sie beuten uns auch aus. Als ich 14 Jahre alt war, diente ich bei so einem alten Tintenlecker; er trug eine Perücke, und ließ mich stundenlang vor sich hinsitzen, um mir seine Tragödien vorzulesen. Da ich auch kein Sterbenswörtchen davon verstund, mißhandelte er mich, und um mich dafür zu rächen, streckte ich meine Zunge heraus, wenn er mich gerade nicht beobachtete. Eines Tages saß ich bereits über vier Stunden auf einem Stuhle, ihn anzuhören; ich war ganz krämpfig geworden. Plötzlich fragte er mich: ‚Nun! Wie gefällt dir das?' — ‚Was das? Ihr Maskengesicht oder Ihre Perücke? Da die eine auf dem andern sitzt, so finde ich beide abscheulich!' Er wurde darüber ganz wüthend und beohrfeigte mich. Von diesem Augenblicke an haßte

ich ihn. Aber ich wußte nicht, was aus mir werden sollte, nebenbei versprach er mir immer, er würde mich in's Theater führen, wenn ein Stück von ihm gegeben würde, und mein lebhaftester Wunsch bestund gerade darin, ein Theater zu sehen! Das Stück wurde aber nie gegeben und der garstige Mensch hat mich auch nie in das Theater mitgenommen. Ich verließ ihn endlich, um bei einem Maler in Dienst zu treten. Dieser war allerdings lustiger als der Andere; da anderweitige Modelle aber sehr theuer waren, drapirte er mich mit irgend einem Stück farbigen Stoffes und ließ mich Tage lang in einer und derselben Stellung Modell stehen. Nebenbei war er eifersüchtig wie ein Tiger, und wenn er ausging, schloß er mich ein. Mein ganzer Ehrgeiz bestund damals darin, Stiefelchen zu tragen. Er versprach mir deren immer, hat sie mir aber nie gegeben. Da es mir mit den Künsten nicht glückte, versuchte ich es nunmehr mit dem Handwerk. Ich sagte zu mir selbst: ‚Nur dort werde ich Herz und freie, ungeschminkte Fröhlichkeit finden.‘ Ich liebte einen Schlosser. Aber ach! Bei dem kam ich erst an den Richtigen! Er war ein Trunkenbold und Faullenzer. Er schlug weit öfter auf mich als auf seinen Ambos und zwang mich zu arbeiten, um mir meinen Verdienst zu stehlen und ihn im Wirthshause zu verprassen. Da habt ihr die Männer! Heuchler, die hübsche Phrasen machen, um die Frauen zu verführen; rohe Menschen, die ihre Geliebten prügeln, wenn sie sie verführt haben; mit einem Wort, selbstsüchtige Menschen, nur darauf bedacht, ihren Lastern und Leidenschaften zu fröhnen. Nach dem Schlosser hatte ich mir auf eigene Rechnung ein Zimmerchen gemiethet und habe geschworen, nie mehr etwas Anderes zu lieben als Blumen und nur noch mit ihnen allein zu leben."

„Nun, und Ihr Aristo?" fragte Claudine.

„Es ist wahr, ich liebe ihn, aber ich bleibe frei, diese Uebereinkunft besteht zwischen uns. Ich habe geschworen, ihn niemals wieder zu sehen, wenn er sich unterfangen würde, meine Freiheit anzutasten."

„Wollen Sie sich denn nicht verheirathen?" fragte Claudine.

„Mich verheirathen? Das wäre ja das Allerschlimmste. Sich

: immer binden? Lieber gleich für Lebenszeit auf die Ga-
ren."

„Robiquet ist aber doch ein braver Junge," bemerkte Geno-
a.

„Ohne Zweifel. Aber es ist mir unmöglich, mich zu ent-
eiden."

„Herr Robiquet!" rief sie neuerdings, „es ist nun genug
usik! Zeigen Sie meinetwegen der Gesellschaft jetzt Ihren galanten
hnabel!"

Robiquet ließ sich nicht lange bitten. Er trat augenblicklich
ein, mit dem liebenswürdigsten Lächeln auf den Lippen;
n sah sofort, er wollte um Alles in der Welt seiner Geliebten
allen.

„Herr Robiquet! verwechseln Sie die Dinge nicht. Ich habe
nen gesagt sich zu zeigen, aber nicht einzutreten. Fräulein Clau-
: hat nur Ihre trompetenartige Nase sehen wollen; ich danke
nen, Sie können sich nun wieder zurückziehen!"

„Aber man setzt einen ordentlichen Mann nicht so schnell wie-
an die Luft! Es thut mir leid für Sie! Sie haben mich
nal gerufen, so will ich mich auch niederlassen."

„Sie thun Unrecht daran, Herr Robiquet," sagte Fossette
einem feinen Lächeln; „ich werde in meiner Geschichte fort-
en, und das wird Ihnen gewiß nicht schmeicheln. Sie haben
jetzt diesen herrlichen Robiquet gesehen, meine theure Claudine.
on ein ganzes Jahr stachelt er mich, daß ich seine Frau, seine
nahlin vor Gott und vor den Menschen werden soll, wie der alte
r mit der Perücke in seinen Dramen sich ausdrückte. Robiquet ist in
Kultur noch so weit zurück, daß er sich einbildet, man verheirathe
aus purer Gefälligkeit. Herr Robiquet, ich will Sie mit meinem
zen Geheimniß bekannt machen, und dann werden Sie wissen,
halb ich die Ehre ablehne, mich Frau Robiquet zu nennen.
tdem ich das vernünftige Alter erreicht habe, schwur ich mir
t zu, nie ein Musik-Instrument zu ehelichen."

„Mißfallen Ihnen vielleicht meine Gesänge, Fräulein Fossette?"
: Robiquet ängstlich.

„Nein, aber Ihre trompetenartige Nase."

„Ach! Fräulein Fossette. Sie sind heute sehr bösartig
gelegt. Man hat mir immer gesagt, ich sehe mit meiner Nase
einer Trompete, sondern einem schlechten Subjekt ähnlich."

„Noch schlimmer, Herr Robiquet! Da muß ich ernstlich
fürchten, daß uns die Gegenwart eines so schlechten Subjektes
promittiren könnte."

„Was fehlt Ihnen denn, Genofeva?" rief Claudine. „
sehen ja ganz blaß aus."

„Ich," sagte Genofeva, indem sie mit ihrer Hand über
Stirne fuhr. „O! es hat nichts zu bedeuten; ein Krampf, e
schon wieder vorüber."

„Daran sind jedenfalls Sie schuld, Herr Robiquet, mit Ih
eroberungssüchtigen Aeußern."

„Genug, Fräulein Fossette, ich kehre zu meinen Hüten zu
da Sie aber so boshaft sind, werde ich auch Ihre Kommissi
nicht mehr besorgen."

„Ach! Herr Robiquet, da fällt mir gerade ein, wenn
einige Zuckerstängelchen holen wollten, das wird Genofeva gut t
Hier nehmen Sie diese 3 Sous."

„Behalten Sie Ihr Geld, Fräulein, Sie erlauben mir n
Ihnen dies kleine Geschenk zu machen."

„Sie wissen, Herr Robiquet," entgegnete Fossette, indem
sich ein strenges Aussehen zu geben suchte, „daß ich von Män
nie etwas annehme."

„Nie etwas annehme!" murmelte Robiquet, indem er sich
Thüre zuwandte. „Und diese schönen Blumen da, welche I
alle acht Tage ein Dienstmann bringt . . ."

„Wie du diesen armen Jungen quälst, Fossette," sagte G
feva, nachdem Robiquet sich entfernt hatte.

„Er ist so gut, daß er zu fett würde, wenn ich ihn nich
Bischen quälte."

XV.

„Wo haben Sie aber Ihren Aristo kennen lernen, Ihren
entlichen Liebhaber, von dem Sie uns schon ab und zu erzählt?“
agte Claudine die Fossette.

„Auf dem Blumenmarkt des Madeleineplatzes. Ich bewunderte
ien prachtvollen Topf Felsennelken und fragte nach dem Preis
selben. Das ist zu theuer für mich, sagte ich mit einem Seuf-
:. Er war in meiner Nähe, sah mir ganz erstaunt zu und bat
ch dann, den Topf als Geschenk von ihm anzunehmen.“

„Mein Herr,“ erwiderte ich ihm stolz wie soeben, „ich nehme
n Männern nie etwas an.“

„Und warum denn?“ fragte er mich.

„Weil ich sie verachte.“

„Darauf hin entspann sich ein Gespräch. Er sagte, daß ihm
ran liege, mich auf eine andere Meinung zu bringen, und er
t um die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen. Ich gewährte sie
n. Er behandelte mich nicht wie eine Arbeiterin, sondern wie
e Frau seines Standes. Ich fand ihn originell, denn er gab
die Mühe, mir den Hof zu machen, und er hat nun wirklich
in Herz gewonnen. Es ist in der That meine erste Liebe. Die
schichte dauert bereits sechs Monate.“

„Ist er schön?“ fragte Claudine.

„Nein, aber er hat Verstand. Nebenbei hat er keine Fehler;
h. er ist weder Maler, noch Tintenlecker, noch Trunkenbold.“

„Und nicht eifersüchtig?“

„Er wäre es vielleicht, aber ich habe ihm meine Bedingungen
tellt. Wir haben einen gegenseitigen Vertrag abgeschlossen. Ich
ll euch das Papier zeigen.“

Sie holte das Papier aus ihrem Schranke hervor und l
„Wir Unterzeichnete, Fossette und Leopold v. Barnolf, vere
durch die Laune, weder der eine noch der andere Vertragstheil
eine ewige Liebe glaubend, und als Grundsatz festhaltend, daß
Unbeständigkeit ebenso unfreiwillig ist, wie die Liebe, daß sich
Herz ebenso über die Schwüre, wie über die Vernunft lustig ma
haben unter gegenseitiger Zustimmung folgendes Uebereinkomm
getroffen:

1. Niemals zu schwören, uns ewig zu lieben.
2. Unsere Freiheit gegenseitig zu achten.
3. Jeden eifersüchtigen Auftritt zu vermeiden.
4. Uns jeden Vorwurfs zu enthalten, wenn eine Erkältung
serer Liebe eintreten sollte.
5. Nie gemeinschaftlich zu wohnen.
6. Zu brechen, wie wir uns vereinten, d. h. lachend.
7. Dennoch die besten Freunde zu bleiben.

Leopold verpflichtet sich nebenbei noch, der Fossette nie G
anzubieten, und Fossette ihrerseits, Leopold nie Pantoffeln zu sticke

Fossette. Leopold v. Barnolf."

„Sehen Sie! Die Freiheit allein verleiht der Liebe Beständ
keit; sie allein kettet uns. Wir klammern uns an unser Gl
gerade als ob es uns jeden Tag entwischen wollte. Es gibt Lieb
verhältnisse, nicht wahr? die gleich wieder erlöschen; das uns
nimmt an Innigkeit jeden Tag und in einem solchen Grade
daß ich anfange mich darüber zu beunruhigen. Als ich ihn
letztemal sah, war ich so traurig gestimmt, daß ich nicht mehr
lachen vermochte."

„Ist er reich?" fragte Claudine neuerdings, weil sie di
Roman lebhaft interessirte und weil sie bei der Erzählung dieses Ab
teuers und dieses originellen Liebesverhältnisses ihre Liebe zu
lard etwas glanzlos zu finden begann.

„Ich glaube, ja; aber darum kümmere ich mich auch nicht
Geringsten. Ich habe nie etwas von ihm angenommen als B
men. Er ist über meine Uneigennützigkeit erstaunt. Ich h
meine guten, ich möchte fast sagen meine durchtriebenen Gründe,

zu handeln. Würde ich seine Geschenke annehmen, so würde er mich nicht mehr achten, würde er mich weniger lieben."

Robiquet trat wieder ein.

„Hier, meine herrlichen Täubchen. Es hat sich Jemand bei mir nach euch erkundigt. Nehmt eure Haare in Acht!" fügte er mit ängstlicher Stimme bei. „Man hat mich bestechen wollen, jeder von euch eine Haarlocke zu entwenden."

„Wer?" fragten alle drei zugleich mit großer Lebhaftigkeit.

„Ich könnte euch schmachten lassen, meine Damen, um mich für eure Bosheiten zu rächen, aber Robiquet weiß nichts von Groll. Es ist ... es ist ... Sie glauben vielleicht, es wären Liebhaber. Heh! Keineswegs! Der Friseur ist es, der auf Nr. 15 in der Straße wohnt. Er hat Haare zusammenzustellen, eine bedeutende Bestellung. Er würde gut zahlen."

„Könnt Ihr euch eine größere Infamie vorstellen," rief Fossette aus, „als ein solches Handwerk zu treiben! Die Haare armer Mädchen aufzukaufen, um damit die kahlen Schädel reicher Damen zu decken. Wir haben ja weiter nichts als unsere Haare zum Schmuck, ein Geschenk des Himmels."

„Ich glaube, daß Herr Gorju euch seinen persönlichen Besuch abstatten wird."

„Lieber würde ich mit Traupmann in Person verkehren, als mit ihm. Man verbietet den Sklavenhandel, erlaubt hingegen den Handel mit Haaren lebendiger weißer Menschen. Sind die Haare nicht so werthvoll als Menschenfleisch? Er soll nur kommen, Ihr Herr Gorju, ich werde ihn zu empfangen wissen!"

„Als ich mit ihm sprach, trat ein Mann mit der Schnauze eines Hausmarders in seinen Laden. Er ist gerade so mager, wie Gorju dick ist, nur ist er noch weit garstiger. Er betrachtete mich mit Augen, daß es mir ganz kalt über den Rücken lief. Beide zusammen müssen hübsche Streiche ausführen."

„Herr Robiquet," sagte Fossette, „Sie haben in der That ein ganz sonderbares Aussehen. Möglich, daß Ihnen dieser schöne neue Hut diese sonderbare Physiognomie verleiht."

Der Hut Robiquet's paßte nicht auf seinen Kopf, er ging ihm bis über die Augenbrauen herab.

„Herr Robiquet," begann Fossette abermals, „wenn Sie mich gerne haben, legen Sie diesen Hut bei Seite, sonst muß ich vermuthen, daß Ihnen Gorju die Haare vom Kopfe genommen hat, und dies würde mir ein nächtliches Alpdrücken verursachen."

Robiquet stellte seinen Hut auf einen Stuhl.

„Was fehlt denn diesem Hute, ist er denn nicht nach neuester Mode und in bestem Geschmacke ausgebügelt? Wir sind als Hutumbügler so schlecht bezahlt, daß ich den Hut mindestens zuerst aufzusetzen mich berechtigt glaube, den ich umgeorgelt habe. Wenn er dann auch etwas weniger glänzt, der Fabrikant wird ihn doch für einen nagelneuen Hut verkaufen! er gewinnt noch genug, wenn er 7, 8 und bis zu 10 Franken dafür bekommt. Bei den Kappenarbeiterinnen steht es noch weit schlimmer. Sie erhalten für das Befestigen von Futter und Kappenschild dem Duzend nach anderthalb Franken. Man spricht davon, Strike zu machen, ich will aber von dem Strike nichts wissen. Man setzt sich dabei nur der Gefahr aus, Hunger zu sterben; das ist meistens der größte Gewinn, der dabei herauskommt."

„Apropos," sagte Fossette, „wenn alle Frauen Strike machten, und sich weigerten in die Ehe zu treten, wenn nicht die Männer ihnen günstigere Zugeständnisse machten!"

„Es würde immer alte und garstige Frauenzimmer in Menge geben," bemerkte Claudine, „die aus dem Strike Nutzen ziehen würden und sich den Männern an den Hals würfen."

„Außerdem sind die Frauen so dumm," begann Fossette wieder, „sie sind dermaßen daran gewöhnt, ausgebeutet zu werden, daß sie es nicht einmal mehr bemerken."

„Jedenfalls können Sie sich nicht unter jene zählen, Fräulein Fossette, welche sich ausbeuten lassen," bemerkte Robiquet.

„Ich gerade so wie die Andern. Sehen Sie, Herr Robiquet, Sie beklagen sich über Ihren Arbeitslohn, nun zählen Sie aber, wie viel Stiche wir machen müssen, um achtzehn Sous zu verdienen. Die Vorsteherin des Lingeriegeschäftes, welche uns Arbeit

gibt, ist eine vornehme Dame, die Kleider mit großen Garnirungen trägt. Sie thut nichts anderes, als ihre Liebhaber und ihre Kunden empfangen. Die Stickerei mit inbegriffen, kostet sie ein Hemd wie dieses hier fünf Franken und sie verkauft es zu zwölf oder fünfzehn Franken. Sie kleidet sich in Sammt und Seide. Und zu was gelangen wir, wenn wir den ganzen Tag und noch einen Theil der Nacht über der Arbeit sitzen bleiben? Gerade so viel, um nicht Hungers zu sterben."

„Hier oben im vierten Stockwerk, gerade über meinem Zimmer," sagte Robiquet, „wohnt ein ganz schlimmer Kopf, ein Sozialist. Er ist Schuster seines Handwerks und beklagt sich gleichfalls über seinen Lohn. Er hat fünf Kinder und eine fortwährend kranke Frau zu ernähren; Sie können mir glauben, daß sie nicht alle Tage zu essen haben."

„Er heißt Brisemur, nicht wahr?"

„Ja."

„Arme Leute! Wenn ich seinen zerlumpten Kindern mit ihren abgezehrten Gesichtern begegne, empört sich Alles in mir."

„Erhalten sie denn keine öffentliche Unterstützung?"

„Ach! Was will das heißen? Von Zeit zu Zeit für sechs Personen eine Unterstützung von zehn Franken oder einige Bons für Brod. Dazu ist der alte Brisemur sehr stolz. Wenn er auf das Wohlthätigkeits-Bureau gehen soll, entgegnet er seiner Frau: Lieber zwei Nächte hindurch arbeiten, als um Unterstützung betteln. Seine Frau schleppte sich dann gewöhnlich an seiner Stelle auf das Bureau. Was ihn aber am meisten aufbringt, sind gewisse Damen des Wohlthätigkeits-Vereins, die sich berufen fühlen, überall ihren hochweisen Rath zu ertheilen, und ihre Nase in Alles stecken wollen. Brisemur verfolgt einen herrlichen Gedanken; er hat entdeckt, wie alle Arbeiter reich werden können."

„Sind die Frauen auch darunter verstanden?" fragte Fossette.

„Ja, Alle zusammen."

„Nun, so reden Sie! aber um Gotteswillen nur keine Politik."

„O! Es handelt sich nicht um Politik. Er sagt ganz einfach, man müsse sich vereinigen und eine Gesellschaft bilden; statt

für einen Unternehmer zu arbeiten, soll man Geld zusammenschießen, Handwerkszeug und Leder selbst kaufen und einen Agenten zum Verkauf der Erzeugnisse aufstellen, der den Nutzen und das Geschäft, im Interesse aller Gesellschaftsmitglieder zu vertreten hätte."

„Ganz richtig!" sagte Fossette. „Meine Damen, wollen wir drei zusammen eine Gesellschaft gründen?"

Genofeva hatte aufgehört zu nähen. Sie war sehr blaß geworden. Ihre starren Augen schienen vergrößert und hatten einen sonderbaren Ausdruck angenommen. Sie hatte das Aussehen einer Person, bei welcher nach überstandener großer Angst eine tiefe Niedergeschlagenheit und Erschlaffung eingetreten.

„Mein Gott! Was fehlt Ihnen denn, Genofeva?" rief Fossette aus.

„Sie sind scheints sehr leidend?" fügte Robiquet ganz erschrocken bei.

Genofeva schloß ihre Augen und ließ sich rücklings auf ihren Stuhl sinken.

„Ich bin verloren!" murmelte sie, „er kommt nicht, er verläßt mich!"

Sie hatte am Vorabend an Lionel geschrieben und erwartete ihn schon den ganzen Tag. Soeben hatte sie wieder rasche Schritte auf der Treppe gehört, aber er war es nicht, es war wieder eine Täuschung. Durch diese fortgesetzte Aufregung und bei dem leidenden Zustand in welchem sie sich befand, waren ihre Kräfte allmählig erschöpft, sie konnte sich nicht mehr halten.

„Sie wird ohnmächtig!" rief Claudine, indem sie Genofeva mit ihren Armen umfing.

Man trug sie auf ihr Bett.

„Herr Robiquet, eilen Sie, Essig herbeizuholen."

Robiquet stürzte hinweg. Auf der Treppe rannte er fast eine Dame über den Haufen, die ihn fragte, ob Fräulein Claudine ausgegangen sei.

„Nein, am Ende des Ganges, die Thüre rechts," antwortete Robiquet hastig, indem er seinen eiligen Lauf fortsetzte.

Madeleine kam ihre Schwester zu besuchen. Sie fand sie in großer Aufregung mit Fossette neben dem Bette Genofeva's.

Madeleine, die ruhigeres Blut besaß, als die beiden jungen Arbeiterinnen, besprengte die Schläfen der Kranken mit kaltem Wasser und schlug ihr in die Handflächen.

Genofeva kam alsbald wieder zur Besinnung, bemerkte aber Madeleinens Gegenwart noch nicht.

„Warum habt Ihr mich nicht sterben lassen," rief sie in Thränen zerfließend aus, „so müßte ich wenigstens nicht mehr leiden. Wie konnte er mich auch gerade jetzt verlassen!! O Vater! Mutter! wenn ich Euch großes Leid bereitet habe, so seid Ihr gerächt!"

Madeleine blickte die Umstehenden fragend an.

„Ihr Geliebter hat sie verlassen", sagte Claudine mit leiser Stimme.

Plötzlich richtete sich Genofeva von ihrem Bette empor.

„Ach! . . . ganz sicher . . . es ist meine eigene Schuld, wenn er nicht gekommen ist . . . Ich habe in meinem gestrigen Briefe wahrscheinlich vergessen, ihm meine Adresse anzugeben. Und ich konnte ihn anklagen!"

Sie stieß ein nervöses, dem Ohre wehthuendes Lachen aus.

„Ich bitte dich, Fossette, schreibe ihm augenblicklich, und sage ihm, ich sterbe, wenn er nicht komme. Du weißt: Herr v. Lomas Nr. 31 rue Louis le Grand."

„Herr v. Lomas!" rief Madeleine bestürzt aus; dabei schoß ihr das Blut in's Gesicht und ihre Wimpern zuckten krampfhaft.

Welche Gefühle mochten in ihrer Seele stürmen!

Genofeva warf bei dem Ausruf einen Blick auf Madeleine, und als sie dieselbe erkannte, sank sie auf ihr Bett zurück, darüber beschämt, daß sie vor einer Fremden ihr Geheimniß verrathen hatte.

Fossette suchte nach Feder und Papier, als man auf der Treppe ein lautes Schluchzen hörte; Robiquet trat ganz athemlos mit dem Essig herein.

„Wie traurig, wie traurig!" sagte er; „Ihr hört wohl, daß

man weint? Es ist die kleine Tänzerin da oben im sechsten Stock. Die Polizeidiener haben ihre Mutter verhaftet, weil sie in der Straße Quincampoix bettelnd von ihnen angetroffen wurde."

Fossette eilte auf die Treppe und führte das schluchzende Mädchen herein. Es war fast noch ein Kind, kaum 15 Jahre alt. Sein braunes und bleiches Gesicht erinnerte ein wenig an den leidenschaftlichen Typus der Zigeunerin.

Es nannte sich Christine Ferrandès; sein Vater war Spanier, die Mutter Französin.

„Mein Gott! mein Gott!" rief das Kind aus, „was wird aus der Großmutter und der poverinette werden?"

Madeleine befragte Christina über ihre Lage.

In einer von Schluchzen unterbrochenen Mittheilung erzählte die kleine Tänzerin, daß sie zu Vieren da oben in einer Speicherkammer lebten: ein sechsjähriges Kind, eine gelähmte Großmutter, sie selbst, welche tanzen lernte, endlich noch ihre Mutter, eine Wascherin, aber durch beginnende Schwindsucht verhindert, im Winter ihr Gewerbe zu treiben. Den Tag über nähte die Frau an Soldatenhemden zu 6 Sous das Stück, gegen Abend ging sie betteln, denn ihr geringer Arbeitslohn konnte nicht hinreichen, vier Personen zu ernähren.

„Meine kleine Rita ist so schön!" fügte Christina leidenschaftlich bei. „Ihre Mutter ist gestorben, und man hatte sie zu den Findelkindern in jenes große, traurige Haus gebracht. Ich habe sie dort besucht. Sie verlangte fortwährend nach ihrer Mutter, sie klammerte sich an mich, wenn ich gehen wollte, so habe ich die arme Kleine in Gottes Namen mitgenommen. Allerdings ist sie bei uns weniger gut genährt, aber sie erfährt unsere ganze Liebe. Ach! wir haben das Kind von Herzen gerne. Wenn Sie es sehen würden, es ist unter Allen stets das schönste. Ich arbeite ebenfalls, ich mache Häubchen. Wenn ich die ganze Nacht durcharbeite, kann ich 30 Sous verdienen. Von diesem Arbeitslohn muß ich aber meine Tanzstunden bezahlen, dieß bringt uns in's Elend. Wenn ich aber einmal berühmt bin," fügte das Kind bei, indem es sich emporreckte, „werde ich viel Geld verdienen, und wir werden dann Alle

glücklich sein. Die Mutter! . . . ach! . . . die Mutter! . . . glauben Sie, daß man sie mir wieder gibt?"

Das Kind begann wieder bitterlich zu weinen.

Madeleine gab ihm ihr Geldtäschchen, welches ihr letztes Zwanzigfrankstück enthielt.

„Hier nimm!" sagte sie zu dem Kinde; „wenn du einmal reich bist, erstattest du es mir zurück."

Christina dankte mit größter Innigkeit und eilte zu ihrer Großmutter hinauf, welcher der Vorfall noch unbekannt war.

Madeleine konnte nicht länger bleiben, denn Frau Daubré erwartete sie in dem Tuilleriengarten.

Robiquet eilte nach ihr ebenfalls hinweg, um die Botschaft Genofeva's Herrn v. Lomas zu überbringen.

„Ich weiß nicht," sagte Madeleine zu Claudine, „ob es angemessen ist, daß du in dieser Gesellschaft bleibst?"

„Wie das?" sagte diese ganz erstaunt, „Fossette und Genofeva haben allerdings Geliebte, aber es sind brave Mädchen, sie verkaufen sich nicht."

„Liebe Schwester, wenn man einmal auf diesem Wege ist . . . und besonders, wenn man arm ist . . ."

„Wie kommst du mir denn vor, Madeleine?" unterbrach sie Claudine. „In Paris wie in Lyon ist eine tugendhafte Arbeiterin eine Ausnahme. Aber man kann von den Arbeiterinnen der großen Städte auch nicht dieselbe Tugend verlangen, wie von den kleinen Fräuleins, die noch nie die Kleider ihrer Mama losgelassen haben. Besteht denn nicht ihr ganzes, ihr einziges Glück in dem Bischen Liebe?"

„Claudine, du erschreckst mich," sagte Madeleine bewegt; „wie vermagst du auch derartige Sitten in Schutz zu nehmen?"

„O! fürchte nicht für mich. Ich habe der Liebe Jaclard's bisher zu widerstehen gewußt. Der Gedanke an dich, an Marie, an unsere arme Mutter wird mich auch ferner bewahren, daß ich euch keinen Kummer bereite."

Madeleine war durch diese Betheuerung etwas beruhigt, küßte

sie und bat sie inständig, sich nie gegen diesen guten Entschluß zu verfehlen.

Wo hätte sie auch ein anderes Haus finden sollen, um Claudine unterzubringen; überall wäre sie nur noch größern Gefahren ausgesetzt gewesen.

Als die beiden Schwestern sich gerade der Nummer 15 gegenüber von einander trennten, standen unter der Thüre des Friseurs zwei Männer, von welchen sie aufmerksam betrachtet wurden. Es war Gorju, der Händler mit Menschenhaaren, und Renardet, welchen Madeleine nicht kannte, der aber sie von der Lyoner Reise her noch wohl im Gedächtniß hatte.

Renardet war der Geschäftsagent eines der ersten Hausbesitzer in der rue de Venise. Er hatte soeben die Miethzinse einkassirt, stand aber mit Gorju noch in anderweitiger, geheimnißvoller Verbindung.

„Was! Sie hier?“ rief er aus.

„Ah!“ machte Gorju, „in diesem Augenblick gibt es sehr hübsche Mädchen und sehr schöne Haare in dem Garni Nr. 37.“

„Ich wäre neugierig, Herr Gorju, diese Wunderwerke anzuschauen, aber ein andermal, denn für jetzt muß ich zunächst wissen, wohin diese Schönheit so leichten Fußes eilt,“ sagte Renardet mit einem Lächeln, das seine scharfen Marderzähne zeigte.

XVI.

Es war fünf Uhr. Eine ungeheure Menschenmenge wogte in dem Tuilleriengarten. Die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne spielten um die Knospen der Kastanienbäume. In glänzenden Regenbogen brachen sie sich in dem feinen Staubregen der Fontainen und ließen die prachtvollen Toiletten der lustwandelnden Damen und die rosigen Gesichter der Kinder im lieblichsten Glanze leuchten.

Es war ein Leben voll Freude, ein Gemisch lustigen Geplauders und frohen Lachens. Der Frühling verjüngt nicht bloß die Natur, er zeigt seine Wirkung auch an uns selbst durch erhöhtes, gesteigertes Lebensgefühl, in jener unnennbaren Sehnsucht des Herzens, in dem allgemeinen Bedürfnisse nach Liebe und Gegenliebe, in jener Freudigkeit ohne besondere Ursache, und jenem Thätigkeitstrieb ohne Zweck.

Madeleine suchte mit den Augen nach Frau Daubré und fand sie nicht; aber sie sah an deren Stelle den jungen Albert. Er schien in eine seiner gewöhnlichen Träumereien versunken zu sein. Er hielt ein Buch in seiner Hand, hatte es aber auf sein Knie herabsinken lassen. Seine Augen waren dem Gipfel eines Kastanienbaumes zugewendet, ohne daß er denselben betrachtet hätte. Als Madeleine sich ihm näherte, fuhr er zitternd empor und während einiger Sekunden konnte er auf die einfache Frage: „Wo finde ich Frau Daubré?“ nicht antworten.

Albert besaß eine sehr empfängliche Einbildungskraft und in diesem Augenblick erschien ihm Madeleine, vom Sonnenlichte umleuchtet, wie inmitten einer Glorie.

Sie war seit acht Tagen bei Frau Daubré eingetreten und Albert hatte von diesem Augenblick an jene Neigung wachsen sehen, welche sie ihm bereits bei ihrem ersten Zusammentreffen bei den Borels eingeflößt.

„Meine Schwägerin hat mit Maxime Borel einen Ausflug nach dem Bologner Wäldchen gemacht," erwiderte er endlich. „Sie haben Jeanne mitgenommen; Sie sind also frei, mein Fräulein, und ich bin hieher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie Frau Daubré nicht zu erwarten brauchen."

„Wie dankbar bin ich Ihnen dafür, mein Herr!" sagte sie, wirklich gerührt durch diese Aufmerksamkeit.

„O! danken Sie mir nicht dafür; ich fühlte Lust auszugehen, und Sie sehen, ich las meinen Lieblings-Schriftsteller."

Es waren Gedichte von Heinrich Heine.

„Ich kann also nach Hause gehen," sagte Madeleine, glücklich, endlich einige freie Stunden zu haben, denn seit acht Tagen hatte sie nicht eine Minute finden können, um sich zu sammeln und zu arbeiten.

Sie hatte in der That bei Frau Daubré eine dreifache Stelle zu versehen, als Vorleserin, Gesellschaftsdame und Erzieherin. Der koketten und von Langeweile geplagten Müssiggängerin fehlte es nicht an allerhand Launen und Gelüsten!

„Ah! Mein Fräulein, jetzt wollen Sie schon nach Hause? Sehen Sie, es ist ja hier so wunderschön!" bat Albert mit flehender Stimme. „Ihr neues Leben scheint Sie ein wenig zu ermüden, ich finde, daß sie blässer geworden sind, auch verlieren Sie jeden Tag von ihrer Fröhlichkeit."

„Wie Sie wissen," sagte Madeleine mit einem halb erzwungenen Lächeln, „habe ich ein zu ernstes Amt zu erfüllen. Wenn ich heute noch lachte wie früher, würde Jeanne nicht die erforderliche Achtung vor mir haben."

„Ist dies auch wirklich der Grund Ihres ernstes Benehmens?" fragte Albert mit bewegter Stimme. „Wir wären sehr unglücklich, wenn es Ihnen bei uns nicht gefallen sollte. Meine Schwägerin ist Ihnen bereits sehr gut und Jeanne liebt Sie gleichfalls."

Madeleine erwiderte ihm mit traurigem Ernst: „Gewiß, ich fühle mich glücklich in meiner neuen Stellung, und insbesondere bin ich herzlich dankbar für die Beweise von Zuneigung, welche mir Alle zu Theil werden lassen."

Indem Madeleine diese wohlwollende Lüge aussprach, fühlte sie doch ihr Herz etwas stärker pochen. Sie war weit davon entfernt, bei Frau Daubré sich glücklich zu fühlen, wie sie eben gesagt hatte. Die untergeordnete Stellung einer launenhaften Frau gegenüber, deren Charakter sie nicht achten konnte und deren geistige Fähigkeiten weit unter den ihrigen stunden, mußte ebenso ihrer Eigenliebe wie ihrer persönlichen Würde unangenehm sein. Außerdem konnte sich ihr ernster und nachdenklicher Geist nur mit Mühe der Thätigkeit einer aufmerksamen und strengen Wächterin unterstellen.

Sie konnte sich nicht mit Ueberzeugung über die kindischen Fehler Jeanne's in Aufregung versetzen; sie fühlte bereits, daß sie die Pflichten einer Erzieherin nur ungenügend erfüllen werde. Albert, mit einem außergewöhnlich zartfühlenden Herzen ausgestattet, hatte aus dem etwas gezwungenen Ausdruck Madeleinens begriffen, daß sie nicht ganz aufrichtig war und daß sie innerlich litt. Er schwieg, denn er litt ebenfalls.

Albert war bei der Ankunft Madeleinens aufgestanden, und sie schritten nun mitten in einem dichten Kastanienwald neben einander her.

Nach einigem Schweigen begann er wieder:

„Sie scheinen in diesem Augenblick schmerzlich berührt zu sein; vielleicht habe ich Ihnen dadurch mißfallen, daß ich Ihnen hierher entgegen gegangen bin. Ich wurde im Innern von Böhmen in einem einsam gelegenen Schlosse von einer alten Tante und einem alten Schulmeister erzogen; die französischen Sitten und Gebräuche sind mir daher unbekannt geblieben. Ich bitte Sie darum, sagen Sie mir, daß ich mich Ihrer Person gegenüber keiner Unschicklichkeit schuldig gemacht habe."

„O! mein Herr," erwiderte Madeleine mit Lebhaftigkeit, „ich habe volles Vertrauen in Ihre Rechtschaffenheit, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich mit Ihnen einen Spaziergang machen."

Madeleine hatte eine reine Seele und war in Folge dessen auch sehr kühn; auch hatte sie von Fräulein Borel gelernt, sich nicht um die sog. Schicklichkeit zu kümmern, wenn diese die Freiheit ohne Nutzen für die Moral beeinträchtigte.

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis von Achtung, mein Fräulein," sagte Albert etwas verwirrt.

„Ich bin in der That traurig," begann Madeleine wieder. „Ich war soeben erst Zeuge eines so schmerzlichen und erregenden Auftrittes, daß ich in der That nöthig habe, mir in der frischen Luft ein wenig Zerstreuung zu verschaffen."

Sie erzählte nun mit dem Ausdruck innigster Theilnahme die Geschichte der Christina Ferrandes und der armen Brustkranken, welche man verhaftet hatte, weil sie bettelte.

„Und halten Sie diese Leute auch für würdig, daß man Antheil an ihnen nehme?" fragte Albert.

„Ich kenne sie nicht; mag ihre Aufführung aber sein, wie sie will, solche unglückliche weibliche Geschöpfe sind stets werth, daß man Antheil an ihnen nimmt. Schlechte Aufführung in solchem Falle ist gewöhnlich nur die Folge des Elendes."

„Sie haben Recht, mein Fräulein, und obgleich ich hinsichtlich des Almosengebens ganz der Ansicht von Fräulein Borel bin, so wüßte ich doch nicht, wie man einem solchen Elende gegenüber bei einem System verharren und sein Herz gegen das Mitleid verhärten könnte. Ich werde somit in dieser Sache ganz nach Ihrem Rathe handeln."

„Ich danke Ihnen hiefür im Namen der Unglücklichen," sagte Madeleine.

„In Folge meiner eintönigen Erziehung bin ich ein Träumer geworden. Ich glaube beinahe an eine Seelenwanderung, und in einem frühern Leben muß ich jedenfalls eine Frau gewesen sein und viel gelitten haben, denn ich habe eine unaussprechliche Sympathie mit dem weiblichen Geschlecht und seinen Leiden."

Madeleine lächelte.

„Sollten diese Reminiscenzen nicht eher die Wirkung der Einbildung, als die einer wirklichen Erinnerung sein?"

„Sie mögen Recht haben. Es ist dies aber ein trauriger Unterhaltungs-Gegenstand. Sie kamen hierher, um sich zu zerstreuen, und ich unterhalte Sie mit schmerzlichen Gedanken, und doch ist die Natur so schön und heiter! Wie schön dieser Sonnenuntergang! Die Luft strömt balsamische Düfte aus und umfächelt kosend unsere Wangen. Man möchte sich in das dichte Grün des Waldes stürzen oder im Thau der Wiesen sich baden. Wie ein Vogel möchte man jubiliren oder in Versen alle diese Pracht und Herrlichkeit besingen.“

„Sie machen Verse?“ fragte ihn Madeleine.

„Ja,“ erwiderte der junge Mann, indem er dabei erröthete. „Es ist aber noch ein Geheimniß, denn ich wage sie Niemand zu zeigen. Wer kümmert sich aber auch heute noch um die Dichtkunst?“

„Ich!“ sagte Madeleine.

„Sie? Ach! Welches Glück!“ rief Albert mit rührender Naivetät aus. „Und machen Sie auch Gedichte?“

„Leider haftet auch mir dieser Fehler an,“ sagte sie lachend.

Plötzlich wurde sie aber ganz ernst und ihr begeisterter Blick haftete am tiefblauen Himmel; ein Seufzer entrang sich ihrer Brust; auf der Poesie beruhte ja sogar ihre einzige Hoffnung.

„Ich mache Ihnen vielleicht einen unangenehmen Vorschlag,“ begann Albert wieder, „in diesem Falle betrachten Sie ihn als nicht geschehen. Wenn Sie mir Ihre Verse mittheilen, werde ich Ihnen auch die meinigen lesen.“

„Ich willige ein,“ erwiderte Madeleine hold lächelnd, „und wenn wir erst literarische Kollegen geworden sind, wollen wir auch gegenseitige Kritik üben.“

„Ich versichere Sie zum Voraus, daß ich mit aller Offenheit zu Werke gehen werde. Wenn Ihre Verse schlecht sind, oder Ihre Eitelkeit sich verletzt fühlt, mögen Sie das mit sich selbst abmachen; aber ich muß dafür von Ihnen dieselbe Aufrichtigkeit erwarten.“

„Gewiß! aber Sie werden wohl nur Ausgezeichnetes produziren. Zu meinem Bedauern habe ich für heute Abend zugesagt, meine Schwägerin auf den Ball zu begleiten. Aber ich werde Lionel zu bestimmen suchen, meine Stellvertretung zu übernehmen. Wenn es

Ihnen also angenehm ist, wollen wir heute Abend im Salon zusammentreffen; ich werde Ihnen dort einige Stellen meiner Uebersetzung von Heine vorlesen, und Ihnen die Pläne mittheilen, welche mich für die Zukunft beschäftigen; ich habe große Dinge vor: ich glaube, daß unserer Poesie in der Form wie im Inhalt eine Reform Noth thut; man muß unsern literarischen Charlatanismus und unsere moralische Heuchelei durch Wahrheit und Einfachheit ersetzen. Ist die Literatur der Spiegel der Sitten, oder sind die Sitten der Abglanz der Literatur? Beide Propositionen verdienen der Erwägung. Sicher ist jedenfalls, daß die Künstler, diese leidenschaftlichen Wesen mit ihrer ewig lebendigen Einbildungskraft viel größere Wirkung auszuüben vermögen, indem sie das Gefühl des Volkes in Anspruch nehmen, als die Philosophen, die sich an den Verstand und das reine Denken wenden."

Albert sprach sich allmählig in eine ziemliche Aufregung hinein, und Madeleine wandte ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu. Renardet aber, welcher nicht aufgehört hatte, sie zu beobachten, sprach mit höhnischem Lächeln zu sich selbst: „Kein Zweifel, sie sind verliebt. Da hätten wir wieder die Tugend der Frauen!"

Lionel begegnete ihnen, als sie mit einander nach Hause zurückkehrten, er warf ihnen einen seiner kalten, durchbohrenden Blicke zu. Die naive Freude, die sich auf Alberts Gesicht aussprach, konnte ihm nicht entgehen; aber er hielt sich nicht auf, sie länger zu beobachten, denn er hatte Eile, sich zu Genofeva zu begeben, deren Botschaft ihm durch Robiquet überbracht worden war.

XVII.

Genofeva ruhte immer noch auf dem Bett der Fossette. Sie empfand eine solche Seelenangst, daß der innere Schmerz ihre körperlichen Kräfte aufzuzehren drohte.

Wird er kommen? wird er nicht kommen? Sie schlief nicht, aber sie schien eingenickt. Das geringste Geräusch ließ sie erzittern und schnürte ihr das Herz zusammen.

Fossette und Claudine fuhren stillschweigend fort zu arbeiten.

Robiquet ging Herrn v. Lomas nur um einige Minuten voraus.

Als Genofeva Lionel eintreten sah, richtete sie sich empor, stieß einen freudigen Schrei aus und streckte ihm ihre Arme entgegen.

„Die Frauen sind doch recht feige Geschöpfe!“ sagte Fossette leise zu Claudine, als sie sich in das Nebenzimmer zurückzogen.

Genofeva war für den Besuch des Herrn v. Lomas so dankbar, daß sie ihm weder einen Vorwurf machte, noch auch nur ein bitteres Wort gegen ihn aussprach. Ihre Thränen waren Thränen der Freude und sie drückte innig die Hände ihres Freundes.

Die letzten Stunden eines sich lösenden Glücks sind mitunter weit leidenschaftlicher und heftiger, als die Glückseligkeit einer frisch emporblühenden Liebe.

„Beruhigen Sie sich, meine Freundin,“ sagte Lionel zu ihr, „es ist so, wie Sie gedacht haben: wenn ich in meiner Unbesonnenheit Ihre Adresse nicht vergessen hätte, wäre ich schon längst gekommen. Aber ich habe viel, viel an Sie gedacht. Ich habe mir es sogar angelegen sein lassen, da ich Ihnen mit meiner Börse nicht aushelfen kann, Ihnen mindestens eine bessere Stellung zu verschaffen.“

„O! Wie gütig Sie sind, an mich zu denken! Aber ich wünsche von Ihnen nichts, als nur Ihre Zuneigung. Wozu bedarf ich des Luxus? Ich verdiene, was ich zum Leben nöthig habe. Ich leide nur durch Ihre Gleichgültigkeit, durch Ihre Kälte."

Sie begann abermals zu weinen.

„Wo denkst du doch hin, meine Ginevra; du bist wahrlich ein Kind; weine nicht! Ich will diese schönen Augen nicht roth sehen, hörst du! Weißt du denn nicht, daß ich dich liebe?"

„Ach, ich weiß nicht, warum sich mein Herz zusammenschnürt, wenn ich an Sie denke; ich fühle dann ... ich fürchte ... es scheint mir dann, als ob mir das Glück entweichen wolle und daß ... ich mein ganzes Leben mit dem schrecklichen Gedanken allein bleiben müsse, das Herz meiner armen Eltern gemartert zu haben, die mich doch so sehr liebten. Meine Mutter würde mir allenfalls noch verzeihen; aber mein Vater ..."

Sie richtete sich auf ihren Ellenbogen gestützt empor.

„Lionel, kennen Sie Gendoux?"

„Ja, ich habe von ihm reden hören," erwiderte Herr v. Lomas, indem er dabei die Augen und die Stimme sinken ließ.

„Ich glaube, daß er mich und Sie tödten würde, wenn er erführe ... wenn er wüßte ...!"

„O! Mein theures Kind, auch er wird sich darein schicken."

„Mein Vater sich an die Schande gewöhnen? Niemals!"

„Wenn du einmal hier eine einträgliche Stellung gefunden hast, dann schreibst du ihm, du habest Lille nur deßhalb verlassen, weil dieses ärmliche, von Arbeit erdrückte Leben ohne Aussicht auf eine Besserung dir zuwider geworden sei; du habest jetzt in Paris eine deinem Geschmack mehr entsprechende Lebensstellung gesucht und gefunden. Außerdem wirst du in einigen Monaten volljährig und dadurch frei und unabhängig. Deine Eltern können sich dann deinem Willen nicht mehr entgegenstellen."

„Ich muß mich wohl dazu entschließen, ihnen diesen großen Kummer zu bereiten", sagte Genofeva seufzend; „denn ich kann in der Lage, in welcher ich mich befinde, nicht mehr zu ihnen zurückkehren. Sie verstehen mich, Lionel; vor einiger Zeit hoffte ich immer

noch mich zu täuschen, heute aber kann ich nicht mehr daran zweifeln."

Sie zerfloß abermals in Thränen.

Herr v. Lomas war auf eine derartige Eröffnung nicht vorbereitet. Er liebte Genofeva nicht mehr, daher suchte er auch den Verdruß nicht zu verbergen, welcher ihm diese Entdeckung verursachte. Er verließ plötzlich den fast zärtlichen Ton und das zutrauliche „Du", das er als Beschwichtigungsmittel angewendet hatte und richtete nur einige kalte Trostesworte an sie.

Er wußte es wohl, daß Genofeva nur ihn allein liebe. Aber wie es alle gewissenlosen Männer machen, die jedenfalls strafbarer sind, als die verführte Frau, wollte auch er sich aus der Sache ziehen und auf Genofeva allein die Folgen ihres gemeinschaftlichen Fehlers wälzen. Er war schnöde genug, sie der Untreue zu bezüchtigen.

„Was ist das für ein junger Arbeiter", fragte er, „welcher mir soeben Ihren Brief überbracht hat?"

Darauf antwortete Genofeva mit schwer unterdrückter Aufregung:

„Herr v. Lomas! Als Sie mich meiner Familie entrissen, ließen Sie mich an die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung glauben. Ich will Ihnen nicht alle Ausflüchte in das Gedächtniß zurückrufen, welche Sie angewendet haben, um mich zu verführen. Ich habe Ihnen schon lange vergeben, weil ich Sie liebe. Wenn ich einen Augenblick daran glauben konnte, daß Sie mich nach dem Tode Ihrer Mutter ehlichen würden, so habe ich heute etwas mehr Lebenserfahrung und habe dieser Hoffnung daher auch vollständig entsagt. Ich weiß nun ganz gut, daß ein Mann Ihres Standes, Ihrer Erziehung, nie sich dazu verstehen werde, eine arme Arbeiterin zu ehlichen, und dieselbe als Seinesgleichen bei der vornehmen Welt und bei seiner Familie einzuführen. Nein! Alles, was ich hoffe, besteht darin, daß Sie auch ferner fortfahren mich zu lieben und inmitten Ihrer Vergnügen manchmal an das arme Mädchen denken, das Ihnen sein ganzes Leben geopfert hat. O! reden Sie! Versprechen Sie mir das!"

Lionel nahm in seine trockene und kalte Hand die fieberglühende des jungen Mädchens.

„Allerdings ... allerdings ..." sagte er mit Verlegenheit; „ich liebe Sie und ich werde es Ihnen beweisen."

„O! Lionel," begann Genofeva wieder etwas beruhigter, „wenn ich daran denke, daß ich ein Kind mein nennen werde, das auch das Ihrige ist, dann vergesse ich mein ganzes Unglück .... ich vergesse die Schande, und liebe das Kind heute schon, weil es Ihnen ähnlich sehen wird."

Der klagende Ton, mit welchem sie diese zärtlichen Worte aussprach, ihr bewegter, von Thränen verschleierter Blick ließen sie so rührend und so reizend erscheinen, daß Lionel dadurch hätte bewegt werden müssen, wäre er nicht zu sehr damit beschäftigt gewesen, einen Ausweg zu suchen und sich Genofeva's zu entledigen.

„Ich bin Ihnen für Ihre Zuneigung sehr dankbar, mein Kind", sagte er, „Sie müssen aber suchen, sich eine Stellung zu schaffen; und darauf werde ich fortan meinen ganzen Eifer richten."

Er war so weit davon entfernt, an eine Heirath zu denken, daß er sich nicht einmal bei Genofeva darüber entschuldigte, seinem Versprechen untreu geworden zu sein.

„Eine Dame, eine Freundin meiner Schwester, mit welcher ich von Ihrer Lage als Arbeiterin gesprochen, hat mir in Aussicht gestellt, für Sie zu sorgen. Einstweilen hat sie Sie ihrer Kleidermacherin empfohlen, welche Ihnen Arbeit geben und Ihnen auch ein Zimmerchen in ihrem Hause verschaffen wird. Sie hat ein großes Atelier und ist eine der berühmtesten Kleidermacherinnen von Paris. Sie werden dort dieses Gewerbe erlernen, welches zu Paris, mit einiger Protektion, sehr einträglich werden kann."

„Ich soll meine Freundinnen verlassen!" rief Genofeva aus, „Fossette, die gegen mich so gütig ist!"

„Es muß geschehen, mein Kind; übrigens wohnt Frau Thomassin in der Straße Neuve-Saint-Augustin, ganz in der Nähe der Straße Louis le Grand, somit können auch wir uns öfter sehen."

Dieser letzte Grund bestimmte Genofeva.

„Ich will Ihnen die Adresse geben", fügte Lionel bei; „Sie können sich dort im Namen der Frau v. Courcy vorstellen."

Er erblickte auf dem Tische Tinte und Feder, deren Fossette sich bedient hatte, und näherte sich, um die Adresse zu schreiben.

Es war nur ein Blatt Papier vorhanden, auf der Rückseite war es aber beschrieben.

Lionel warf einen Blick darauf und las mit lebhaftem Staunen.

Es war der Vertrag der Fossette mit Herrn von Barnolf.

Er legte das Papier wieder auf den Tisch, ohne von seiner Ueberraschung etwas merken zu lassen.

„Hat Fräulein Fossette auch einen Geliebten?" fragte Lionel.

„Ja, einen sehr reichen Herrn, der sie anbetet. Fossette ist ein sonderbares Mädchen, sehr ehrbar, obgleich sehr arm."

„Kommen sie oft zusammen?"

„Jeden Donnerstag."

„Ah!"

„Diese Blumen, welche Sie hier sehen, sind das einzige Geschenk, das sie von ihm annimmt."

„Er besucht sie nie?"

„Niemals."

‚Das wäre also jenes Geheimniß, welches Lucretia so sehr in Verlegenheit setzt', dachte Lionel, und fügte dann laut hinzu:

„Ihre Freundin ist in der That ein sonderbares Geschöpf; wie lange kennen Sie sie schon?"

„Seitdem ich hier bin, das heißt seit einem Monat — aber ich liebe sie, als ob ich sie immer gekannt hätte. O, Lionel! wenn Sie in der That auch für sie etwas thun wollten, um auch für sie bei der Kleidermacherin der Frau v. Courcy Arbeit zu erhalten ...."

„Es ist möglich, wir werden sehen."

„Sie ist eine sehr gute Arbeiterin. Sie hat einige Erziehung und insbesondere einen ausgezeichneten Geschmack. Sie versteht es, mit einigen ärmlichen Fetzen sich recht niedlich zu kleiden. Die Blumenmacherei würde ihr besser gefallen, als die Nadel- und Posamentirarbeit; denn sie ist eigentlich Posamentirin, sie besitzt aber kein Geld, um die Lehrzeit durchmachen zu können. Ich bitte Sie

daher nochmals, Lionel, denken Sie auch an sie; denn es würde mir großen Kummer machen, mich von ihr trennen zu müssen."

„Ich verspreche es Ihnen, mich auch für sie zu verwenden", erwiderte Lionel; „Sie werden also unfehlbar morgen zu Frau Thomassin gehen."

Genofeva versprach es.

‚Lucretia wird mit mir zufrieden sein', dachte Lionel, als er die feuchte und dunkle Treppe der Hausnummer 37 hinabstieg. ‚Sollte man es wohl glauben, daß menschliche Wesen da drinnen wohnen können! Puh!'

Er entfernte sich, indem er eine Opernmelodie trällerte.

XVIII.

Wir haben bereits gesehen, daß Lucretia v. Courcy eine Buhlerin aus hoher Schule, eine jener abgefeimten Buhlerinnen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war; sie war nicht nur eine schöne, geistreiche, hinreißende Frau, sondern was die Hauptsache war, sie verstand das Geschäft.

Sie sah den Augenblick herbeikommen, wo sie jenem Leben entsagen mußte, welches sie sich selbst geschaffen hatte, und da sie sich aus der Welt nur mit einem beträchtlichen Vermögen zurückziehen wollte, spielte sie an der Börse, und legte ihr Geld nur mit großen Zinsen an.

Renardet war ihr Factotum; sie trieb den Wucher aber nur mit der äußersten Behutsamkeit.

Dazu war es für sie ein Leichtes, inmitten dieser lüderlichen und wollüstigen Welt den Augenblick auszuspähen, wo der Sohn einer vornehmen Familie den abschüssigen Weg des Verderbens betrat, immerhin aber noch hinreichende Bürgschaft für das geliehene Geld bieten konnte.

In solchen Fällen erbot sie sich, ihn mit Renardet oder mit Pinsard in Verbindung zu bringen, mit demselben Pinsard, dessen Frau in der Straße St. Roch mit alten Putzwaaren Handel trieb.

Es war elf Uhr Morgens. Die schöne Lucretia lag noch zu Bette. Ihr Schlafzimmer war wie das einer Neuvermählten mit Tapeten und Verzierungen aus Rosa-Seidenstoff behängt; hier ließen diese Draperien mit dem lieblichen Widerschein aber doch ein wenig zu stark die Frau errathen, welche sich mit zarten Farben umgibt, um sich ein jugendlicheres Aussehen zu geben.

Indessen die Schönheit Lucretia's war immer noch von hinlänglichem Glanz, um ihre Ansprüche gewissen Herren gegenüber zu rechtfertigen. Vermittelst eines geschickt angebrachten Halbdunkels konnte sie auch die beabsichtigte Täuschung vortrefflich hervorbringen.

Die feinen Spitzen, welche ihr ovales Gesicht einrahmten, verhüllten die ein wenig ausgehöhlten Schläfen und die schärfer werdenden Umrisse des Kinn's. Ihre Arme und ihre immerhin noch bewundernswerthen Schultern hielt sie außerhalb des Bettes. Ihre halbgeschlossenen, an die Verführung gewöhnten Augen erglänzten in einem gewissen jugendlichen Feuer und drückten eine wollüstige Sehnsucht aus.

Wer hätte bei ihrem Anblick vermuthen können, daß dieses in frische Wolken von Seide und Spitzen eingehüllte weibliche Wesen unter so lieblicher Außenseite einen zügellosen Ehrgeiz, eine raubvogelartige Geldgier, eine Verderbniß und Fühllosigkeit des Herzens verberge, wie man sie nur äußerst selten findet?

Ein Mann, in gleichem Grade abschreckend, wie Lucretia anziehend war, saß an dem Bette vor ihr. Es war Renardet, der sich mit seinem kleinen abgeschabten Frack, mit den festanliegenden Aufschlägen und seinen nägelbeschlagenen dicken Schuhen neben diesem Luxus wie ein schmutziger Flecken ausnahm.

„Renardet, es ist eine ausgemachte Sache", sagte Lucretia, „ich halte Sie unzweifelhaft für einen Mann von Genie. Sie sind ohne Widerrede eines der merkwürdigsten Erzeugnisse unserer in Verfall gerathenden Civilisation."

Renardet machte bereits Miene, mit einer Verbeugung zu erwidern; bei diesen letzten Worten hielt er aber wieder inne und begnügte sich damit, so angenehm, wie es ihm seine platten Lippen und seine spitzen Zähne erlaubten, zu lächeln.

„Sie dürfen sich hierdurch nicht beleidigt fühlen, denn ich nenne mich selbst ganz laut „die letzte Französin des Verfalls." Mein armer Renardet, es gibt heute keine Französinnen mehr; man sieht nur noch kleine unbesonnene Dämchen, ohne Verstand und ohne Reize. Es gibt nur noch männliche und weibliche Jockeys, welche die Liebe mit der Reitpeitsche treiben, und durchaus nichts mehr

von Galanterie verstehen. Zur heutigen Stunde bin ich ein Typus. Und sich dennoch sagen zu müssen, daß diese Beausire ... aber nein, lassen wir das, und reden wir lieber von Geschäften. Ich habe bereits gesagt, daß Sie ein Mann von Genie sind. Ja, nur Sie allein sind im Stande, derartige Combinationen zu finden; Sie würden den Helden in einem Drama abgeben. Bei meiner Ehre! es übersteigt alle Begriffe, der Geschäftsmann, der Vertrauensmann desjenigen zu werden, den Sie beauftragt sind in delikater Weise nach und nach zu ruiniren; so Etwas ist wahrlich stark. Ich halte mich für besiegt; diesen Geniestreich würde ich nicht erfunden haben. Sie glauben also nicht, daß er gegen Verlängerung der Borgfrist für 180,000 Frcs. einen Schuldschein auf 250,000 unterschrieben hätte, wie ich gehofft habe?"

„Nein! Er würde zu Lyon mit Leichtigkeit zu 15 Prozent die Hundertundachtzigtausend Franken gefunden haben, welche er Ihnen schuldig ist; denn er hat auch zu der jungen Dame, die ihn begleitete, gesagt, sein Vater besitze ein Vermögen von mehr als 8 Millionen. Nebenbei habe ich zu Lyon Erkundigungen eingezogen, und die sind äußerst befriedigend. Das Haus Borel ist auf einen Felsen gebaut, macht kolossale Geschäfte mit allen Ländern, und es müßten Fallimente an allen vier Ecken der Welt ausbrechen, um seinen Credit zu erschüttern. Die Größe des Vermögens ist nicht genau bekannt, so viel steht aber fest, daß es mehr als 8 Millionen beträgt. Nach Amerika allein führen sie jährlich für mehrere Millionen aus, und zu Lyon selbst, wie in dem Weichbilde der Stadt, beschäftigen sie mehr als dreitausend Stühle zur Fabrikation der Sammt- und Seidenstoffe."

„Haben Sie sich persönlich überzeugt, die Fabriken mit ihren eigenen Augen gesehen?"

„Ja; um Ihren Auftrag pünktlich zu vollziehen, wollte ich Alles mit eigenen Augen prüfen, daher habe ich mir unter einem Vorwande Eintritt in die Bureaux verschafft. Alle Fabriken für Seidenwaaren befinden sich in dem Stadtviertel des Terreaux, und sieht man diese so ruhigen Straßen, so ließe man sich nicht träumen,

daß die gesammte Lyoner Handelsthätigkeit hier ihre Zuflucht gesucht hat. Ich war ganz verblüfft, als ich in die Fabrik der Borel's eintrat. Ich glaubte großartige Bureaux, ein zahlreiches Personal, den ganzen kostspieligen Apparat zu finden, welchen so ausgedehnte Geschäfte vermuthen lassen. Ich irrte. Beim Eintritt stößt man einfach auf einige Commis, welche schweigsam ihre Muster vorzeigen, auf einige mit der Correspondenz beschäftigte Cassiere, und kommt dann in ein Atelier der Zeichnungen, wo etwa zehn Zeichner mit einander plaudern und arbeiten; hierin besteht das ganze leitende Personal des mächtigen Hauses Borel. Ich habe auch noch andere große Fabriken besucht und überall dieselbe Einfachheit gefunden."

„Demnach sind Sie ganz sicher?"

„Das Haus Borel ist zu Lyon bekannt, wie hier das Haus Rothschild. Wenn Sie eine Million besitzen, können Sie dieselbe mit aller Sicherheit den Händen des Herrn Maxime Borel anvertrauen. Zu zwanzig Prozent gibt das schon ein artiges Geschäftchen."

„Ich besitze augenblicklich die Zweimalhundertsiebzigtausend Franken nicht, welche er noch seinen übrigen Gläubigern schuldet, aber ich habe meinem Wechselagenten den Auftrag ertheilt, meine Saragosser Eisenbahnen zu verkaufen, sobald nur die kleinste Hausse eintritt. Geben Sie ihm einstweilen die Versicherung, daß Sie ihm in wenigen Tagen die Quittungen aller seiner Gläubiger werden übergeben können. Bedarf er nicht auch ein wenig Taschengeld?"

„Ja, er hat mich beauftragt, ihm nebenbei auch noch 60,000 Franken zu den nemlichen Bedingungen aufzutreiben."

„Was halten Sie von diesem Gedanken", rief plötzlich Frau v. Courcy aus, „wenn ich ihm für Dreimalhunderttausend Franken mein kleines Hôtel in der Rue Blanche verkaufen würde? Es hat mich Hunderttausend Franken gekostet, es wäre ein gutes Geschäft, denn es trägt nur 10,000 Franken Miethe. Wir müssen ihm eine Liebe ausfindig machen, die Lust zu diesem Hôtel hätte. Der junge Mann flößt mir in der That Interesse ein. Obwohl Sohn eines Fabrikanten hat er durchaus nichts Bürgerliches an sich; er hat Geist, er ist Künstler, mit einem Wort, er gefällt mir. Ich will zu seinem Glücke beitragen."

„Indem Sie ihn ruiniren", sagte Renardet mit seinem teuflischen Lächeln.

„Bah! Wenn ich ihn auch antreibe, ein oder zwei Millionen in dem schönen Alter zu verbrauchen, wird ihm nicht immer noch genug bleiben, um sein bischen Vergnügen zu knuspern, wenn er einmal keine Zähne mehr hat? Ich will ihm helfen und ihn lehren, auf einem großen Fuße zu leben. Ich will aus ihm einen Helden der hohen Fashion machen. Sie wissen, daß ich in diesem Genre ein wenig Künstlerin bin."

„Ich habe es immer gesagt," ließ sich Renardet mit Zerknirschung vernehmen, „daß Sie trotz Ihres Rufes einer geistreichen Frau immer noch zu sehr verkannt sind."

„Hören Sie mich an, Renardet, Sie müssen für diesen jungen Mann irgend eine Schönheit entdecken, die fähig wäre, in unserer Welt einige Aufregung hervorzubringen, geschähe es auch nur, um die Beausire etwas trocken zu legen. Aber nicht allein Schönheit, auch Geist muß sie haben; etwas Neues, was Staunen erregt, ein Produkt Ihrer Erfindung, so etwas von einem haut ragout. Maxime kann sich nicht mit einem gewöhnlichen Frauenzimmer begnügen; nebenbei muß er seinen Ruf sich erhalten, er hat nun nacheinander drei Frauen in Schwung gebracht, welche einige Berühmtheit erlangt haben: Colombine, Manon und Pouliche. Lionel hat mir gesagt, daß Maxime auf dem Punkte stehe, einen Liebeströdel mit Frau Daubré anzufangen. Dieß muß mit allen Mitteln verhindert werden, denn wenn sich Maxime ernstlich in eine achtbare Frau verliebt, bedarf er kein Geld mehr. Wohlan! Haben Sie irgend ein Meerwunder auf dem Korn, wodurch er von dieser Neigung abgezogen werden kann? Das junge Mädchen, von welchem Sie mir vorhin sprachen, er habe es auf der Eisenbahn getroffen . . . ."

„O! ein Zeitvertreib auf der Reise, eine vorübergehende Laune. Nebenbei ist dieses Mädchen versehen, ich bin ihm gestern im Tuilleriengarten mit einem ganz jungen Menschen begegnet, der ungemein in das hübsche Kind verliebt zu sein schien."

„Gut! ich will Maxime eifersüchtig machen; suchen Sie doch den Namen dieses jungen Menschen zu erfahren!"

„Wir werden ihn erfahren.“

„Ebenso, welche gesellschaftliche Stellung das junge Mädchen einnimmt.“

„Es wurde von der Familie Borel erzogen, die es aus christlicher Liebe bei sich aufgenommen hatte. Heute ist es Erzieherin bei Frau Daubré.“

„Ah! Erzieherin bei Frau Daubré?“ wiederholte Lucretia, indem sie einen Augenblick nachdenkend blieb.

„Aber diese schöne Person“, begann Renardet wieder, „hat noch eine Schwester, ein sehr schönes Geschöpf. Sie ist eine einfache Arbeiterin; allerdings etwas massiv, sie müßte noch abgeschliffen werden.“

„Sie befindet sich zu Paris?“

„Ja, in der Rue de Venise. Apropos, ich habe gestern meinen Freund Gorju besucht; es scheint, daß in einem Garni der nämlichen Straße auch noch eine 15jährige kleine Tänzerin wohnt, die ein ganz außergewöhnliches Gepräge haben soll; Sie wissen, daß dieser Schlaukopf von Gorju sich auskennt.“

„Fünfzehnjährig?“ sagte Lucretia, „das ist zu jung für Maxime; er hat keine Zeit, sich damit abzugeben, eine Frau aus ihr zu machen.“

„Nebenbei hat er mir auch noch von einer kleinen sehr pikanten Grisette gesprochen, sowie von einer Blondine, einer sehr schönen Flamänderin.“

„Die Grisette könnte vielleicht für uns passen. Sie müssen sich die Person ansehen. Suchen Sie dessenungeachtet ohne Unterlaß. Sie werden auch Herrn v. Barnolf nicht vergessen haben. Haben Sie bis zu ihm gelangen können? Ich habe mir sagen lassen, er befände sich in Geldverlegenheit. Diesen Vogel möchte ich auf die Leimruthe locken; es wäre mein größtes Vergnügen.“

„Ich habe mich erkundigt. Er empfängt sehr pünktlich seine Einkünfte, und gibt nur sehr wenig aus. Er hat eine Maitresse, die ihn nichts kostet.“

„Ich weiß es. Ich muß um jeden Preis den Namen dieses

geheimnißvollen Frauenzimmers erfahren; für einen Fuchs, wie Sie sind, wird es eine Kleinigkeit sein."

„Wenn es im Bereiche der Möglichkeit liegt, dann ist es bereits geschehen, und wenn es unmöglich ist, wird es möglich gemacht werden", erwiderte Renardet. „Es hat nie einen Minister gegeben, der feuriger gewünscht hätte, seiner Souveränin zu gefallen."

„Es scheint mir, Sie werden galant; das beunruhigt mich, Herr Renardet. Die Liebe schadet den Geschäften. Es will mir scheinen, daß Sie insgeheim den Grazien opfern."

„Eh! Eh! Man ist auch nicht gerade von Bronze; Sie dürfen aber vollkommen beruhigt sein, die Liebe wird mich nie große Thorheiten begehen lassen."

„Sie versichern mich, daß Herr v. Lomas wirklich daran denkt, sich zu verheirathen?"

„Mit der Aeltesten der Fräulein Borel; Herr Maxime hat es mir selbst gesagt."

Weit entfernt durch diese Nachricht beleidigt zu werden, bemerkte man vielmehr auf den Lippen Lucretia's ein Lächeln der Zufriedenheit.

Im nämlichen Augenblick meldete eine Kammerzofe Herrn v. Lomas.

„Schnell Renardet, gehen Sie hier hinaus", sagte sie in eiligem Flüstern, indem sie ihm die Ausgangsthüre mit einer Handbewegung zeigte. „Gehen Sie die Dienertreppe hinab und dann durch die Rue d'Anjou hinaus!"

XIX.

Während ihrer Unterhaltung mit Renardet hatte Lucretia ihre wollüstige Stellung aufgegeben, sobald aber Herr v. Lomas eintrat, beeilte sie sich, die verführerische Lage einer petite maitresse wieder einzunehmen.

„Guten Tag, mein Bester", sagte sie, indem sie ihre kleine parfümirte Hand nachlässig in jene des Lionel gleiten ließ. „Welcher glückliche Wind führt Sie am frühen Morgen schon herbei?"

„Ist die Ungeduld, Sie zu sehen, nicht allein schon genügend?"

„Immer liebenswürdig, Sie bleiben sich immer gleich! Was Ihnen aber fehlt, Lionel, besteht darin, daß Sie etwas mehr unvorbereitet sein sollten. Die ächte Leidenschaft bedient sich keiner so höflichen, so anmuthigen Ausdrücke. Täusche ich mich? Mein Gott! Ich wünsche nichts sehnlicher als mich zu täuschen."

„Kind! Sie wissen wohl, was Ihr Lionel von Grund seines Herzens für Sie ist. Sie wissen, daß nur Sie unaufhörlich meine Gedanken beschäftigen, daß ich stets den Augenblick verfluche, der uns trennt, und daß ich ferne von Ihnen nur jenen erwarte, welcher uns wieder vereinigt."

„Ei! Ei!" rief Lucretia mit frischem, mädchenhaftem Lachen, „diese Musik paßt heute ganz zu meiner Stimmung. Ich habe schlecht geschlafen. Ich bin schon länger als eine Stunde wach. Können Sie errathen, an was ich gedacht habe, als Sie eintraten?"

„Ich fürchte, daß ich es nicht bin."

„Nein; ich gestehe es ein, an Sie habe ich nicht gedacht. Ich arbeitete vielmehr im Geiste an einer Idylle, an einem Hirtengedicht, an Allem, was es nur Sentimentales und Ländliches

geben kann. Aber ich fühle, daß ich Hunger sterbe, erlauben Sie mir, daß ich vorher esse, und meine Chocolade einnehme, die bereits auf mich wartet. Ach! mein Freund! wie müde bin ich dieses Lebens! Ich träumte .... Sie werden lachen .. ich träumte davon, mich tugendhaft zu verheirathen und auf dem Lande in irgend einer unbekannten Ecke Frankreichs mich häuslich niederzulassen. Ich träumte von großen Güterankäufen und wollte Landwirthschaft treiben; Schafzucht, Schweine-, Rindviehzucht und Hühnermästung müßten zu meinen täglichen Beschäftigungen gehören; denn ich habe mir durch eine harte Erfahrung die Gewißheit verschafft, daß die Thiere mehr werth sind als die Menschen. Ich werde bei den landwirthschaftlichen Ausstellungen mich betheiligen, und an meinem Wohnsitze Regen oder schönes Wetter machen. Sie wissen, daß ich stets einen herrschsüchtigen Geschmack gehabt habe, und ich denke wie Cäsar, daß es besser sei, der Erste in seinem Dorfe, als der Zweite in Rom zu sein. Mit einem Worte, ich will die Welt verlassen, bevor die Welt mich verläßt. Da ich in Paris nicht mehr regieren kann, geht mein ganzes Bestreben dahin, über einen Hühnerhof zu herrschen und das unschuldige Vergnügen des Landlebens zu genießen."

„In der That, meine theure Lucretia, eine so unvorhergesehene Umwandlung in Ihrem Geschmack und in Ihren Gedanken würde mich belustigen, wenn ich mich nicht dadurch beunruhigt fühlen müßte. Sollten Sie etwa heute Nacht Fieber gehabt haben? Hat irgend ein drückender Alp Ihren Geist umlagert? Ich ziehe vor, anzunehmen, daß es der Frühling ist, der diese Liebe für das Landleben und diese Tugendgedanken Ihrem Herzen eingeflößt hat."

„Sie haben das richtige Wort ausgesprochen, Gedanken der Tugend. Ich fühle in der That ein Bedürfniß, mich der Gesellschaft nützlich zu machen. Ich werde vielleicht ein Spital gründen, oder Beschützerin eines Wohlthätigkeits-Vereins werden."

„Träumten Sie nicht auch davon, Rosenjungfern zu krönen?"

„Wohl möglich."

„Und junge Mädchen, die sich gut aufführen, auszusteuern, damit sie Männer bekommen?"

„Bis jetzt noch nicht; aber es kann Alles werden.“

„Es ist gewiß“, sagte Lionel lachend, „man kann sich die Sonderbarkeiten der Frauen nur durch das gebieterische Bedürfniß nach Abwechslung erklären, das ich in der That weniger für einen Fehler, als für einen Reichthum ihrer Natur ansehe, das sie aber in wenigen Augenblicken von einem Extrem zum andern führt. Und wer soll Ihr Gemahl werden?“

„Ich habe vorerst an Sie gedacht, Lionel; ich glaube aber, daß wir uns zu genau kennen. In der Liebe bedarf es ein wenig der Unbekanntschaft, und ich träume von einer Liebesheirath. Ich träume ... Sie werden abermals lachen! .. ich träume von der Liebe in der Ehe; ... ich träume von einem Honigmond.“

„Es will mir aber scheinen, als ob dies nicht der erste Honigmond sein würde; denn Sie haben schon eine ansehnliche Zahl beisammen.“

„Ja, aber sie waren nicht süß, mein Bester! Man hat mich angebetet, man hat mich aber nie geliebt. Ach! die Liebe ist ein rares Ding! Es versteht nicht Jeder zu lieben. Die Liebe wie ich sie auffasse, ist eben so selten, wie das Genie. Aber es will mich dünken, das höchste Glück auf Erden finde sich eben in dieser vollständigen, ausschließlichen, unauflöslichen Verbindung, die durch die Eheschließung geheiligt wird. Ich möchte in der That nicht sterben, bevor ich auf solche Weise geliebt worden wäre.“

„Alles, was Sie mir da sagen, ist wenig schmeichelhaft für mich.“

„Gehen Sie! Gehen Sie doch! Gestehen Sie es nur zu, Lionel, daß Sie ein zu großer Zweifler sind, um je ernstlich verliebt sein zu können. Die wahre Liebe bedingt Jugendlichkeit des Herzens, eine Aufrichtigkeit, eine Naivetät der Eindrücke und gleichzeitige Erhabenheit der Seele, endlich einen Edelmuth, welchem man bei Leuten unseres Schlags nicht begegnet, weil wir, mehr oder minder verdorben, das menschliche Herz von Grund aus mit allen seinen Kleinlichkeiten bereits kennen.“

„Glauben Sie denn, das von Ihnen gerühmte Glück in einer Liebe finden zu können, welche zu theilen Sie nach Ihrem eigenen Geständniß unfähig sind?“

„Ach! mein Bester, es ist wahr, welcher Charakter, möge er noch so gestählt sein, kann dem Elend, diesem äzendsten aller Auflösungsmittel, widerstehen? Aber jetzt, wo ich reich bin, fühle ich mein Herz doch noch jung genug, um ihm durch die wahre und uneigennützige Liebe wieder seine Jungfräulichkeit zurückzugeben."

„Wohlan! Sind Sie einem solchen Phönix schon begegnet, wie Sie es wären, wenn Sie sich in dieser Weise verjüngten?"

„Ich suche ihn. Wissen Sie auch, daß dieser junge Daubré ein sehr anständiger Mensch ist?"

„Ach! Ach!" machte Lionel mit einem erzwungenen Lächeln; „entspricht er vielleicht Ihrem Ideal! Dafür bürge ich Ihnen, daß es keinen treuherzigeren Menschen gibt."

„Wenn ich einmal liebe, werde ich es Ihnen sagen, mein Freund! Wir dürfen uns in unsern Neigungen nicht unbequem werden. Uebrigens haben wir uns seit drei Jahren hinlänglich jene Achtung bewiesen, welche wir gegenseitig für einander fühlen."

„Sie ertheilen mir also meinen Abschied?"

„Nein; sehen Sie in meinen Worten nur das, was sie wirklich sagen, suchen Sie keine Hintergedanken darin. Ich verfahre mit Ihnen in antiker Einfachheit. Ich spiele stets mit offenen Karten. Ich habe sicherlich keinen Grund, Sie zu schonen, da ich in Erfahrung gebracht, daß Sie mich wegen einer einfachen Arbeiterin hintergangen haben. Sie sehen, daß ich gut unterrichtet bin, und dennoch sanftmüthig bleibe. Ich verzeihe Ihnen, denn man hat mir gesagt, daß sie sehr schön sei. Ja, wenn Sie um einer gewöhnlichen Schönheit willen eine Untreue an mir begangen hätten, würde ich mich sehr streng zeigen!"

„Sie sehen mich durch diese Anklage ganz verwirrt!" rief Lionel aus, der es sehr gut verstand, den Ueberraschten zu spielen. „Ich kann mir aber den Irrthum erklären, in welchen Ihr Spion verfallen ist. Haben Sie mir nicht aufgetragen, die kleine Blondine, welcher Sie vor 14 Tagen bei ihrem Weggange von Frau Daubré begegneten, zu Ihrer Kleidermacherin zu schicken? Wohlan! Meine Unterhandlung ist mir so ziemlich geglückt. Sie wird sich schon morgen bei Frau Thomassin vorstellen. Nebenbei bringe ich Ihnen

noch eine andere Nachricht, welche Ihnen ebenfalls Vergnügen machen wird; ich habe nämlich die Maitresse Barnolfs ausfindig gemacht. Werden Sie mir nun immer noch vorwerfen, daß ich es an Eifer fehlen lasse?"

„Die Maitresse Barnolf's!" rief Lucretia aus, indem sie sich auf ihren Ellbogen stützte, um Lionels Worte noch genauer zu hören. „Wie heißt sie? Wo wohnt sie?"

Herr v. Lomas erzählte ihr Alles, was er von Fossette wußte.

„Und Sie sagen, daß sie ebenfalls Beschäftigung im Hause der Frau Thomassin wünscht?"

„Nein, nicht sie selbst, ich habe nicht persönlich mit ihr gesprochen, aber Genofeva wird sie höchst wahrscheinlich dazu bestimmen. Es wäre jedoch möglich, daß sie mit ihrer Liebe und ihrem sonderbaren Charakter jegliche Abhängigkeit ablehnen würde."

„Sie sagen, ihr täglicher Arbeitslohn betrage . .?"

„Fünfundzwanzig Sous."

„O! In diesem Falle wird sie nicht daran denken, abzulehnen. Frau Thomassin wird ihr 2 Franken geben, selbst wenn ich solche aus eigener Börse bezahlen müßte. Ich will sie sehen, mit ihr reden und werde alsdann urtheilen, in welcher Weise ich mich an diesem Barnolf räche, der erst vorgestern noch meinen Salon eine ‚infame Spielspelunke' genannt hat."

Lucretia fügte, gerade wie mit sich selbst redend, bei:

„Mit etwas Erziehung, Geschmack, etwas pikantem Geist, Fantasie, könnte diese Fossette vielleicht Maxime gefallen. Ich werde darauf Bedacht nehmen."

„Maxime! — Und Pouliche?"

„Er hat dieses naseweise Ding bis über die Ohren satt. Ich habe mit Maxime meine Pläne. Wachen Sie darüber, daß Ihre Schwester denselben nicht hinderlich wird. Apropos, kommen Sie heute Abend? Renardet hat mir über Ihre Angelegenheit gesprochen; sie wird in's Reine kommen. Vergessen Sie auch nicht, den jungen Daubré mitzubringen."

„Einen Nebenbuhler!" entgegnete Lionel mit eifersüchtigem Ausdruck. „Sie verlangen da ein heldenmüthiges Opfer von mir."

„Lionel", sagte hierauf Frau v. Courcy mit einem feinen Lächeln; „ich kenne Ihre Heirathspläne mit der Aeltesten der Fräulein Borel. Ich verspreche Ihnen, nichts zu unternehmen, um Ihnen hinderlich zu werden."

Herr v. Lomas wollte Verwahrung einlegen.

„O! mein theurer Freund, ein Mann wie Sie, frei von jedem Vorurtheil, läßt sich nur sehr selten finden! Nebenbei mögen Sie auch noch bedenken, daß nur die Furcht vor Indiscretion uns gegenseitig zusammen hält, wir uns somit gar nicht entzweien können. Das Beste, was uns zu thun übrig bleibt, da die Liebe in Abnahme begriffen ist, besteht darin, Freunde zu bleiben. Dienen Sie mir, wie auch ich Ihnen bei Gelegenheit dienen werde."

„Ich, Lucretia, werde Sie immer lieben; ich werde Ihnen aber auch beweisen, daß ich es verstehe, Edelmuth zu üben."

„Apropos ... dieser Albert Daubré ...?"

„Ihr zukünftiger Gemahl?" sagte Lionel lächelnd.

„Man kann es nicht wissen", erwiderte Lucretia. ... „Was ist er für ein Mann?"

„Es ist eine zarte, etwas weibische Natur...."

„Desto besser. Diese Wesen allein verstehen es, frisch, rein und ausschließlich zu lieben. Mein lieber Freund, ich habe heute meinen redseligen Tag und würde Ihnen alle meine Geheimnisse mittheilen; ich bin ganz durstig nach Platonismus. Lachen Sie nun darüber, so viel Sie wollen!"

„Sie sind ganz entschieden in Albert verliebt; die Liebe allein hat Sie auf diese Weise umwandeln können."

„Ich weiß es nicht, es ist wohl möglich."

„In diesem Falle muß ich Ihnen das Herz durchbohren ... ich zögere aber in der That, Ihnen diese Entdeckung zu machen."

„Was! Er liebt bereits?"

„Ich glaube es."

„Wen?"

„Es ist eine Vermuthung: die Erzieherin meiner Nichte, Madeleine Bordier. Nebenbei gehören auch der Erzieherin meiner

Nichte jene schönen schwarzen Augen an, welchen Sie eines Tages unter meinem Hofthore begegnet sind."

Lucretia schloß ihre Augenlider zur Hälfte; ihre Lippen zuckten verdrießlich zusammen, und sie erblaßte ein wenig. Sie hatte sich plötzlich an die Mittheilungen Renardet's erinnert und in ihren Gedanken zusammengestellt, daß Albert Daubré der junge Mann gewesen sein müsse, welchen Renardet in dem Tuileriengarten mit der Erzieherin überraschte.

„Ah! . . . Diese Madeleine ist noch sehr jung?" fragte sie.

„Zwanzig Jahre."

„Finden Sie sie schön?"

„Sehr schön."

„Geistreich?"

„Noch weit mehr, sie besitzt sogar ganz außerordentliche Geistesfähigkeiten."

„Ich erlaube Ihnen, ihr den Hof zu machen."

„Dagegen verwahre ich mich."

„Ich verlange es."

Ueber Lionel's Gesicht flog ein unterdrücktes Lächeln, das Frau v. Courcy nicht bemerkte, das aber jedenfalls sagen wollte: ‚Ich habe wahrlich Ihre Erlaubniß nicht abgewartet, um meinen Angriffsplan zu machen.'

„Sie sind reizend, Sie sind verführerisch, Lionel."

„Sie sind zu gütig," sagte er, indem er sich verbeugte.

„Ferner machen Sie sich wenig Gewissensscrupel. Wenn Sie gefallen wollen, besitzen Sie Feuer, ohne dadurch Ihrer Diplomatie zu entsagen; mit einem Worte, Sie besitzen Leidenschaft und Berechnung zu gleicher Zeit. Ich kann Sie zum Voraus versichern, sie wird Sie lieben."

„Eh! Eh! Diese philosophischen Frauen, bei denen der Kopf vorherrscht, sind gewöhnlich von Eis."

„Eis, das unter dem Einfluß Ihres elektrischen Feuers schmelzen wird. Nebenbei ist sie ja auch Künstlerin, und mit solchen Augen . . . ."

„Sie ist eine sehr reine Person."

„Sie hingegen sind es in so geringem Grade."

„Sie ist sehr uneigennützig."

„Weil sie noch nie gelitten hat."

„Nein, ich halte Sie in der That für unverdorben und unverderblich. Sie wissen ja, daß ich sonst von den Frauen keine zu gute Meinung habe. Fräulein Borel, von der sie erzogen wurde, ist ein wahrer Fels von Tugend."

„Ja, aber die Schule Ihrer Schwester, die so kokett ist . . ."

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß sie für meine Schwester weder Bewunderung noch Anhänglichkeit fühlt."

„Sie besitzt also viele Vorurtheile?"

„Nennen wir es besser Stolz."

„Puh! lassen Sie doch gehen! wenn sie stolz ist, kennt sie ihren Werth; somit wird es ihr auch schwer fallen, diese halbe Knechtschaft zu ertragen. Als Künstlerin muß sie den Luxus lieben und die Armuth wird ihr unerträglich werden. Frei, und von Verführungen aller Art umgeben, wie wollen Sie, daß sie da widerstehen soll? Sie wird fallen, die Gewalt der Dinge drängt sie dazu."

„Sie hat eine amerikanische Erziehung erhalten."

„Um so mehr Grund . . ."

„Nein, denn sie denkt, daß die Frauen sich eine unabhängige Stellung durch die Arbeit verschaffen müssen."

„Das mag in der Theorie ganz gut sein; in der Praxis aber ist es unausführbar."

„Endlich stützt sie auch ihre Moral nicht auf Lehrbegriffe oder widerlegbare Gründe, sondern auf die reine Würde."

„O! O! Man kann sich mit allen möglichen Sorten von Moral gerade so gut abfinden, wie mit dem Himmel! Und wenn das Herz spricht, schweigt die Vernunft. Sagen Sie mir doch, Lionel", fügte Lucretia bei, indem sie einen durchdringenden, prüfenden Blick auf ihn richtete, „es scheint mir, daß sie 'mit Fräulein Madeleine bereits sehr bekannt sind, und daß Sie dieselbe, ein so schrecklicher Don Juan Sie auch sind, doch furchtsam macht. Sollten Sie etwa schon in sie verliebt sein?"

„Ei! Glauben Sie denn, ich sei in alle elftausend Jungfrauen verliebt?" erwiderte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Mein Wunsch besteht übrigens keineswegs darin", begann die Buhlerin wieder in kokettem Tone, „daß Sie ernstlich eine Untreue an mir begehen."

„In diesem Falle werde ich es versuchen, Ihnen zu gehorchen."

„Vorerst muß es Ihnen gelingen, sie ernstlich in den Augen Ihrer Schwester und Albert's bloszustellen; alsdann werden wir weiter sehen," fügte sie hinzu, indem sie einen Finger an ihre Lippen legte, gerade als ob sie ihre Worte habe unterstreichen wollen.

XX.

Seitdem Madeleine Fräulein Borel verlassen hatte, beschäftigte sich diese mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreise. Ihr Bruder hatte es umsonst versucht, sie zurückzuhalten. Von dem Glauben an die unvermeidliche Verschmelzung der Völker durchdrungen und die allgemeine Liebe über die Nationalität stellend, dachte sie auch, ein gesellschaftliches Werk könne nur dann wahrhaft groß und edel sein, wenn es alle Länder der Erde umfasse. Sie hatte stets den großen Fehler der Franzosen getadelt, immer nur sich allein selbstgefällig zu betrachten und zu beweihräuchern, ohne die von andern Nationen gemachten Erfahrungen ebenfalls in Rechnung zu bringen. Um aber nicht selbst in diese Lächerlichkeit zu verfallen, welche sie beklagte, wollte sie sich persönlich überzeugen, aus den errungenen Fortschritten Nutzen ziehen und jene bemessen, welche noch anzustreben wären. Allerdings kümmerte sie sich mehr um das Schicksal der Französin als um jenes der Indianerin. Denn eine naturwüchsige muskelstarke Frau leidet nicht in gleichem Grade, wie ein civilisirtes, vielleicht körperlich schwaches Geschöpf mit empfänglicher Einbildungskraft, und unter den Arbeiterinnen ist das robuste Bauernmädchen weniger zu beklagen, als die stets ein wenig kränkliche Städterin. Wenn Fräulein Borel außerdem noch einige Vorliebe für die Französin hatte, so geschah es deßhalb, weil das französische Volk, trotz seines Rufes der Galanterie, am wenigsten freisinnig gegenüber den Frauen ist. Nach der muselmännischen Gesellschaft ist die französische Gesellschaft vielleicht jene, welche der Frau am wenigsten Bürgschaften gewährt und sie, wie richtig gesagt wurde: „hinsichtlich ihrer Güter für minderjährig, hinsichtlich ihrer Fehler aber für volljährig" behandelt.

Ja man hat sogar einmal in Frankreich auf der katholischen Synode zu Maçon die fast unglaubliche Frage aufgeworfen: „Ob die Frau eine Seele habe?"

Fräulein Borel träumte von der Vernichtung lokaler Vorurtheile, moralischer Widersprüche und sich feindselig gegenüberstehender Religionsmeinungen durch die Wissenschaft und durch die Hebung des Gefühls menschlicher Würde und Gerechtigkeit. Sie wollte ihren Stein zu diesem weiten Gebäude fügen, das ein Werk der Jahrhunderte sein wird; sie wollte hinsichtlich der Frau, dieses letzten Sclaven der modernen Gesellschaft, die despotischen Gebräuche, die noch den Stempel des Barbarenthums tragenden Meinungen aufdecken, die man in Frankreich selbst aus Gewohnheit nicht sieht, während man sich darüber empört, wenn ähnliche Verhältnisse bei den Nachbarn bemerkt werden.

Ihr Buch sollte insbesondere an die Frauen gerichtet sein und ihr Zweck ging dahin, sie, die Märtyrerinnen aller Nationen, von ihren Rechten zu unterrichten und sie gegenseitig zu verbinden. Sie wollte sich insbesondere mit der Geschichte der Proletarierinnen aller Länder, also mit der Geschichte der Mehrzahl beschäftigen. Hierin bestand der Gegenstand ihrer Studien und der Grund jener großen Reise, auf welche sie einige Jahre zu verwenden gedachte.

Keine persönliche Neigung weder für ihren Bruder noch für Madeleine konnte sie zurückhalten; Madeleine schien außerdem mit ihrer Stellung bei Frau Daubré zufrieden zu sein, somit war ja in dieser Hinsicht kein Grund zur Beunruhigung.

Madeleine hatte ihr aus Zartgefühl den Ekel verheimlicht, welchen ihr die neue Stellung einflößte. Frau Daubré war allerdings äußerst zuvorkommend gegen sie, auch sprach sie weit mehr als Freundin, denn als Gebieterin mit ihr. So sagte sie z. B. mit ihrer süßlichsten Stimme:

„Meine theure Madeleine, Sie sind doch nicht müde? Würde ich Ihre Gefälligkeit mißbrauchen, wenn ich Sie bitten würde, mir einige Kapitel aus diesem Roman vorzulesen, welchen ich gestern angefangen habe?"

Madeleine konnte es nicht verweigern, aber die Stunden, welche sie ihrer Arbeit hätte widmen können, mußte sie nun auf Vorlesung eines schlechten Buches verwenden, das ihr nicht das geringste Interesse bot.

Oder Frau Daubré sagte:

„Madeleine, wenn es Ihnen beliebt, machen Sie ein wenig Musik; es würde mir meine kranken Nerven beruhigen und mir sehr angenehm sein."

Madeleine gehorchte.

Oder:

„Wenn ich in der That nicht befürchtete, Sie zu langweilen, möchte ich Sie inständig bitten, die Kleinen mit Jeanne in den Tuilleriengarten zu führen, denn das Kindsmädchen ist ausgegangen, und es wäre wahrlich grausam, die Kinder dieser schönen Sonne zu berauben."

Und Madeleine, zum Kindsmädchen umgewandelt, nahm die Babies mit sich. Ein anderes Mal wieder mußte sie Jeanne ankleiden. Jeanne war ein verzogenes Kind. Weigerte sich die Erzieherin, das Springseil zu schwingen, ihr Bilder zu zeigen, Verstecken mit ihr zu spielen u. dgl., so erfolgte ein furchtbares Schreien und Füßegetrappel, wodurch dann Frau Daubré die Migräne bekam.

Immerhin aber waren die Ansprüche Jeanne's noch weit von den fantastischen Wünschen entfernt, welche mitunter das Gehirn der Mutter, dieser koketten Müssiggängerin, durchkreuzten.

Kam Maxime nicht zur Stunde, so konnte sie ihre Unruhe nicht verbergen, die aufgeregtesten Zurechtweisungen der Schülerin, die in Wirklichkeit aber der Erzieherin galten, nahmen kein Ende, und Madeleine fühlte sich dadurch in ihrer Würde tief verletzt. Ihre Stellung bei Frau Daubré hatte aber noch weit ernstere Mißstände im Gefolge. Albert bezeugte ihr Aufmerksamkeit und eine ganz besondere Zuvorkommenheit; diese naiven Beweise einer aufkeimenden Liebe brachten ihr aber große Verlegenheit. Und was Herrn v. Lomas betraf, so wurde sie durch dessen Benehmen noch weit mehr beunruhigt: wenn er auch der Welt gegenüber eine affektirte

Kälte gegen sie annahm, so warf er, wenn sie sich allein begegneten, solche leidenschaftliche Blicke auf sie, daß es ihr die Schamröthe auf die Wangen trieb. Er flößte ihr mehr als Abneigung, mehr als Verachtung ein, sie fühlte einen Schrecken, so oft sie seiner ansichtig wurde. Sie hatte eine dunkle Ahnung von der Gefährlichkeit dieses Mannes.

An dem Tage nach seiner Unterredung mit Lucretia trat Lionel in den Salon, als Madeleine gerade damit beschäftigt war, die Vasen und die Blumenkörbe frisch auszuschmücken.

Frau Daubré hatte ihr dies Geschäft übertragen, indem sie behauptete, Niemand habe einen so guten Geschmack wie Madeleine.

Madeleine fühlte sich an diesem Tage glücklich. Es war Albert nämlich am Vorabend gelungen, sich von Lionel loszumachen, der ihn zu Lucretia führen wollte, ebenso hatte Frau Daubré einen andern Begleiter gefunden, der mit ihr auf den Ball gieng. Alfred hatte mit Madeleine einen allerliebsten Abend zugebracht. Er hatte ihr einige Stellen seiner Uebersetzung des Heine vorgelesen. Diese Bruchstücke ließen in so glücklicher Vollendung den französichen Geist und die deutsche Gemüthlichkeit des deutschen Dichters hervortreten, daß Madeleine mit Wärme mehrfach das wirkliche Vergnügen aussprach, das ihr die Mittheilung dieser Verse bereitete.

Auch sie hatte Albert die hervorragendsten Stellen ihres Werkes gelesen, und dafür von ihm unter Thränen und Ausbrüchen der Begeisterung innigen Beifall geerntet. Diese künstlerische Zuneigung, dachte sie, würde ihr dazu beihelfen, den Ekel an ihrer gegenwärtigen Lage ertragen zu können, auch sollte dadurch ihrem Talente jenes Vertrauen wieder zurückgegeben werden, das sie mitunter verließ.

Lionel hatte durch die Kammerfrau erfahren, daß Madeleine den ganzen Abend unter vier Augen mit Albert zugebracht hatte. Seine Eifersucht, oder vielmehr sein Wetteifer — denn er war noch nicht so sehr verliebt, um eifersüchtig zu sein — ebenso seine Neugierde, waren dadurch lebhaft erregt worden.

Als Madeleine bei seinem Eintritt den Gruß nur kalt erwiderte, setzte er sich an den Tisch und griff nach einem Journal.

Nach einigem Schweigen sagte er:

„Es finden heute Rennen statt, werden Sie auf den Rennplatz kommen, Fräulein? Maxime läßt rennen."

„Ich werde dahin gehen, wenn Frau Daubré es wünscht, daß ich sie begleite."

„Wir besuchen heute Abend die italienische Oper, ich hoffe Sie unter uns zu sehen."

„Wenn Frau Daubré erlaubt, zöge ich vor, zu Hause zu bleiben, denn ich habe heute Abend manches zu arbeiten."

„Ach! Ich wette darauf, daß Ihnen Albert gestern seine deutsch-poetische Gelehrsamkeit ausgekramt hat. Ich befürchte, wenn sie geruhen, ihn anzuhören, daß er Ihre Gefälligkeit mißbraucht und Sie dadurch diesem Hause gram werden. Die Autoren kennen keine Schonung. Dieser arme Junge hat die Sucht, Verse zu machen. Er hat fortwährend Heine in der Hand und ein Manuscript in seiner Tasche. Finden Sie das unterhaltend?"

„Herr Albert hat mir in der That gestern Abend einige seiner Gedichte gelesen", sagte Madeleine ernsthaft. „Ich kann Sie versichern, daß sie mich lebhaft interessirt haben."

„Sie werden Ihre Nachsicht bereuen, ich sage es Ihnen zum voraus."

„Gerade so gut könnte er die seinige bereuen, denn ich habe ihm dafür auch eine Probe meiner eigenen Gedichte gegeben."

„Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein", sagte Lionel lachend; „ich wußte nicht, daß auch Sie den Musen opfern. Bisher konnte ich mir nichts Komischeres denken, als zwei Autoren, die sich gegenseitig ihre Werke lesen, wo jeder die Arbeit des andern abscheulich findet, die sich aber dessenungeachtet den Weihrauchkessel auf der Nase zerbrechen. ‚Reiche mir die Dragées à la rose, ich gebe dir die Zuckermandeln à la Violette dafür.' Ich gestehe Ihnen jedoch, daß, wenn einer der beiden Theile eine schöne Frau ist, auch ich die Lage sehr anziehend und keineswegs unnatürlich finde. Wenn Sie mir mit ihrem Rath beistehen wollen, Fräulein, werde ich der Welt entsagen, mich zum Dichter heranbilden und nebenbei zu Ihrem Bewunderer bis zum Tode."

Dieses in scherzendem und allerliebstem Tone gemachte Kompliment konnte seinem Wortlaute nach Madeleine nicht mißfallen. Immerhin aber fühlte sie, daß Herr v. Lomas unter diesen leicht hingeworfenen Schmeicheleien ernstere Absichten verberge; es schien ihr jedoch für den Augenblick, daß es ihr übel anstehen würde, sich dadurch beleidigt zu zeigen.

„Aber, mein Herr", erwiderte sie heitern Tones, „es ist nicht geradezu Jeder Dichter, der es sein oder werden will. Wie, wenn diese Camelia hier, eine Rose um ihren Wohlgeruch beneidend, zu ihr sagen würde: ‚Es ist sehr angenehm, eine Rose zu sein, ich will Rose werden.' Ich könnte Ihnen immerhin Rath ertheilen, aber wenn Sie nicht zum Dichter geboren sind, werden Sie nie etwas Anderes als Prosa in Versen machen."

„Ihr Ausspruch, Fräulein, ist sehr entmuthigend; ich theile jedoch Ihre Ansicht nicht. Ich glaube vielmehr, daß selbst das prosaischste Wesen in gewissen Lagen zum Dichter wird, wenn gewisse Gefühle, gewisse Leidenschaften aufblühen, welche in ihm die Begeisterung und das Streben nach dem Ideal sich entwickeln lassen."

Und einen ernsten Ton annehmend fuhr er fort:

„Ich habe gestern meinen Tag im Boulogner Wäldchen zugebracht, nicht in jenem steif und streng gezeichneten Theil, wo sich die elegante Welt zusammenfindet, sondern an den wildesten, am wenigsten besuchten Orten, und es gewährte mir ein inniges Vergnügen, den Wohlgeruch des jungen Saftes einzuathmen und die frischen Knospen zu beschauen, wie sie sich verliebt im Sonnenlichte badeten. Der lustige Gesang der Vögel, der mir früher unerträglich war, klang mir wie die köstlichste Harmonie. Ich fühlte mich durch den Glanz des jungen Frühlings tief bewegt .... Aber nein, Sie haben Recht, ich bin nicht zum Dichter geboren und doch, kann denn nicht die Camelia, wenn sie in der Nachbarschaft der Rose weilt, von deren wohlriechendem Dufte durchdrungen werden?"

„Ich werde Herrn Albert sagen", erwiderte Madeleine mit einem Ernst, der begriffen sein wollte, „daß Sie ihn mit einer Rose vergleichen; er wird sich dadurch sehr geschmeichelt fühlen."

Lionel ließ das Journal fallen, das er in seiner Hand hielt,

und warf sich in seinen Lehnsessel zurück, gerade als ob er einen Schlag vor die Stirne erhalten hätte. Er verblieb einige Augenblicke in dieser entmuthigten Stellung. Seine geschlossenen Augen ließen ihn blässer erscheinen, sein Gesicht trug ganz das Gepräge des tiefsten Kummers und seine Stellung schien ganz natürlich. Madeleine ahnte nichts von jenen Schauspielerkünsten, die mit den Gefühlen nur freventliches Spiel treiben und sie in aller Natürlichkeit nachzuahmen wissen. Welchen Grund konnte er auch haben, sie zu hintergehen? In ihrer Unerfahrenheit glaubte sie, Herr v. Lomas sei in der That schmerzlich berührt. Sie erinnerte sich aber alsbald an Genofeva. Wie konnte er es wagen, ihr zu verstehen zu geben, daß er ihr zu gefallen wünsche, während er doch diese Arbeiterin liebte! Um jedoch ein verlegenes Schweigen zu brechen, sagte sie möglichst unbefangen:

„Läßt Herr Maxime heute Fräulein Lucie rennen?“

Lionel sprang von seinem Sitze empor.

„Ich bitte um Vergebung, Fräulein, aber ich nehme auf dieser Welt an nichts mehr Antheil. Ich durchlebe eine jener Krisen, welche über das Dasein entscheiden. Auf der einen Seite ist Alles blendende Helle, Glück; auf der andern ist die Nacht, die Verzweiflung. Was mag mir daran liegen, ob Maxime Fräulein Lucie, Trente-et-un oder Majestät rennen läßt!“

Er trug diese Phrase mit einem berechneten Mienenspiel, einem so erkünstelten Ausdruck im Ton der Stimme vor, daß eine erfahrenere Frau sofort errathen hätte, es sei dieß eine auswendig gelernte und schon vielfach gespielte Rolle von ihm.

Madeleine aber wußte nicht, was sie auf diese sonderbare Vertraulichkeit antworten sollte, als glücklicherweise die beiden Fräulein Laura und Beatrix Borel angemeldet wurden.

Frau Daubré hatte sie zum Frühstück geladen; sie wollten dann zusammen dem Rennen beiwohnen.

Laura eilte mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit auf Madeleine zu und küßte sie aufs herzlichste. Beatrix aber, weil sie Herrn v. Lomas allein bei ihr traf, zeigte sich gegen sie mehr als kalt, ja fast geringschätzend.

Als Lionel Fräulein Beatrix sah, änderte er plötzlich seine Stellung. Er zeigte sich galant, zuvorkommend und entwickelte in der Unterhaltung viel Fröhlichkeit und Reiz.

Er hatte nun keinen einzigen Blick mehr für Madeleine, verschwendete aber an Beatrix alle jene zuvorkommenden Höflichkeiten, durch welche Frauen, insbesondere aber junge Mädchen sich so geschmeichelt fühlen. Ließ sie einen Handschuh fallen, stürzte er hinzu, ihn aufzuheben; er schob ein Fußkissen für sie herbei und einen Gueridon, um auf demselben ein Bilderbuch durchblättern zu können. Und als sie die Blumen in der Vase bewunderte, zerstörte er die von Madeleine so künstlich zusammengeordnete Harmonie, um ihr aus den schönsten und wohlriechendsten ein Sträußchen zu binden.

‚Ich habe mich in der That geirrt, nicht mich liebt er', dachte Madeleine, ‚sondern Beatrix. Vielleicht wollte er mich blos für seine Sache gewinnen und mich veranlassen, das Wort für ihn zu nehmen. Aber Genofeva?'

Sie war wirklich in Verlegenheit, wie sie sich eine feste Meinung über Herrn v. Lomas bilden sollte.

Als Maxime eintraf, war Frau Daubré noch nicht bereit.

Madeleine hatte ihn seit der Begegnung auf der Eisenbahn nicht mehr gesehen. Frau Daubré empfing zwar den Besuch Maxime's sehr oft, aber während der letzten Zeit schickte sie die Erzieherin mit den Kindern jedesmal in den Tuilleriengarten.

Maxime besaß in Wirklichkeit eine ritterliche Seite in seinem Charakter. Er verzieh einer Frau mit Leichtigkeit, wenn sie seine Liebe zurückwies. Nebenbei hatte er so zahlreiche andere Erfolge erzielt, daß seine Eigenliebe ganz beruhigt sein konnte. Er vermochte auch nicht zu begreifen, daß ein Mann die Anmaßung haben könne, allen Frauen gefallen zu wollen, und daß einer durch eine Niederlage, als wäre es eine erlittene Schmach, aufgebracht werden sollte. In diesem Fall erkannte er sogar, daß er an Madeleine ein Unrecht begangen habe, und es war ihm sehr daran gelegen, dasselbe wieder gut zu machen.

Er grüßte sie ehrerbietig, indem er mit dem Blick um Ver-

gebung flehte. Sie reichte ihm die Hand, ihre verwirrten Augen wagten es aber nicht, zu ihm aufzublicken.

Dieses stumme, obgleich rasche Spiel konnte den betheiligten und beobachtenden Blicken des Herrn v. Lomas nicht entgehen.

‚Gut!' dachte er, ‚Albert ist nicht mein furchtbarster Nebenbuhler. Wenn ich scheitere, dann habe ich hier schon den Anknüpfungspunkt für die kleine Intrigue gefunden, die mir Lucretia so sehr ans Herz gelegt hat. An dem Tage, an welchem es mir beliebt, wird Madeleine ihre Entlassung erhalten.'

Man sieht, daß Herr v. Lomas nicht den Edelsinn des Maxime Borel besaß. Er verzieh nicht leicht eine seiner Eitelkeit beigebrachte Wunde, obwohl auch er schon sehr oft sein Glück bei Damen gemacht hatte; aber im Alter von vierzig Jahren ist eine Niederlage weit fühlbarer, als mit fünfundzwanzig Jahren.

Endlich trat Frau Daubré ein. Sie war blendend schön, aber für den, der genauer zusah, war sie die reinste Fiktion; auf den Lippen und Wangen hatte sie Roth aufgelegt, weiß um die Augenlider, ein blaues Wölkchen um die Schläfen und um die zu blonden Wimpern ein wenig Schatten. So hatte sie sich ein Gesicht zusammengesetzt, das auf eine Entfernung von zwanzig Schritten wohl eine Täuschung hervorbringen konnte, in der Nähe aber seine Anpinselung wohl verrieth. Ihre falschen Haare fielen in starken Locken hinten herab und verhüllten dadurch ihren zu magern Hals. Ihr Anzug war übrigens in gleichem Grade einfach, wie jener der Beatrix überladen war: Frau Daubré wollte sich verjüngen, Beatrix aber suchte sich um ein oder zwei Jahre älter zu machen. Maxime erklärte die Einfachheit der Frau Daubré für anbetungswürdig, während Herr v. Lomas für die Faltenwürfe der Frl. Beatrix nicht genug Lob finden konnte.

„Ei, ei! meine theuern Schönen!" flötete die Kokette, „acht lange Tage haben Sie sich nicht sehen lassen! Verflossenen Donnerstag bin ich bei Ihnen gewesen in der Hoffnung, Sie in meinem Wagen mit mir nehmen zu können; Sie waren aber in der Predigt."

„O! Während der Charwoche gehen wir nur aus, um uns

in die Kirche zu begeben", sagte Beatrix; „wir leben in dieser Zeit in größter Zurückgezogenheit."

„Ja, wir sind es vom Kloster aus so gewöhnt, es ist allerdings nicht sehr unterhaltend, aber man muß sich doch den Himmel verdienen."

„Haben Sie die Conferenzen des Pater A... besucht?", fragte Lionel; „sie waren sehr interessant, und ich habe keine einzige davon versäumt."

„Und ich erst!" begann Maxime lachend .... „Gut, daß die Frau Mama nicht anwesend ist, es wird also unnöthig sein, zu lügen. Was!! mein armer Teufel von Lionel, sind Sie bereits ein solcher Einsiedler geworden? Wahrlich, Sie thun mir leid."

„Mein Bester, man muß im Gegentheil jung sein, um die ganze Poesie und die ganze Größe des katholischen Kultus zu fühlen."

„Ja, in der That, sehr jung oder sehr alt."

„Herr Maxime", sagte Frau Daubré mit Koketterie, „Sie erregen Aergerniß bei uns."

„Dieser Pater A...", begann Lionel wieder, „ist ein verführerischer Geist. Er predigt in einer kleinen Kapelle der Rue de Provence. Die Frauen von Welt strömen massenweise dahin. Hören Sie nur diesen einzigen Ausspruch, und sagen Sie mir dann, ob es möglich ist, eine anziehendere Vergleichung anzustellen, um die Nothwendigkeit nachzuweisen, viel zu beten und immer zu beten. Er sagte: „Einige zweiflerische Geister suchen unsere hei-„ligsten Religionsübungen, z. B. die des Rosenkranzes, mittelst „dessen wir hundertachtzig Mal hintereinander der heiligen Maria „die nämliche Bitte aussprechen, ins Lächerliche zu ziehen. Wird „aber die Herrin eines Hauses, welche eine Soirée gibt, es müde, „wenn zwei- oder dreihundert Personen fortwährend zu ihr sagen: „Madame, Ihre Soirée ist allerliebst."

„Ah! mein Bester", rief Maxime hell auflachend aus, „Ihr Gottesmännchen hat Verstand! Er spricht von zwei-, dreihundert verschiedenen Personen, ganz gut! Wenn diese zwei- oder dreihundert Personen aber herbei kämen, um alle zusammen zwei- oder

dreihundert Mal hintereinander zu sagen: ‚Madame, Ihre Soirée ist allerliebst‘, so würde die Herrin dies eher betäubend als schmeichelhaft finden.“

Madeleine lächelte.

Beatrix nahm ein strenges Aussehen an.

„Maxime“, sagte sie, „wir dürfen keine Redensarten hingehen lassen, welche die Religion beleidigen. Ich danke Ihnen, Herr v. Lomas, daß Sie uns auf diese Kapelle aufmerksam gemacht haben; wir gehen ohnedies gewöhnlich dahin, unser Gebet zu verrichten, wir wohnen jeden Tag der 8 Uhr Messe dort bei.“

Herr v. Lomas begriff, daß man ihm in indirekter Weise ein Rendez-vous gab, und er verfluchte seinen religiösen Eifer, welcher ihn fortan zwang, um 7 Uhr früh aufzustehen.

Die Ankunft des Herrn und der Frau Borel machten der Unterhaltung ein Ende. Herr Borel war ziemlich freundlich gegen Madeleine, Frau Borel hingegen trug ein etwas geringschätzendes Benehmen zur Schau.

Dieser Wechsel in der Stellung zu einer Familie, welche sie so lange Zeit auf dem Gleichheits-Fuße behandelt hatte, schnürte der Erzieherin fast das Herz zusammen. Sie sagte aber im Vertrauen auf die Zukunft zu sich selbst, daß die künstlerische oder literarische Laufbahn sie bald dieser Knechtschaft entziehen werde. Sie blieb auch während der ganzen Dauer des Frühstücks traurig, es kümmerte sich aber Niemand darum als Albert.

Gleich nach dem Frühstück stieg man zu Wagen. Jeanne bestand darauf, ihrer Mutter zu folgen. Da Frau Daubré nicht fragte, ob Madeleine sie zu begleiten wünsche, blieb die Erzieherin allein und vergessen. Sie drängte die Thränen zurück, welche ihre Augen zu füllen begannen. Sie suchte sich selbst zu trösten, hatte sie nun doch einige Stunden, um sich sammeln und ein wenig arbeiten zu können.

Als sie in den Salon trat, um ein Buch zu holen, das sie vergessen hatte, war sie sehr erstaunt, Herrn Albert Daubré dort zu finden.

„Sind Sie denn nicht bei dem Rennen?“ fragte sie unruhig.

„Nein. Ich ziehe es vor, zu arbeiten; — und Sie?“

„Ich“, erwiderte sie kalt, „ich werde meine Schwester besuchen.“

„Ich wage die Bitte nicht, Sie begleiten zu dürfen“, sagte Albert, ganz bestürzt durch den Ton, den Madeleine angenommen hatte.

„Es kann in der That nicht geschehen, Herr Albert“, erwiderte sie etwas sanfter, „es würde dies zu sehr gegen unsere französischen Sitten verstoßen; auch könnte Frau Daubré es übel nehmen.“

„Darf ich Sie in diesem Falle vielleicht bitten, dem unglücklichen jungen Mädchen, von welchem Sie mir vorgestern erzählt haben, diese Beihilfe zu übergeben?“

„Sehr gerne“, erwiderte Madeleine.

„Hier nehmen Sie vorerst diese zweihundert Franken, und geben Sie ihm auch meine Adresse, damit sich das Mädchen jeden Augenblick, wenn sie Hülfe bedarf, an mich wenden kann.“

Madeleine ging hinweg.

Diese kurze Unterredung war aber einer Kammerfrau nicht entgangen, die Herr v. Lomas mit der Ueberwachung Madeleinens beauftragt hatte.

XXI.

Madeleine sollte das fünfte Stockwerk des Hauses Nr. 37 in der Rue de Venise in großer Unordnung finden.

Genofeva war am vorhergehenden Tage mit Frau Thomassin überein gekommen, daß sie in dem Atelier arbeiten und in ihrem Hause wohnlich sich einrichten sollte.

Sie war im Umziehen begriffen. Da sie leidend war, so packte Fossette ihren Koffer, und Robiquet sah traurig zu, wie diese die Kleider zusammenlegte, die Stiefelchen einwickelte und die Häubchen in eine kleine Schachtel legte.

Fossette hatte sich noch nicht entschieden, ihrer Freundin zu folgen. Sie zog das Gewerbe des Possamentirers dem einer Nähterin vor, weil es einträglicher war. Allerdings unterlag dieses Gewerbe den Launen der Mode und es trat daher sehr oft Arbeitslosigkeit ein; aber es bot eine schöne Arbeit, die einen gewissen Geschmack verlangte, auch war sie weniger einförmig, als unaufhörlich Stich um Stich auf einem Stücke Leinwand aneinander zu reihen. Endlich konnte sie, wenn sie sich ein kleines Sümmchen zurückgelegt hatte, gar leicht auch einige Zeit nichts thun und sich schöne Blumen und Häubchen kaufen. Das Nähen war aber nur ein Gewerbe von Hand zu Mund, ohne irgend eine Zerstreuung ohne jegliche Poesie, mit einem Wort, ein trockenes Stück Brod und oft nicht einmal hinreichend, sich daran satt zu essen.

Genofeva hatte am nämlichen Tage einen Brief von Herrn v. Lomas erhalten, in welchem er die Hoffnung aussprach, daß Fossette in Folge ihrer Erziehung bei Frau Thomassin eine Stelle als bevorzugte Arbeiterin erhalten würde.

Fossette zog es aber vor, ehe sie von diesem vortheilhaften Anerbieten Gebrauch machte, vorerst bei den Possamentier-Fabrikanten Umfrage nach Arbeit zu halten, und je nach der erlangten Auskunft wollte sie sich dann entscheiden.

„Ich bitte dich, theure Fossette", sagte Genofeva, „fasse einen Entschluß. Ich fürchte mich, ganz allein bei dieser Kleidermacherin einzutreten, die das Aussehen einer großen Dame hat, und mich unter ungefähr zwanzig Arbeiterinnen zu befinden, die, sämmtlich wie Prinzessinnen gekleidet, mein armseliges Merinokleidchen mit Verachtung anblicken. In Gemeinschaft mit dir würde ich muthiger sein. Wenn sie sich über uns lustig machten, würdest du es ihnen mit einem Worte verweisen, während ich allein nur blutroth würde, was ihren Spott noch mehr herausforderte."

„Nun! und ich! was soll denn aus mir werden?" rief Robiquet aus, „wenn Fräulein Fossette ebenfalls hinweg geht? Bringen Sie mich lieber gleich um's Leben, dann ist die Sache schneller abgethan."

„Es ist wahr, Genofeva, du bist zu selbstsüchtig. Kann ich denn diese nachbarliche Liebe, welche mir zu Gefallen dreihundertfünfundsechzig Mal im Jahr den Hut wechselt und mir dreihundertfünfundsechzig Mal ihre Lieblingsarie aus der ‚Favorite' zu kosten gibt, so geradezu verlassen? ich bin zu sehr an diesen Kanarienvogel gewöhnt. Ich liebe seine Kehlenanstrengungen, und ich könnte nicht mehr einschlafen, wenn er mir nicht seine große Arie herabgegurgelt hätte. Vorwärts, unverwüstlicher Robiquet! eins, zwei, drei," sagte Fossette den Takt schlagend.

Genofeva bemühte sich über den Scherz der Fossette zu lachen, sie konnte aber über ihre Traurigkeit nicht Meister werden.

„Bleibe bei uns", sagte Fossette.

„Machen Sie es so, Fräulein, bleiben Sie bei uns", wiederholte Robiquet. „Fräulein Fossette hat mir diesen Gedanken wahrlich gestohlen. Schon länger als eine Stunde verarbeite ich ihn in meinem Schädel, ich wagte aber nicht, damit hervorzutreten. Sie sind ein bischen krank, wir werden Sie pflegen. Sehen Sie, nur die armen Leute lieben und helfen sich unter einander. Alle diese

vornehmen Leute da drüben würden Sie sterben lassen, ohne Ihnen auch nur eine Tasse Thee angeboten zu haben; nebenbei würde uns Ihr Abgang so unaussprechlich unglücklich machen!"

Genofeva blieb träumerisch und unentschlossen, Claudine, Fossette und Robiquet hingegen bestürmten sie fortwährend mit ihren Bitten.

„Meine lieben Freunde", sagte sie endlich, „es ist unmöglich; die Personen, welche sich für mich verwenden, würden mir ihre Fürsprache entziehen und ..... ich kann, ich kann euch nicht Alles sagen, ich bin aber sehr zu beklagen!"

Sie fuhr fort, an allen Ecken und Enden zu suchen, um sich zu überzeugen, daß sie nichts vergessen habe, als sie auf dem Boden ihres Schränkchens, ganz von Staub überzogen, ihren alten Rahmen entdeckte, dessen sie sich früher als Spitzenklöpplerin bedient hatte.

Dieser Rahmen erinnerte sie an ihre glückliche Jugend voll Zärtlichkeit und goldener Träume. Er rief ihr die schönen Sommerabende in's Gedächtniß zurück, wo sie vor der Thüre sitzend ihren Klöppel emporschnellte und dennoch den freundlichen Begrüßungen der Vorübergehenden danken konnte; ebenso dachte sie an jene langen Winterabende, wo ihre Mutter neben ihr nähte und ihr ernster und gütiger Vater sie mit Augen voll Stolz betrachtete.

Ihre Rückerinnerung schweifte bis in jenen dunkeln Keller hinab, der ihr heute voll Sonne schien, weil ihn damals das Glück bewohnte, jenes Glück, welches die Zuneigung und die Jugend doppelt werth machen. In wenigen Augenblicken waren alle diese Bilder an ihren Augen vorübergezogen. Ihr schwoll das Herz und die Thränen floßen ihr reichlich über die blassen Wangen. Ihre Freunde bemühten sich, mit allen möglichen Trostgründen sie zu erheitern.

Madeleine traf während dieser traurigen Abschiedsscene ein, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo Genofeva und Robiquet den Koffer und die Paketchen zusammen die Treppe hinabtrugen. Beide hielten vor einer dunkeln Oeffnung an, die durch die Treppe hindurchgebrochen war, während der Innenraum weder Thüre noch Fenster hatte.

„Frau Blancheton!" rief Robiquet.

Die Angerufene konnte anfangs nicht antworten, ein Keuchhusten hatte sie soeben befallen. Als der Husten etwas nachgelassen hatte, streckte sie ihren Kopf zur Oeffnung heraus. Madeleine, welche durch die Versperrung der Treppe am Hinaufsteigen verhindert war, sah eines jener matten, unreinlichen, scheußlichen Gesichter, wirkliche Erzeugnisse der Nacht und des Elendes.

„Was gibt's?" fragte eine schrille zitternde Stimme.

„Glauben Sie, Frau Blancheton, daß der Gemüsehändler auf Nr. 17 in der Rue Maubée uns seinen Handkarren leihen würde, um diese Effekten darauf fortzufahren?"

„Was? Leihen? O, da kommt ihr schön an, meine Kinder. Wißt ihr denn nicht, daß dieser alte Crochard ein Erz-Wucherer ist, der niemals etwas leiht, aber sehr theuer vermiethet!"

„Nun, wir können es ja einmal versuchen", sagte Genofeva.

Als sie sich umdrehte, erkannte sie Madeleine.

Madeleine fragte, ob sie Claudine zu Hause treffe.

„Ja, sie ist in Fossetten's Zimmer."

Als die Mutter Blancheton Madeleine bemerkte, zog sie sich wie ein lichtscheuer Nachtvogel in ihre Höhle zurück. Sie hatte Madeleine für eine Almosenspenderin gehalten und war hierdurch in Verlegenheit gerathen. Der Eigenthümer des Garni vermiethete ihr nämlich dieses Loch blos um 4 Franken den Monat, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich von der Kommission, welche die ungesunden Wohnungen überwachte, nicht überraschen lasse.

Beim Vorübergehen an der genannten Oeffnung, aus der ein verpesteter Geruch hervordrang, hatte Madeleine Gelegenheit, einen Blick in die Spelunke zu werfen. Ein elendes Bett befand sich auf der rechten Seite des Loches, man konnte sich aber nicht auf dasselbe niedersetzen, ohne an den Balken der Treppe anzustoßen; auf dem Bette lag ein Haufen Lumpen und Fetzen aller Art.

Als Madeleine bei Claudine anlangte, fand sie dieselbe sehr bewegt, und sie befragte ihre Schwester, wer denn diese Mutter Blancheton sei.

„Die Mutter Blancheton", sagte ihr Fossette, „ist ein unglückliches Wesen, das sein ganzes Leben im Schweiße der Arbeit zu-

gebracht hat, ohne auch nur einen Heller ersparen zu können. Sie war immer im Unglück, und da der Stein stets zum Haufen geht, so führt auch das Elend stets zum Elend. Wie wäre es übrigens auch möglich, aus der Armuth herauszukommen, wenn man keinen einzigen Sou zur Verfügung hat? man wird dann nothgedrungen von Jenem ausgebeutet, welcher Geld besitzt. So leiht ihr z. B. der Wucherer Crochard seinen Handkarren zu 1 Franken den Tag; es ist eine wahre Infamie; es macht dies 365 Franken für das Jahr, während ein Handwägelchen solcher Gattung höchstens 50 Franken Ankauf kostet. Wie wollen Sie da, daß diese arme Frau zu Etwas kommen soll, wenn sie den ganzen Tag den Karren geschoben und dabei geschrieen hat: ‚ein Sou die Rettige! ein Sou der Büschel!‘ oder ‚2 Sous, Orangen zu 2 Sous!‘ Wenn sie Crochard bezahlt hat, bleiben ihr mitunter keine fünf Sous Gewinn übrig.“

„Hat sie denn nie fünfzig Franken besessen, um sich einen Schiebkarren zu kaufen?“

„Sie treibt dieses Gewerbe noch nicht lange. Sie hatte einen Sohn, den sie zum Graveur bestimmte, sie hat viel Geld auf ihn verwendet, sobald er aber seine Lehrzeit vollendet hatte, ließ er sich als Soldat anwerben. Der Kummer darüber warf sie auf's Krankenlager, sie wurde in's Spital gebracht, und als sie, nur zur Hälfte wieder hergestellt, dasselbe wieder verließ, hat sie sich hier eingenistet. Jedermann sucht ihr beizustehen. Aber im Hause Nr. 37 in der Rue de Venise ist kein Crösus. Wenn sie nicht aufstehen kann, bringe ich ihr etwas warme Milch oder eine Tasse Brustthee. Und ich mache es mir fast zum Vorwurf, sie zu pflegen, denn ohne Zweifel wäre sie glücklicher 10 Fuß unter dem Boden, wie sie sich gewöhnlich ausdrückt. Wie könnte man aber die Unglückliche sehen und insbesondere sie husten hören, ohne daß es einem das Herz zerreißen würde? Gerade wie bei der Brisemür: ich habe die ganze Nacht bei der im Sterben liegenden Frau gewacht, von fünf Kindern umgeben, wovon das jüngste kaum 3 Monate alt ist. Diese arme Familie hat auch keinen einzigen Sou im Hause. Man möchte gerne reich sein; aber wenn es mit aller Anstrengung auch ge-

lingt, Einem zu helfen, so liegen gleich hundert Andere nebenan, die sterben, vielleicht nicht geradezu Hungers sterben, aber dennoch an abscheulichen Krankheiten, durch Entbehrungen aller Art erzeugt, zu Grunde gehen."

„Sicher ist", bemerkte Claudine, „daß man zu Lyon solchem Elend nicht begegnet."

„Man sieht es vielleicht weniger", entgegnete Madeleine, „weil Lyon minder groß ist, und weil man auch minder vereinsamt lebt," und sich zu Fossette wendend, fügte sie bei:

„Wollten Sie so freundlich sein, Fräulein, mich zu der jungen Christina Ferrandès zu führen? Ich sollte ihr zweihundert Franken übergeben, ich denke aber, diese Summe unter sie, die Familie Brisemür und die Mutter Blancheton zu theilen."

„Wollen Sie zuerst die arme Familie Brisemür besuchen?" fragte Fossette. „Brisemür ist ein intelligenter Mann. Er hat im Jahr 48 viel mit den Zeitungen sich beschäftigt. Er spricht über Politik wie ein Minister. Seine armen Kleinen werden Ihnen gewiß Interesse einflößen; endlich ist Brisemür auch ein guter Arbeiter und ein ehrlicher Mann, was unter so unglücklichen Verhältnissen ganz besonders anerkannt werden muß."

Madeleine begab sich mit Fossette in das vierte Stockwerk hinab.

Als sie bei der Familie Brisemür eintrat, wurde ihr Herz ganz beklommen. Hier hatte man jene vollständige Armuth vor Augen, die dem menschlichen Wesen, das von ihr betroffen ist, auch den letzten Rest von Selbstachtung und Sorge für die eigene Person benimmt. Hier war kein Ankämpfen gegen das Elend mehr zu sehen, die Brisemürs waren auf der untersten Stufe angekommen.

Der Fußboden war mit Asche, umherliegenden Kohlen und zerfetzten Kleidungsstücken bedeckt. Vier Kinder im zartesten Alter krochen in diesem abscheulichen Schmutze herum. Man konnte begreifen, daß diese Unglücklichen keinen andern Trieb mehr kannten, als nur den, zu leben.

Die Frau lag seit acht Tagen zu Bette.

„Ich bringe Ihnen einen schönen Besuch, Herr Brisemür", sagte Fossette.

Brisemür richtete einen Moment seine dunkeln Augen auf Madeleine, und fuhr dann, ohne zu reden, in seiner Arbeit fort.

„Es ist keine Dame der christlichen Wohlthätigkeit, Herr Brisemür, es ist die Schwester Claudinens."

„Ach!" machte der arme Mann, indem er seufzte.

Er versuchte aufzustehen, aber er sank wieder nieder, gerade als ob ihm seine Beine den Dienst versagten. Seine eingefallenen Wangen, seine eingesunkenen und doch blitzenden Augen verliehen seinem Gesichte etwas Düsteres.

„Ich habe mit dem Fräulein von Ihrem Wunsche gesprochen, eine Gesellschaft für Schuhmacherei zu gründen, und das Fräulein glaubt, daß die nöthige Summe wohl aufgebracht werden könne."

„Ich bin meiner Sache fast sicher, mein Herr", sagte Madeleine, „nur möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, auf welche Weise Sie zu beginnen gedenken?"

„O, die Geschichte ist ganz einfach", erwiderte er, „es bestanden bereits im Jahr 1848 mehrere Anstalten dieser Art, und namentlich für die Schuhmacherei. Die Meisten darunter konnten sich nicht aufrecht erhalten, entweder wegen Unerfahrenheit, mangelhafter Verwaltung, unzureichenden Kapitals, oder in Folge des Stillstands der Geschäfte und der Zerstreuung der Mitglieder durch die politischen Ereignisse. Nebenbei hatten die sechs Genossenschafts-Geschäfte für Schusterei darin Unrecht gethan, das damals vorherrschende System der gleichmäßigen Vertheilung einzuführen. Heute handelt es sich nur darum, eine gewisse Anzahl arbeitsamer und rechtlicher Schustergesellen mit einander zu vereinigen, von denen jeder Einzelne etwa hundert Franken beischießen könnte. Wir würden alsdann die Rohstoffe selbst kaufen und in einem gemeinschaftlichen Laden unsere Erzeugnisse unmittelbar an die Konsumenten verkaufen. Hundert Arbeiter mit je hundert Franken gibt ein Kapital von 10,000 Franken. Dies würde für den Anfang genügen. Ich predige über diesen Vorschlag in allen Versammlungen. Eine große Anzahl von Arbeitern haben die Vortheile dieser Berechnung schon begriffen, die meisten aber können über die nöthigen hundert Franken nicht verfügen. Was mich persönlich betrifft, so

werde ich nie zu den hundert Franken gelangen, die für so manchen Müssiggänger nur eine Bagatellsache sind; zu diesen hundert Franken, die mich und meine Familie dem Elende entreißen würden!"

„Hier sind sie", sagte Madeleine, indem sie fünf Goldstücke in die Hände des Unglücklichen gleiten ließ.

Brisemür betrachtete das Gold, ohne daß er es zu betasten gewagt hätte. Niemals hatte er vielleicht eine so bedeutende Summe in seinen Händen gehabt; er konnte an einen so raschen Glückswechsel kaum glauben.

„Ich leihe sie Ihnen im Namen des Herrn Daubré", begann Madeleine wieder, „auf so lange, bis Sie im Stande sind, sie ihm wieder zurückzubezahlen."

Die Augen des armen Brisemür füllten sich mit Thränen.

„Kinder, Kinder! bedankt euch doch bei der Dame. Ach! nun kann ich es Ihnen wohl sagen, diese armen Kleinen hier haben heute noch nichts gegessen, und ich selbst seit gestern Früh."

Madeleine näherte sich dem Bette, wo die Kranke, in einen unruhigen Fieberschlaf versunken, schlummerte. Neben ihr lag ein Skelett, dessen kleines fleischloses Gesichtchen sich von Zeit zu Zeit verzerrte, als ob es schreien wolle; aber kein Laut kam über die farblosen, wie im Tode zuckenden Lippen.

„Es muß sterben", sagte Brisemür mit düsterer Ergebung, „denn seit acht Tagen schon kann seine Mutter es nicht mehr ernähren."

„O, mein Gott! wie schrecklich!" rief Madeleine aus. „Ich bitte Sie darum, mein Herr, sparen Sie nichts, um dieses Kind zu retten."

„Der Armenarzt ist gestern hier gewesen, er hat das Kind aufgegeben."

„Und die Mutter?"

„Die Mutter wird am Leben bleiben, da ich sie nun pflegen kann."

„Sie hatten sich also schon darein ergeben, auch sie zu verlieren?"

„O! uns wird die Ergebung sehr leicht. Was haben

wir zu bedauern? Nur der Selbsterhaltungstrieb hält uns aufrecht. Ist es denn nicht besser, dieses Kind stirbt, ehe es etwas vom Leben weiß, als daß es lebt, so wie wir?"

„Ich hoffe, daß sich Herr Daubré um die Gründung ihrer Gesellschaft annehmen werde. Hier, Herr Brisemür, nehmen Sie meine Adresse: Fräulein Bordier bei Frau Daubré 31 Rue Louis le Grand."

Sie grüßte und ging hinweg.

„Bei Frau Daubré", sagte Fossette, als sie die Treppe wieder emporstiegen. „Sie wohnen also bei der Schwester des Herrn v. Lomas. Weiß es Genofeva? . . . Kennen Sie den Herrn v. Lomas?"

„Allerdings", sagte Madeleine.

„Wohlan! wenn Sie Gelegenheit dazu finden, sagen Sie ihm, er sei ein abscheulicher Bösewicht, der die arme Genofeva durch Kummer noch ums Leben bringen werde."

Madeleine erkundigte sich bei Fossette, die ihr ausführlich die ganze Geschichte der Tochter des Arbeiters Gendoux erzählte.

Madeleine war förmlich empört über diese Schändlichkeit.

„In meiner Stellung," sagte sie endlich, — „kann ich davon mit Herrn v. Lomas nicht reden. Vielleicht aber später . . . ."

„Er zwingt sie nun, uns zu verlassen, und ich weiß wahrlich nicht warum: wahrscheinlich, um sie schneller aus der Welt zu schaffen, denn sie ist ihm hinderlich."

Madeleine und Fossette stiegen nun zu Christina hinauf. Hier erwartete sie ein nicht minder herzzerreißendes Bild.

Die Mansarde, obgleich klein, war reinlich aber elend. Luft und Sonne drangen nur durch eine Dachlucke herein. Gewöhnlich wohnten vier Personen in diesem Winkel. Ein sanft blickendes Kind, geschmackvoll, fast ausgesucht gekleidet, saß auf einem Tabouret und hielt ein Püppchen zu 2 Sous in seiner Hand.

Christina saß unter der Dachlucke und nähte an einem Häubchen.

Die an der rechten Seite gelähmte Großmutter hing weit mehr als sie saß in einem Lehnstuhl aus Stroh, ihre Hände hatte sie gekreuzt und ihren Kopf auf die Brust gesenkt.

Von Zeit zu Zeit ließ Christina ihre von Nachtwachen und

Kummer gerötheten Augen zu dem Kind hinübergleiten, indem sie einen Seufzer ausstieß. Auf die anmuthigen Neckereien des lieblichen Kindes konnte sie nur mit Thränen antworten; man errieth aber an ihren zärtlichen Blicken, daß es ihr über alles ging.

Kaum hatte die junge Tänzerin Madeleine bemerkt, als sie ihr auch entgegenstürzte.

„Ich komme", verkündete ihr die Erzieherin, „um Ihnen eine Gabe von Seiten einer Person zu überbringen, welche sich sehr für Ihr Schicksal interessirt."

Christina dankte mit größter Innigkeit.

„Mein Fräulein", sagte sie zu ihr, „ich kann heute nichts thun, um Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen, erinnern Sie sich aber daran, daß Sie eine Freundin haben, welche sich in die Seine stürzen würde, um Ihnen Dienste zu leisten. Ach! wenn nur wenigstens meine arme Mama hier wäre, um Ihnen mit mir danken zu können! Wir werden uns aber wiedersehen, nicht wahr?"

„Und wann denken Sie, daß man Ihnen Ihre Mutter wieder zurückgeben wird?"

„Ich bin gestern auf der Polizeipräfektur gewesen, man konnte mir keine Auskunft geben; aber ich habe Maman sehen dürfen. Ach! arme, arme Maman! Wenn Sie wüßten, mit welchen Frauenzimmern sie sich zusammen befindet, und dazu noch im Gefängniß sein, es ist schrecklich. Der Kummer hatte sie so ergriffen, daß sie sterben wollte. Ich habe sie nach besten Kräften getröstet, aber wie hätte ich ihr recht Muth zusprechen können, da ich selbst fast verzweifelte?"

„Wie viel verdiente sie bei ihrer Wascherei?"

„Täglich fünfzig Sous. Es genügte für uns Alle. Da sie aber einen bösen Husten hat, so verbot ihr der Arzt, wenn sie nicht sterben wolle, während der Winterszeit zu waschen. Man darf sich doch des Lebens wegen nicht dem Tode aussetzen. Ich verdiene blos 25 Sous mit meinen Hauben, mitunter auch etwas mehr, wenn ein Modell gut ausfällt."

Fossette nahm ein Häubchen, das Christina beendigt hatte.

„Sehen Sie doch", sagte sie, „wie niedlich das ist. Noch ein

kleines Sammtbändchen an der Garnirung auf der rechten Seite, dann wäre es wahrlich ein kleines Meisterwerk."

„Ich bin ein wenig Künstlerin", sagte Christina mit kindischem Stolze, „aber die Arbeiterinnen aus der Picardie, besonders die aus Arras, machen uns eine harte Konkurrenz! Allerdings ist ihre Arbeit schlecht und geschmacklos, hingegen ist sie sehr billig. Man bezahlt ihnen 11 Sous Façon für eine Haube und wir können die nämliche Arbeit nicht unter 18 Sous liefern. Ohne Zweifel arbeiten wir besser, aber die Käuferinnen machen darin keinen Unterschied. Glücklicherweise habe ich Hoffnung, nächstes Jahr an einem Provinzialtheater eine Anstellung zu finden, möglicherweise sogar an einem Pariser Theater, und dann ...."

„Sind denn diese ersten Anstellungen nicht sehr schlecht bezahlt?" bemerkte Madeleine.

„Allerdings", erwiderte Christina mit großer Naivetät, „das Theater bringt sicherlich nur wenig ein; da ich aber niedlich bin, finde ich vielleicht einen reichen Mann, der mich liebt und uns dann Alle glücklich macht; und wenn ich mich gut aufführe, könnte er mich vielleicht auch heirathen, dann werde ich eine vornehme Dame."

Madeleine war ganz verblüfft; sie betrachtete die Großmutter, aber die gelähmte und taube Alte beharrte in ihrer Unbeweglichkeit.

„Wäre es wohl nicht besser, mein Fräulein", begann Madeleine mit strengem Tone wieder, „wenn Sie auf eine ehrbarere Weise Ihre Lage zu verbessern suchen würden?"

„Ehrbarer!" entgegnete Christina sehr erstaunt, „ei, das ist ja ganz unmöglich. Ich versichere Sie, ich bin sehr achtbar, ich habe noch nie einen Liebhaber gehabt."

„In Ihrem Alter kann man es wohl glauben," sagte Fossette lächelnd.

„Ich habe gemeinschaftlich Tanzstunde mit mehreren Fräulein, fast sämmtliche in meinem Alter. Sie haben alle Liebhaber und sie machen sich sogar über mich lustig, weil ich keinen habe. Das

letzte Mal habe ich ihnen aber auf eine Art geantwortet, daß sie ganz verduzt waren: ‚Meine Fräuleins‘, habe ich zu ihnen gesagt, ‚ein Frauenzimmer, das sich selbst achtet, darf sein Herz nicht umsonst verschenken. Ich werde weit anspruchsvoller sein als Sie, weil ich mich auch weit mehr achte.‘ Sie wußten nicht, was sie darauf antworten sollten."

„Sie haben eine sonderbare Moral", sagte Fossette lächelnd.

Madeleine lachte nicht. Es brach ihr das Herz, dieses 15jährige Mädchen, das ihr so treuherzig geschienen, nunmehr mit solcher Offenheit von dem Preis seiner Verkäuflichkeit reden zu hören. Sie bereute es fast, sich so lebhaft für eine Familie verwendet zu haben, die ihr Interesse so wenig zu verdienen schien.

Fossette errieth, was in ihr vorging und sagte:

„Jeder begreift die Tugend, wie er es vermag. Bei den reichen Leuten verheirathen sich die Mädchen im Allgemeinen an Männer, die sie nicht lieben und darum auch nicht geliebt werden; es ist ein einfaches Geldgeschäft, sonst nichts. Man findet dies sehr moralisch, weil man schon seit langer Zeit daran gewöhnt ist, es so anzusehen. Christina hat die Ansicht, man müsse sich theuer verkaufen oder gar nicht. Man hat ihr eben nie etwas Anderes gesagt, und da sie das Schicksal einer ganzen Familie damit zu verbessern hofft, glaubt sie auch, gut daran zu thun. Sie hat eben noch nie geliebt. Sie wird aber später schon noch sehen. Im Grunde ist es ein gutes und ehrliches Mädchen."

„Ich sollte je einen Mann gern haben? Niemals!" sagte Christina, indem sie sich stolz emporrichtete. „Mama und Großmutter behaupten, die Männer seien alle zusammen nichts werth. Papa war eifersüchtig, betrank sich, und prügelte Mama jeden Tag. Er nahm ihr Alles hinweg, was sie verdiente. Großmama war nicht verheirathet, aber sie war nichtsdestoweniger unglücklich. Mit einem Wort, nach Allem zu urtheilen, was ich vor mir sehe, werde ich mich nie mit einem armen Mann verbinden. Mit einem reichen geht es noch an; denn wenn er mich auch schlecht behandeln würde, hätte ich doch schöne Kleider und genug zu essen. Mama sagt, sie habe dieses Elend satt, und wenn sie ihr Leben aufs Neue beginnen

könnte, würde sie sich anders benehmen. Sie will, daß ihre Erfahrung wenigstens mir zu Gute komme."

‚Augenscheinlich', sagte Madeleine zu sich selbst, ‚wechseln gewisse moralische Grundsätze nicht allein nach den Völkern und nach den Zeiten, sondern auch inmitten desselben Volkes je nach den gesellschaftlichen Bedingungen. Die Ausübung der Moral einer vornehmen Dame ist von jener der Bürgersfrau verschieden, die Moral einer Arbeiterin, die ihr Brod verdienen kann, ist nicht immer jene einer Unglücklichen, welche unfähig ist, für ihr Dasein zu sorgen. Dieser Zustand ist allerdings betrübend, er ist aber fast unvermeidlich! Das Unglück drückt das moralische Niveau des Individuums herab und die erhabenen Gefühle verschwinden vor dem gebieterischen Instinkt der Erhaltung. Ich muß leben! — darin besteht sehr oft das einzige Gesetz desjenigen, der ein Raub des Elendes ist. Bei diesem Kinde beschönigte die Zuneigung und Hingebung für ihre Familie wenigstens in etwas seine frühzeitige Verderbniß. Vielleicht wäre durch Ertheilung guten Rathes und durch Hinweisung auf ein Mittel, in ehrlicher Weise sein Brod zu verdienen, noch die Möglichkeit vorhanden, es vor dem Fall zu bewahren.'

Madeleine entschloß sich, es zu versuchen.

„Hören Sie mich an, mein Kind", sagte sie nach einigen Augenblicken der Ueberlegung, „wenn man Ihnen in einem Magazin oder in dem Atelier einer Modistin einen Platz verschaffte, wäre das nicht besser, als Tänzerin zu sein und einst Ihre Zuneigung wie eine Waare zu verkaufen?"

„Mama hat schon an Alles dies gedacht, sie wünscht aber, daß ich reich werden soll. Und sie hat Recht! Reich und glücklich will ich sein, ich will einen mit Seidenstoff gepolsterten Wagen haben, um mit Großmama und Bichette spazieren fahren zu können; ich will, daß Bichette kostbare Kleider habe, und Puppen, so groß wie sie selbst; und für meine arme Mutter ein gutes Zimmer und ein großes hellloderndes Feuer. Ich kann doch nicht meine Kunst für immer verlassen! Ich liebe meine Kunst! Ich sollte auf das Beifallklatschen im Theater verzichten; denn man wird mir applaudiren. Das kann und will ich nicht! Dieser Tage, als ich bei Gorju da unten,

bei dem Friseur, vorübergieng, sagte er zu Jemand: ‚Dieses Mädchen ist Goldes werth.‘ Wie wollen Sie nun, daß ich mich in eine Arbeitsstube vergraben soll, wenn ich dadurch, daß ich mich zeige, so viel Geld verdienen kann. Ganz abgesehen davon, würde es Mama auch nicht zugeben.“

„Das ist nicht recht, mein Kind.“

„Es ist nicht recht?“ erwiderte sie erstaunt; „Sie halten es für nicht recht, das Glück Aller zu wollen, welche ich liebe?“

Madeleine ging blutenden Herzens hinweg.

Sie hatte Christina fünfzig Franken gegeben und beauftragte Fossette, die noch übriggebliebenen fünfzig Franken der Frau Blancheton zu bringen zur Anschaffung eines Schiebkarrens.

Sie fand Claudine etwas traurig, konnte aber die Ursache dieser Traurigkeit nicht errathen; vermißte ihre Schwester den frühern Aufenthalt in Lyon, oder dachte sie an Jaclard?

„Ich bin noch nicht an die Nadelarbeit gewöhnt und weiß wahrlich nicht, ob ich je an dieser Arbeit Geschmack finden werde“, sagte Claudine, indem sie sich rückwärts beugte und ihre Arme ausstreckte, als wolle sie denselben ihre Steifheit benehmen. „Ich hätte in der That nie geglaubt, daß es so mühselig sei, den ganzen Tag zu nähen.“

„Man gewöhnt sich daran“, entgegnete Fossette, „man muß sich eben ein wenig einschaffen; was am meisten ermüdet und die Augen verdirbt, ist allein die Nachtarbeit.“

Claudine stieß einen Seufzer aus, der ihre Brust hob; ihr feuriges Auge blickte in die leere Luft. Die einzige Hoffnung, welche dieses wollüstige Mädchen, dieses für Luxus und Liebe geschaffene Mädchen bei ihrer harten Arbeit aufrecht erhielt, bestand darin, den Mann bald wieder zu sehen, welchen es liebte. Sie hatte aber mit der Morgenpost einen Brief erhalten, worin ein Aufschub der Abreise Jaclard's gemeldet war. Dies war auch die Ursache ihrer Muthlosigkeit.

Madeleine verließ endlich das elende Wohnhaus, ihre Seele war ganz niedergedrückt durch den Anblick so vielen Unglücks.

Indem sie den schmutzigen Stadttheil durchkreuzte und längs der düstern Häuser dahinschritt, aus welchen verpestete Gerüche hervordrangen, sagte sie zu sich selbst: ‚Vielleicht gibt es nicht ein Fenster in dieser Straße, hinter welchem sich nicht ähnliche Schmerzen verbergen. Und dieses Geschwür ist verhältnißmäßig noch sehr klein gegenüber dem unermeßlichen Aussatze des Pauperismus. Was kann auch bei der heutigen Organisation die Privat- und öffentliche Unterstützung, die doch nur Aushilfsmittel sind, gegen ein so verbreitetes und eingewurzeltes Uebel ausrichten. Fräulein Borel hat ganz richtig gesagt, das Almosen werde stets unwirksam bleiben, so lange man nicht die Bedingungen der Arbeit verändere.‘

XXII.

Frau Thomassin besaß in der ersten Etage eines Hauses der Rue Neuve-Saint-Augustin eine prachtvolle Wohnung.

Diese Frau war nicht mehr jung, aber sie war sehr schön gewesen und hatte vor noch kurzer Zeit bei der Demi-Monde einiges Aufsehen gemacht. Der Verkehr mit ausgezeichneten Männern hatte ihr einen gewissen Anstrich von guter Gesellschaft gegeben. Nebenbei war sie eine Frau von Verstand. Sie führte ihr Geschäft auf einem großen Fuße und hatte etliche dreißig Arbeiterinnen. Sie gab auch oft Soiréen, wo die verschiedenartigste Gesellschaft sich vereinigte, und da sie stets mit der Scandal-Chronik auf dem Laufenden war, so fuhren ihre frühern Freunde fort, sie zu besuchen. Außerdem hatte sie stets sehr schöne Arbeiterinnen und die Verehrer des schönen Geschlechtes kamen häufig in diesen beweglichen, d. h. stets wieder erneuerten Serail, um die reizenden Gesichter zu bewundern.

Frau Thomassin genoß eine gewisse Auszeichnung in dem Stadtviertel. Ihr gut bezahlter Concierge, die regelmäßig bereinigten Rechnungen ihrer Handwerksleute, ebenso eine zahlreiche Kundschaft vornehmer, in ihren Equipagen anfahrender Damen hatten ihr die Achtung der Nachbarn erworben.

Seit fünfzehn Jahren bewohnte die berühmte Kleidermacherin die nämliche Straße, das nämliche Haus und hatte ihren Credit auch stets zu mehren gewußt. Sie besaß ein Landhaus zu Montmorency, wohin sie sich während des Sommers jeden Sonntag mit ihren Kindern begab; denn Frau Thomassin war verheirathet, ihr Gemahl war aber eine Mythe, Niemand hatte ihn je zu Gesicht bekommen. Was aber am meisten dazu beitrug, daß Frau Tho-

massin von allen Spezereikrämern und Handelsleuten als eine höchst verdienstvolle Frau anerkannt wurde, bestund darin, daß sie mitunter auch den Besuch geistlicher Herren erhielt, daß sie Mitglied verschiedener andächtiger Genossenschaften war, und in der Kirche den Klingelbeutel herumreichte.

Die Arbeiterinnen der Frau Thomassin waren in einem im Entresol gelegenen großen Atelier untergebracht. Dieser Arbeitssaal hatte einen sehr niedern Plafond, auch war er etwas dunkel, wodurch das Arbeiten ungesund wurde.

Die Arbeiterinnen selbst waren in zwei Kategorien eingetheilt: solche, welche auswärts wohnten, und solche, die im Hause untergebracht waren. Um unter die Letzteren aufgenommen zu werden, mußte man jung sein, gute Manieren haben, und elegant französisch sprechen.

Die Arbeiterinnen, welche auswärts wohnten, waren wie überall arme Mädchen von zweideutiger Aufführung, die während 12 Stunden in dem Atelier arbeiteten, um dreißig Sous zu verdienen. Man fand unter ihnen Mädchen jeden Alters: sehr junge, dem Kindesalter fast noch nahe stehende, und alte, sehr alte, runzlich und zahnlos, die Brille auf der Nase. Einige unter ihnen waren schön, oder besser gesagt, waren schön gewesen, denn sie hatten in dem Alter von zwanzig Jahren ihre ganze Frische und den Glanz der Jugend verloren. Die Arbeit, die unsittliche Aufführung, die vielen durchgearbeiteten oder schlaflos auf dem Ball zugebrachten Nächte hatten ihrer Gesichtsfarbe längst einen fleckigen Teint gegeben. Und derselbe Unterschied ließ sich auch in der Kleidung wahrnehmen; einige unter ihnen trugen Roben mit Faltengarnirungen, andere wieder einfache, fast an's Aermliche streifende Kleidchen. Diese letztere Gattung war ganz gegen die Thüre zurückgedrängt, und nähte so zu sagen mit den Augen des Glaubens. Die Eleganten hingegen machten es sich an den Fenstern bequem und erdrückten die Armen durch ihren Luxus. Es ist in der kleinen Welt wie in der großen: die Frauen suchen und erkennen unter sich selbst nur eine Art von Ueberlegenheit an, die des Putzes. Die Hauptbeschäftigung der Frauen besteht ausschließlich in dem Wetteifer der

geschmackvollsten Kleidungen. Es ist dies ein großes Uebel. Dieser Wetteifer in nichtigen Dingen wird oft zur wirklichen Leidenschaft. Aber die Männer, welche heute so stark gegen den übertriebenen Luxus der Frauen schreien und auch meistens die ersten Opfer desselben sind, sind nicht sie am meisten strafbar?

Zu allen Zeiten, heute wie in dem letzten Jahrhundert, haben sie die Bestrebungen gewisser Frauen nach geistiger Beschäftigung lächerlich zu machen gesucht. Die Moralisten wie die dramatischen Schriftsteller haben weit mehr satirisches Rednertalent gegen die gelehrten als gegen die putzsüchtigen oberflächlichen Frauen aufgeboten. Ist es aber nicht immer der nämliche Beweggrund, der die einen zu den gelehrten Studien, die andern zu den Uebertriebenheiten der Toilette führt? Beides beruht auf der Sucht, auf dem Trieb, zu glänzen, die Aufmerksamkeit um jeden Preis auf sich zu ziehen; und dieser Trieb läßt sich nicht nur so ausrotten. Also entweder das Eine oder das Andere. Es handelt sich darum, den weiblichen Wetteifer auf einen andern Boden zu verpflanzen, insbesondere dadurch, daß man dem Frauengeschlecht eine ernstere, vollständigere Erziehung gibt und ihm ein erhabeneres Gefühl für seine Pflichten und seine Bestimmung einflößt.

Wir behaupten keineswegs, daß die Mehrzahl der Frauen zur Abstraktion und zu ernsten Studien geeignet seien, denn es gehört eine gewisse Nervenkraft zu einer langen und tiefen Konzentration der Gedanken. Immerhin aber gibt es bei dem einen wie bei dem andern Geschlechte Uebergangs-Wesen: es gibt Männer, die einen ganz weiblichen Geist und Geschmack entwickeln, und Frauen, die ein ganz männliches Verständniß und kräftige Energie besitzen. Diese gemischten Naturen, weit zahlreicher als man denkt, sind im Allgemeinen auch weit reicher und vollständiger, denn sehr oft vereinigen sie die den getrennten Geschlechtern angehörenden Eigenschaften. Fast alle Dichter und Künstler von Genie haben mit der schöpferischen Macht, welche dem Manne angehört, die der Frau so eigenthümliche Gefühlsinnigkeit verbunden; gerade wie alle Frauen, die sich in den Künsten und in der Schriftstellerei ausgezeichnet haben, zu den Eigenschaften ihres Geschlechtes jene Stärke des

Gehirns besaßen, welche gewöhnlich nur ein Merkmal des Mannes ist.

Wir sagen also keineswegs, daß alle Frauen ein Abgangszeugniß zur Universität bekommen sollen, aber Alle haben ein Recht auf eine mit der Natur ihrer Geistesfähigkeiten im Einklang stehende Erziehung.

Dieser Gedanke, welcher der Frau ihren gebührenden Platz anweist, hat schon große Fortschritte gemacht; aber er muß noch viel volksthümlicher werden. Männer und Frauen müssen zu dessen Verbreitung beitragen, die einen in dem Interesse ihres Vermögens und ihres durch die verderbliche Frivolität der Frauen bedrohten häuslichen Glückes, die andern im Interesse ihrer Würde, ihrer moralischen und gesellschaftlichen Rechte.

Es ist aber hier nicht allein von den aufgeklärten Klassen die Rede; bei den Frauen der arbeitenden Klassen muß diese Reform ebenso zur Geltung gebracht werden, dadurch daß man ihren Geist und ihre besondere Befähigung durch gewerblichen Unterricht auszubilden sucht. Besitzt die Frau auf diese Weise die ehrbaren Mittel, ihr Brod zu verdienen und in einem angemessenen Maße ihren Geschmack für den Luxus befriedigen zu können, dann wird die Arbeiterin auch moralischer werden, die allgemeinen Begriffe, die ihr beigebracht wurden, erlauben ihr alsdann, mit größerer Leichtigkeit ein Nebengeschäft zu erlernen, um dadurch den Folgen des Arbeitsmangels in einer oder der andern Branche vorzubeugen. Nebenbei könnte sie dann auch mehr als einem Gewerbe Konkurrenz bieten, gerade wie sie der Mann heute bei einer Menge von Arbeiten verdrängt, welche ihrer Natur nach nur der Frau angehören. Die furchtbare Armee der Nähterinnen würde dadurch abnehmen und der Arbeitslohn für dieses Gewerbe erträglicher werden.

Allerdings ist es leicht, Moral zu predigen; ehe man aber zu diesen armen Mädchen sagt: ‚Seid tugendhaft!‘ muß man ihnen vor allem Arbeit verschaffen, welche die rechtmäßigen Ansprüche ihrer Bedürfnisse deckt. —

Genofeva hatte, um sich bei Frau Thomassin vorzustellen, ihr schönes Kleid angezogen, das sie zu Lille an den Festtagen trug;

aber es entbehrte eben des eleganten Schnittes, welcher den Kleidern der übrigen Arbeiterinnen einen so besondern Stempel aufdrückte. Anstatt eines kokett über den Kopf gezogenen Netzes trug sie ein einfaches Häubchen, das ihren prachtvollen blonden Haarwuchs vollständig verhüllte. Als sie in das Atelier eintrat, hörte das Geplapper mit einem Male auf. Man hielt über die Neueintretende Musterung. Bei dem Anblick ihres bescheidenen Häubchens, dem veralteten Schnitt ihres Kleides, insbesondere aber ihres sonntäglichen Aussehens lächelten die eleganten Arbeiterinnen; die andern hingegen fühlten sich schon eher zu ihr hingezogen und rührten sich auch, um ihr einen Platz zu machen.

„Gewiß", sagte ganz laut eine Prinzessin in seidener Robe, „sie wäre gar nicht so übel, wenn sie nur ein wenig besser herausgebügelt wäre."

Genofeva wurde bei dieser Aeußerung blutroth.

„Woher kommen Sie denn?" fragte eine zweite Pimpernell aus irgend einem Provinzstädtchen, die aber schon herausgebügelt war.

„Ich bin aus Lille", erwiderte Genofeva bescheiden.

„In dortiger Gegend trägt man also noch Pagodenärmel?"

„Wo liegt denn diese Stadt? — in China?" fügte eine andere Arbeiterin bei, die eine Schmachtlocke hinter dem Ohre trug.

„Nein, es ist noch weiter als Pontoise."

„Lille! Ist es L'Isle Adam oder irgend eine andere île in Amerika?"

„Nein", erwiderte Genofeva, „es ist Lille im Norddepartement."

„Sie ist in der Geographie gut beschlagen, diese Kleine."

„Gleichviel", begann eine Andere, „ich kann mich an der Form dieser Aermel nicht satt sehen."

„Es muß famose Kleidermacherinnen in Ihrer Gegend geben?"

„Trägt man auch Krinolinen?"

„Es ist ein kaltes Land, es ist ja im Norden. Man trägt dort wie in Rußland nur Thierhäute."

„Nun, nun, meine Damen, etwas mehr christliche Liebe", rief die erste Arbeiterin, welche an einem großen Tische vor den Fenstern Arbeit zuschnitt und vorbereitete.

Man hörte aber nicht auf sie, und die Epigramme kreuzten sich mit um so größerer Lebhaftigkeit.

Diese Spöttereien, diese verschmitzten Blicke verursachten Genofeva eine Art von Betäubung, es brauste in ihren Ohren, sie verlor ihre Haltung, sie fühlte sich lächerlich und ihre Verlegenheit nahm mit jedem Augenblick mehr zu.

Die Arbeiterinnen in den Ateliers, wie die Schülerinnen in den Pensionaten zeigen sich ohne Mitleiden gegenüber den neu Eintretenden, insbesondere wenn dieselben eine lächerliche Seite bieten, wäre es auch nur durch die allergeringste Veranlassung.

Es gibt immer boshafte Naturen unter ihnen, die das Feuer eröffnen, die andern durch das Lachen reizen und zur Fortsetzung des Unfugs beleben. Jemehr die, welche man zur Zielscheibe erwählt, sich sanft oder furchtsam zeigt, desto ärger wird mit ihr verfahren. Fossette hätte, an Genofevas Stelle, ihren Bescheid gewußt und die Lacherinnen bald zur Stille verwiesen.

Die Ankunft der Frau Thomassin machte endlich der Qual ein Ende. Sie warf Genofeva einen freundlichen Blick zu.

„Schön, mein theures Kind, Sie wollen also bei uns bleiben? Heloise, geben Sie ihr etwas zu thun. Doch, es ist schon zu spät, um noch etwas anzufangen; bringen Sie lieber Ihren Koffer in Ordnung."

„Ei, ei", sagten die Nähterinnen ganz leise zu einander, „sie wird im Hause wohnen!"

„Josephine, führen Sie Genofeva in das Zimmer neben dem Ihrigen."

„Mit Vergnügen," sagte Josephine, und dachte bei sich selbst, ‚endlich ist einmal eine neue da, nun werde ich nicht mehr jeden Morgen das Atelier zu reinigen haben.‘

Josephine führte sie in eine Speichermansarde, deren Lucke die Aussicht auf die Dächer bot. Dieser Winkel war mindestens ebenso traurig, wie jener in der Rue de Venise.

Als Genofeva allein war, setzte sie sich auf ihren Koffer, anstatt ihn zu öffnen, und begann bitterlich zu weinen. Wie düster und traurig kam ihr das Leben vor! Sie sah, daß es ihr nie

möglich werden würde, unter diesen eingebildeten, aufgeblasenen Gänsen zu leben, daher ließ sie auch ihren Koffer völlig unberührt.

Aber als sie wieder hinab kam, kümmerte sich Niemand mehr um sie. Fast sämmtliche dieser Arbeiterinnen waren geborene Pariserinnen und besaßen auch deren charakteristische Beweglichkeit.

In diesem Augenblick bot sich ihnen schon wieder eine andere Zerstreuung. Eine der „Damen“ erzählte ihre Erlebnisse des vorhergehenden Abends.

Sie hatte die Bekanntschaft eines sehr nobeln Herrn gemacht, der sie auf den Ball Valentino führte; mit ihm hatte sie einen allerliebsten Abend dort zugebracht. Sie hatte ferner mit sehr distinguirten Damen, die ihren nobeln Herrn sehr gut kannten, Champagner getrunken, und es folgte nun die genaueste Beschreibung der Toiletten.

„Und Alles dies kostete sie nichts, oder fast nichts“, bemerkte eine unter ihnen. „Um nur zu einem halbwegs ordentlichen Kleid zu gelangen, müssen wir uns drei Monate abholzen. Hat Jemand je berechnet, wie viel Stiche wir machen müssen, um ein elendes Vierzigsousstück zu verdienen! Ach, wenn meine Nase nur etwas weniger dick und meine Arme etwas weniger mager wären, dann würde ich so gut wie manche andere den Herren in die Augen stechen.“

„Und deine rothen Haare?“

„Eine Dame, von der man gegenwärtig sehr viel spricht, hat eben mit ihren rothen Haaren die Männerwelt ganz närrisch gemacht.“

„Und die kleinen Fältchen unter deinen Augen?“

„O! mit ein wenig Schminke .... Der Gips ist jetzt sehr in der Mode.“

Frau Thomassin war abwesend, und die erste Arbeiterin hatte einen Ausgang gemacht. Die erste Arbeiterin oder, wie man sie in den Ateliers nennt, „la première“ reiht die Arbeit zusammen und vertheilt sie. Sie gehört in das Haus und erhält einen guten Gehalt, d. h. 1000 oder 1200 Franken jährlich. Wenn Madame allein ist, speist sie mit ihr an dem nämlichen Tische.

In allen Ateliers nennt man die Arbeitgeberin „Madame“, aber man fürchtet die „première“ fast ebenso wie Madame.

In ihrer Anwesenheit sind Aller Augen nur auf die Arbeit gerichtet, und wenn man auch spricht, die Nadel geht doch unaufhörlich vorwärts. Mitunter singt man, es wird sogar sehr viel gesungen. Die Arbeiterin hat eine Leidenschaft für sentimentale Romanzen und für zweideutige Lieder. Madame erlaubt es nicht nur, sondern sie mischt ihre Stimme sogar manchmal in den Refrain. Aber dabei muß genäht, stets genäht werden. Sobald jedoch die Aufsichtspersonen hinweg sind, nimmt die ganze Bande ihre Revanche! Die Nähnadeln rühren sich nicht mehr vom Platze, die Zungen werden aber desto geläufiger, Geschichtchen und leichtfertige Aeußerungen fliegen herüber und hinüber. Die Arbeiterinnen haben alle den wahrhaft französischen Geist, und Gott weiß, welche Malicen über die Première, über Madame und über deren Kunden und Bekannte losgelassen werden!

Die häßlichen oder verunstalteten Arbeiterinnen kommen bei diesen Ausgelassenheiten am schlimmsten weg; sie sind stets die Märtyrerinnen der satirischen Launen dieser Dämchen.

Wenn das reinste Mädchen vierzehn Tage in einem solchen Pariser Atelier zubringt, sind seine Gedanken vergiftet, und nicht lange dauert es, bis der ganze Mensch thatsächlich zu Grunde gerichtet ist. Die Verkäuflichkeit der Liebe gilt in diesen Ateliers als Grundsatz, hier herrscht die Corruption in so cynischer Weise, daß selbst der gestählteste Charakter davon ergriffen wird.

Aus dem Ton, in welchem Madame mit Genofeva gesprochen, hatten alle Arbeiterinnen bereits errathen, daß sie eine Bevorzugte sein würde, denn Madame und die Première haben stets solche Bevorzugte, welchen sie die leichtere Arbeit zutheilen und mit denen sie sich auch immer zufrieden bezeugen.

Genofeva in der Mitte dieser verschiedenen Gruppen, mit ihrer Arbeit beschäftigt und theilnahmlos die verfänglichen Anekdoten anhörend, die in ihrer Nähe erzählt wurden, sagte endlich voll Verzweiflung zu sich selbst: ‚Wie sollte er mich auch lieben können, bin ich denn nicht gar zu lächerlich?‘

Ein Groom, der Groom der Madame, trat herein und rief: „Fräulein Genofeva Gendoux, man fragt nach Ihnen im Salon!“

„Nach mir?“ entgegnete sie ganz verblüfft.'

Alle Gesichter wendeten sich ihr zu: es war ein Ereigniß.

„Nun, das heiße ich einen hübschen Anzug, um vor Kunden zu erscheinen!“

„Sag' mal, Joseph, wer fragt denn nach diesem kleinen Zieraffen?“ fragte das Fräulein mit den Schmachtlocken.

„Frau von Courcy“, erwiderte Joseph.

„Eine Freundin der Madame“, fügte die hereintretende Première bei.

„Sie braucht wahrscheinlich eine Kammerjungfer“, warf eine andere spöttischen Tones hin, als Genofeva die Thüre zumachte und Joseph in den Salon nachfolgte.

Frau v. Courcy hatte Eile, Genofeva zu sehen. Trotzdem ihr Lionel alles abgeläugnet hatte, war doch einiger Verdacht bei ihr zurückgeblieben, über welchen sie sich aufklären wollte. Auch wollte sie die geheimnißvolle Fossette, die Maitresse ihres erklärten Feindes, kennen lernen.

Sie hatte Nachmittags den Rennen beigewohnt. Dort hatte sie Frau v. Beausire von der glänzendsten Pariser Jugend umgeben in einer Equipage à la Daumont gesehen, während die berühmte Lucretia durchaus kein Aufsehen erregte.

Sogar v. Lomas hatte sie verlassen, um sich ausschließlich mit Beatrix zu beschäftigen.

Sie kam deßhalb, die Wuth in ihrem Herzen, hieher, um ein Mittel der Rache zu suchen.

Sie betrachtete Genofeva ziemlich lange mit jenem prüfenden Blick, dem die Person nur ein Gegenstand ist, ein Mittel zum Zweck.

Die arme Arbeiterin erröthete und verlor ihre ganze Fassung.

„Mein Kind“, sagte sie endlich zu ihr, ohne Zweifel nur deßhalb, weil sie mit ihrer Prüfung zufrieden war, „Herr v. Lomas hat mir in so schmeichelhaften Ausdrücken von Ihnen gesprochen,

daß ich Sie der Frau Thomassin auf das wärmste empfohlen habe. Sie hat mir versprochen, für Sie alle Rücksicht zu haben. Ich bitte Sie nochmals, Frau Thomassin, verzärteln Sie dieses schöne Mädchen ein wenig. Es sieht etwas leidend aus, ich bitte daher um Schonung. Lassen Sie es keine zu harten Stoffe nähen, dies würde ihr das feine Händchen verderben. Sie wissen ja, die Handgelenke werden dadurch vergrößert. Sie müssen sie auch mitunter einige Ausgänge machen lassen, damit sie sich Bewegung verschaffen kann, denn Sie müssen ihre Jugendfrische bewahren, mein Kind. Die Schönheit und die Gesundheit sind kostbare Gaben, welche man erst dann nach ihrem wahren Werth beurtheilt, wenn man sie verloren hat. Sind Sie vielleicht unwohl? Sie haben etwas ermüdete Gesichtszüge."

„Nein, Madame", erwiderte Genofeva; „ich habe soeben erst geweint, als ich mich von meinen Freundinnen trennte."

„Nicht war, von Fräulein Fossette! Sie hat also nicht mit Ihnen gehen wollen?"

„Sie hat es vorgezogen, frei zu bleiben."

„Ah!" machte Lucretia etwas verdrießlich. „Kommen Sie", begann sie darauf noch süßlicher, „setzen Sie sich ein wenig hieher zu mir. Sehen Sie doch, Frau Thomassin, diese schöne blaue Ader, welche die Schläfen durchzieht. Das Profil einer Niobe! Welche Reinheit der Linien und was für ein sanftmüthiger Blick! Wissen Sie auch, Genofeva, daß Sie sehr schön sind?"

„O! Madame, Sie sind sehr gütig", sagte Genofeva mit dem Ausdruck der Dankbarkeit, „Sie sehen mich schüchtern und Sie loben mich, um mir etwas Muth einzuflößen."

„Sie haben wohl daran gethan, daß Sie nach Paris gekommen sind", fuhr Lucretia fort, „denn ein Mädchen wie Sie muß da sein Glück machen. Haben Sie Lille schon lange verlassen?"

„Seit verflossenem Dezember."

‚Die Zeit, wo auch Lionel zurückgekehrt ist', dachte Frau v. Courcy.

„Und wie sind Sie hieher gekommen?"

Genofeva erröthetete auf's Neue, sie wollte aber diese Dame, die ihr so viel Güte bewies, nicht belügen.

Auf ein von Lucretia gegebenes Zeichen verschwand Frau Thomassin.

„Haben Sie Zutrauen zu mir", begann Lucretia wieder, „denn ich bin Ihnen schon jetzt sehr gewogen. Erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Haben Sie etwa Furcht vor mir?"

„O nein, Madame; aber ich kann es in der That nicht, denn das Geheimniß ist nicht mein Eigenthum allein, es gehört noch einem Andern."

„Ich begreife. Ihre Geschichte gleicht der aller jener armen Mädchen, die ihr Brod so mühsam verdienen und nicht immer stark genug sind, den Versuchungen Widerstand zu leisten, welche die Verführer vor Ihren Augen auskramen."

„O! Madame!" rief Genofeva mit empörtem Stolze aus. „Sie täuschen sich. Nicht Geld konnte mich dazu bewegen, meine Heimath und meine Familie zu verlassen; ich liebte . . ."

„Und er hat Sie verlassen?"

„Nein, denn er ist edel; aber ich fühle, daß er mich nicht mehr liebt, wie früher."

„Armes Kind! Wenn es aber ein Mann Ihres Standes ist, wird er doch noch zu bewegen sein, Sie zu heirathen."

„Er ist nicht meines Standes."

„Ist er reich?"

„Nein, im Gegentheil, aber seine Familie, seine Erziehung, Alles trennt ihn von mir."

„Sie übertreiben vielleicht den Unterschied, welcher zwischen euch besteht. Wenn ich ihn kennen würde, ich bin überzeugt, ich könnte ihn dazu bestimmen, Sie zu ehelichen; Sie sind ja ein so herrliches Geschöpf."

Genofeva betrachtete Lucretia etwas mißtrauischen Blickes und glaubte zu errathen, daß sie ihr nur deßhalb so schmeichle, um den Namen ihres Verführers zu erfahren.

Frau v. Courcy durchblickte diesen Verdacht.

„Wohlan! lassen wir das, Sie erzählen mir Ihre Angelegen-

heiten ein anderes Mal", sagte sie treuherzig. „Sie flößen mir viele Theilnahme ein. Ich werde mitunter hieher kommen, Sie zu besuchen; und .... wenn Sie mich einmal besser kennen ..."

„O! Madame", unterbrach sie die Arbeiterin mit Eifer, „ich möchte Ihnen meine Dankbarkeit gerne dadurch beweisen, indem ich Ihnen mein ganzes Herz erschlöße. Ich muß aber vorher wissen, ob er diese vertrauliche Mittheilung gut heißen wird."

„Es ist unnöthig, mein Kind", erwiderte Frau v. Courcy mit einiger Kälte; „im Gegentheil, ich wünsche nicht, daß Sie auch nur das Geringste von allem Diesem mit Herrn v. Lomas reden. Sie sehen, daß ich Ihr Geheimniß schon errathen habe."

Indem sie die letzten Worte aussprach, heftete sie einen aufmerksamen, durchdringenden Blick auf Genofeva, die denselben aber nicht aushalten konnte und ihre Augen niederschlug.

„Es wäre allerdings keine leichte Aufgabe, dieses schlechte Subjekt zu bekehren. Ich zweifle aber immerhin nicht daran, daß es mir am Ende doch gelingen werde; dazu müßten Sie aber etwas koketter sein, und die Reize Ihrer Person etwas mehr herausheben."

„Ich bin sehr arm", stammelte Genofeva in Verwirrung.

„Ich weiß es; aber ein Netz würde Sie weniger kosten als eine Haube. Thun Sie mir doch diese garstige Haube herunter!"

Genofeva gehorchte. Frau v. Courcy nahm ihr auch den Kamm hinweg und die goldene Fluth ihrer Haare fiel über ihre Schultern herab.

„Mein Gott! wie schön! wie schön!" sagte Lucretia, welche als Kennerin die weiche und seidenartige Färbung des prachtvollen Haarwuchses bewunderte. Dabei dachte sie: ‚Welcher feine Kenner ist doch dieser Lomas! Dieses Mädchen steht hundert Mal über der Beausire. Es wird sie ausstechen.'

„Mein Kind", sagte sie, „es ist unmöglich, wenn man so schön ist wie Sie, daß Herr v. Lomas Sie schon hat verlassen können. Lassen Sie mich nur machen. Es fehlen Ihnen drei Dinge, um ihm vollständig zu gefallen: Schöne Kleider, Erziehung und die Manieren der schönen Welt. Ich übernehme es, Ihnen dies Alles zu verschaffen."

„O, Madame, wie gütig Sie sind! Ich weiß wahrlich nicht, ob ich träume."

„Ich werde mit einem sehr achtbaren Herrn über Sie reden, der in seiner Jugend einen großen Herzenskummer erlitten hat. Er liebte ein armes junges Mädchen, welches auch ihn liebte. Seine Eltern widersetzten sich jedoch ihrer Verbindung, und das junge Mädchen ist darüber gestorben. Sie sehen, diese Geschichte bietet einige Aehnlichkeit mit der Ihrigen. Dieser Herr ist der Herzog v. Lormond; er war über den Tod des geliebten Wesens untröstlich, und seit damals wendet er einen Theil seiner Einkünfte dazu an, junge vermögenslose Mädchen auszustatten."

Da sie Genofeva etwas befremdet anblickte, zögerte sie nicht beizufügen:

„Es gibt zu Paris eine Menge wohlthätiger Menschen, die es sich zur Aufgabe machen, die Jugend zu unterstützen und zu unterrichten. Deßhalb sagte ich Ihnen auch soeben erst, daß Sie gut daran gethan haben, nach Paris zu kommen, und daß Sie hier Ihr Glück machen werden."

Bei Genofeva war nun jeder Gedanke an Mißtrauen verschwunden.

In diesem Augenblick trat Frau Thomassin herein, sie hielt ein Ballkleid aus kirschrothem Moiré mit Volants aus englischen Spitzen in ihrer Hand.

„Welches Meisterwerk bringen Sie uns da, Frau Thomassin, es ist in der That reizend; und wie niedlich diese Corsage! Wie viel kostet dieses Prachtstück?"

„Sehr wenig. Mit den Volants nicht mehr als 1800 Franken."

„Bei Licht muß es sich herrlich ausnehmen; und dennoch wie einfach! Ich wünschte diese Robe an unserer schönen Genofeva zu bewundern. Lassen Sie doch einige Kerzen anzünden, damit wir sie ihr anprobiren."

Genofeva wollte Einsprache erheben.

„Thun Sie es mir zu Gefallen," bat Lucretia.

Ganz erröthend begann die Arbeiterin sich zu entkleiden.

Ihre Arme und Schultern waren etwas mager, die Linien

aber wie vom Bildhauer gemeißelt. Frau Thomassin hob ihr die Haare in die Höhe, und machte ihr dann zwei große sogen. Nußschalen, die ihr auf den Hals herabfielen. Nun zog man ihr das Kleid an.

Genofeva befand sich vor einem Ankleidespiegel. Als sie sich so schön sah, konnte sie einen Ausruf der Bewunderung nicht zurückhalten, und blickte um sich, ob die andere Genofeva Gendoux, die arme Arbeiterin aus Lille, nicht neben ihr stehe.

„Ich bin es wirklich", sagte sie mit dem frischen, lieblichen Lächeln eines Kindes, das nie gelitten hat.

Ach! Schon lange hatte sie nicht mehr so gelächelt; sie fühlte sich auch ganz erleichtert und ihr aufgeheitertes, von verschämter Eitelkeit ganz rosiges Gesicht war so lieblich, so jung, so angenehm, daß man sie kaum für älter als fünfzehn Jahre gehalten hätte.

Frau Thomassin und Frau v. Courcy waren ganz erstaunt und fast eifersüchtig auf ihre Schöpfung.

„Welch' schöne Frau wird Lomas da bekommen!" warf Lucretia mit lächelnder Miene hin.

„Die Toilette ist in der That etwas Reizendes", sagte Genofeva, und bei sich selbst dachte sie mit Stolz: ‚Wenn die Arbeiterinnen in dem Atelier mich so sehen würden, hätten ihre Spöttereien bald ein Ende.'

Als sie ihr armes Merinokleidchen wieder anziehen mußte, das sie bisher für so schön gehalten hatte, war sie fast traurig darüber.

Genofeva war nie kokett gewesen, sie hatte nie größeren Kleiderluxus gewünscht, als sich dies mit ihrer Stellung als Arbeiterin vertragen hätte. Aber das von Frau v. Courcy so geschickt präparirte Gift begann sich bereits in ihr fühlbar zu machen.

„Lieben Sie die Toilette?" fragte sie Lucretia.

„Allerdings, Madame, aber ich würde nie ein solches Kleid tragen."

„Wissen Sie auch, wer jene Person war, für welche dieses Kleid jetzt bestimmt ist?" begann die Kleidermacherin. „Es sind noch keine sechs Monate her, daß sie Stiefelschäfte steppte, um täglich fünfundzwanzig Sous zu verdienen."

„Ist sie nun verheirathet?“ fragte Genofeva.

„Auf die linke Hand.“

„Ist sie schön?“ fügte Lucretia bei.

„Nicht so schön wie dieses Kind.“

„Frau Thomassin!“ begann Frau v. Courcy abermals, „ich empfehle Ihnen meinen Schützling. Machen Sie ihr eine gleich reizende Robe auf meine Rechnung. Und Sie, Genofeva, kaufen Sie sich ein Netz und suchen Sie Ihre Haare etwas schöner zu ordnen. Wenn Sie einmal präsentabel sind, dann werde ich Ihnen meinen alten Herzog schicken, und ich bin überzeugt, daß er sich augenblicklich Ihrer annehmen wird, wenn er Sie einmal gesehen hat. Wegen Ihrer Unterrichtsstunden werden wir uns mit Frau Thomassin benehmen.“

Sie erhob sich nun, gerade als ob sie habe hinweggehen wollen, setzte sich aber alsbald wieder nieder.

„Ach! Sagen Sie mir doch, mein liebes Kind, Sie könnten mir auch einen Dienst leisten. Herr v. Lomas hat mir Ihre Freundin Fossette ebenfalls empfohlen, geben Sie mir doch einige Auskunft, mit wem sie umgeht, und über ihre sonstige Lebensweise. Es scheint, daß sie eine sehr interessante Person ist.“

Genofeva, welche ihrer Freundin nützlich zu sein glaubte, erzählte Alles, was sie wußte; das Verhältniß der Fossette zu Herrn v. Barnolf, die Leidenschaft, welche sie ihrem Nachbar, dem Hutmachergesellen Robiquet, eingeflößt hatte, und die freundschaftliche Vertraulichkeit, welche aus dieser Nachbarschaft entstanden war.

Frau v. Courcy erinnerte sich, Herrn v. Barnolf bei dem Rennen in dem Wagen der Frau v. Beausire gesehen zu haben. Es ging ihr plötzlich ein Licht auf. Es schwebte ihr ein Mittel vor Augen, sich rächen zu können.

„Ich will dieses liebe Kind kennen lernen, von dem Sie mir so viel Gutes sagen. Ich werde es längstens morgen besuchen.“

Und Genofeva gab ihr die Adresse der Fossette.

XXIII.

Herr v. Barnolf wohnte in der Rue d'Issy. Seine Wohnung war elegant, dessenungeachtet aber hatte sie einen etwas ernsten Charakter. Die Möbel waren aus geschnitztem Eichenholz, die Tapeten, von hellblauem Sammt mit schwarzer Einfassung waren mit goldenen Arabesken ausgeschmückt. Vollständige Rüstungen, aus alten oder fremden Waffen zusammengesetzt, Gemälde aus der spanischen und holländischen Schule verliehen diesem Appartement ein zwar vornehmes und künstlerisches aber doch zugleich auch etwas ungewöhnliches Aussehen.

Herr v. Barnolf paßte zu diesem Rahmen vollständig.

Sein Vater war Ungar und von ihm hatte er den bekannten energischen Ausdruck des Magyaren-Geschlechts ererbt, die bronzeartige Gesichtsfarbe, den starken Bart, die dichten und schwarzen Haare, die sich in gedrängten und kräftigen Locken ringelten. Seine blauen Augen erhellten durch ihren sanften und zärtlichen Ausdruck dieses etwas wilde, fast harte Gesicht. Sein Blick war meistens ruhig und mild, wenn ihn aber der Zorn fortriß, wurde er schrecklich.

Herr v. Barnolf war von kleiner Gestalt, mager und nervös. Von seinem Vater hatte er einen heftigen und leidenschaftlichen Charakter, von seiner Mutter hingegen, die Französin war, einen lebhaften, zweiflerischen und beweglichen Geist. Er galt für sehr reich. Seine eigenthümliche Schönheit, seine sorgfältige Erziehung, seine hervorragend aristokratischen Manieren, sein Edelmuth, sein Geist hatten ihm zahlreiche Eroberungen gesichert. Er hatte sich in dem Faubourg Saint Germain wie unter der demi monde den Ruf eines vollendeten Mannes der Mode erworben.

Es war an einem Donnerstag. Er erwartete Fossette, und Fossette wollte immer noch nicht kommen.

Er schritt in sonderbarer Aufregung durch sein Zimmer. Jeden Augenblick warf er einen Blick auf die Standuhr.

Indessen es war kaum ein Viertel auf Zwölf, und Fossette kam auch sonst nicht vor elf Uhr. Sie war mitunter schon viel später gekommen als heute.

Um sich zu beruhigen, griff Leopold nach einem Buche und versuchte zu lesen; die Worte tanzten aber vor seinen Augen und hatten keinen Sinn.

‚Warum kommt sie nicht? Sollte dieser Brief wahr sein? . . . .‘

Das Blut stieg ihm zu Gesichte, und seine brennenden und feuchten Hände ballten sich vor Ungeduld.

Plötzlich begann er laut zu lachen.

‚Ei, ei! Ist es möglich, daß ich so sehr verliebt wäre? In wen? In eine kleine Arbeiterin, ohne Erziehung, ohne Manieren, in eine Grisette, die mich auf solche Weise warten und leiden läßt. Armer Barnolf, du bist in der That wahnsinnig!‘ Es schlug zwölf Uhr.

Er zündete eine Cigarre an, verbiß sie mit den Zähnen und warf sie sofort mit zorniger Geberde in das Feuer.

‚Wenn sie jetzt kommt, weise ich ihr die Thüre.‘

Im nämlichen Augenblicke wurde im Vorzimmer angeläutet.

Seine Aufregung war so heftig, daß er sich in einen Fauteuil fallen ließ, seinen Kopf rückwärts lehnte und die Augen schloß.

Aber kaum hatte er die frische Stimme Fossetten's vernommen, als er auch schon auf sie zueilte, sie umfing und zu ihren Füßen niederfiel.

Fossette war bei ihrem Eintritt in das Gemach des Herrn v. Barnolf ebenfalls ernst und erregt.

„Du liebst mich also wirklich, mein Leo?“ sagte sie.

„Fossette! meine Fossette, warum kommst du so spät? Noch eine Viertelstunde und ich wäre gestorben.“

Zwei spöttische Grübchen zeichneten sich in den Backen des jungen Mädchens.

„Du glaubst mir nicht, böses Kind? Ich schwöre dir aber, daß ich sehr gelitten habe. Ich glaubte dich nie mehr zu sehen. Nun weiß ich, wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich mit dir verbunden bin.“

Fossette betrachtete Barnolf mit einem zweiflerischen Lächeln und einem prüfenden durchdringenden Blick.

Sie fragte sich selbst: ‚Ist er aufrichtig? Vermuthet er, daß ich habe erfahren können? .... Spielt er Komödie? Warum sollte er mich aber hintergehen? Doch ... dieser Brief!‘

„Ich sehe es in Ihrem Blick“, rief Leopold aus, „Sie lieben mich nicht mehr.“

„Sie haben soeben erst an mir gezweifelt, Herr v. Barnolf“, entgegnete Fossette mit Würde. „Uebrigens“, fügte sie lächelnd hinzu, „verletzen wir nicht unsern Vertrag! Es scheint mir, daß wir ganz nahe daran sind, uns gegenseitig einen Auftritt zu bereiten. Das wäre schön! Lassen Sie uns gleich wieder zur Heiterkeit und zum Vertrauen zurückkehren.“

Herr v. Barnolf lachte nicht. Er ging wieder im Zimmer auf und ab und seine Lippen bebten.

Fossette näherte sich ihm und schmiegte ihre Wange an die seinige.

„Leo, du darfst nicht schmollen. Ein anderes Mal werde ich früher kommen. Wie! Solltest du etwa einen garstigen Charakter haben? Mit welch' bösen Augen du mich ansiehst, mich, deine Fossette, die dich so lieb hat, daß sie nicht mehr zu lachen vermag. Früher, als ich noch sorgenlos war, lachte ich immer, ich lachte wie eine Närrin, und heute ist mein Herz zum Zerspringen voll; jetzt begreife ich, wie man aus Uebermaß an Glück weinen kann. O Leo! Wüßten Sie, wie sehr ich Sie liebe!“

Indem sie so sprach, hieng ihr begeisterter Blick an ihm.

Ihre Stimme erzitterte und ihr Mund drückte eine solche wahrhafte Zärtlichkeit aus, daß Barnolf, dadurch besiegt, jeden Verdacht zurückwies.

Er bat sie Platz zu nehmen und setzte sich neben sie. Dann nahm er ihre kleine Hand in die seinige und drückte sie achtungsvoll, wie ein Verliebter, der sich noch nicht erklärt hat.

Das Fieber hatte sich gelegt.

„Sehen Sie doch", sagte Fossette, „was die Freiheit bewirkt, wir lieben uns um so mehr, je weniger wir gegenseitig verpflichtet sind."

Barnolf seufzte.

„Leo, seien Sie aufrichtig, sind Sie denn nicht glücklich? Sie verbergen mir etwas? Es ist nicht schön, so ganz allein ein Geheimniß zu haben."

„Nein, liebe Freundin, ich bin nicht glücklich. Ich habe etwas auf dem Herzen. Ich bin ein sehr strafbarer Mensch. Wirst du mir, wenn ich dir meinen Fehler eingestehe, auch verzeihen wollen?"

„Ich verzeihe Ihnen zum Voraus."

„Ich wage nicht, es zu sagen, errathe!"

„Haben Sie vielleicht mein letztes Bouquet welken lassen?"

„Nein."

„O! Nun weiß ich es! Sie haben vergessen, zu verabredeter Stunde jeden Abend an mich zu denken."

„Nein."

„Sie haben sich nicht wegen des schönen rothen Geraniums erkundigt, um welchen ich Sie gebeten hatte."

„Es ist noch weit ernster."

„Dann haben Sie ...."

Sie wollte lächeln, aber ihre Lippen erzitterten und ihr Hals schnürte sich zusammen.

„Sie haben mich nicht hintergangen, da Sie mir nichts versprochen haben; aber ist es wahr, daß Sie eine andere Frau lieben?"

Sie war ganz bleich geworden und ihre Hände so kalt, als ob plötzlich alles Leben daraus gewichen wäre.

„Nein, nein, meine liebe Fossette, auch das ist es nicht; es ist noch weit schlimmer. Ich zweifle an dir, ich bin eifersüchtig!"

„Ist das wahr! ganz gewiß wahr? O! dann sind wir quitt mit einander, denn ich bin ebenfalls eifersüchtig, nur wagte ich nicht, es Ihnen zu gestehen."

Sie versuchten zu lachen, aber sie vermochten es nicht.

„Fossette“, sagte Herr v. Barnolf ernsthaft, indem er ihr ein Papier überreichte, „ich habe einen Brief für Sie.“

„Für mich? und ich habe einen solchen für Sie. In der That sonderbar“, rief sie aus, indem sie einen eröffneten Brief aus ihrer Tasche zog.

Sie betrachteten die beiden Adressen. Sie waren von der nämlichen Hand, einer unbekannten Hand, geschrieben.

„Es ist sonnenklar“, bemerkte Leopold, „man hat die Couverte mit einander verwechselt.“

Nachfolgenden Brief, der an Fossette gerichtet war, hatte Barnolf erhalten:

„Mein Fräulein!

Ein Freund, wechler sich sehr um Ihr Glück bekümmert, glaubt Sie benachrichtigen zu müssen, daß man sich gegenwärtig sehr viel mit Ihnen in einer gewissen Gesellschaft beschäftigt, wo Herr v. Barnolf sehr bekannt ist. Man redet dort von einem Nachfolger des edlen Ungarn, einem Hutmachergesellen Namens Robiquet, dessen Mansarde von der Ihrigen nur durch einen leichten Verschlag getrennt ist .... Geben Sie Acht!“

Der an Herrn v. Barnolf geschriebene Brief, welcher aber in die Hände der Fossette gelangt war, lautete:

„Ein unbekannter Freund, welcher sich für Ihr Glück interessirt, glaubt Sie benachrichtigen zu müssen, daß Ihre häufigen Aufwartungen bei Frau v. Beausire viel von sich reden machen. Gestern bei dem Rennen hat man Ihre Anwesenheit in ihrem Wagen und die Abwesenheit des Herrn Herzogs bemerkt. Was würde aus Fräulein Fossette werden, welche Sie so zärtlich liebt, wenn sie Ihre Untreue erführe? Eine Frau mag immerhin sceptisch, ja sogar ein wenig philosophisch sein, aber es gibt Wunden des Herzens oder der Eigenliebe, die sie nicht verzeihen könnte. Wenn Sie nicht mehr Klugheit in Ihren Beziehungen zu Frau v. Beausire anwenden, könnten Sie sich nicht blos eine Affaire mit dem Herzog zuziehen, sondern auch Ihr intimeres Glück gefährden, und ein allerliebstes Mädchen zur Verzweiflung treiben, welches es gewiß nicht verdient. Ich kann Sie versichern, Sie haben erbitterte Feinde,

die Ihnen wohl einen schlimmen Streich spielen könnten. Daher ‚Klugheit und Verschwiegenheit‘, wie man sich in den Melodramen auszudrücken pflegt. —“

„Ist diese Verwechslung der Couverte absichtlich oder unabsichtlich? Sind diese Briefe von einem Freund oder einem Feind an uns gerichtet?“ fragte sich Herr v. Barnolf. „Wäre es ein Feind, wozu diese Ausflucht? Ein direkt adressirter anonymer Brief wäre dann wohl genügend gewesen, um uns gegenseitig Zweifel einzuflößen.“

„O nein! die Absicht ist weit geschickter, weit teuflischer angelegt“, machte Fossette bemerklich, indem sie den Verfasser des Briefes zu errathen suchte.

Einen Augenblick hatte sie Genofeva im Verdacht, dann Claudine und endlich sogar Robiquet selbst.

„Sehen Sie“, begann sie plötzlich wieder, „das Beste ist, wenn Sie mir Glauben schenken wollen, daß wir diese Briefe verbrennen und dann gar nicht mehr daran denken: wir würden sonst dahin geführt werden, an allen unsern Freunden zu zweifeln, und auch wir würden gegenseitig mißtrauisch werden.“

Sie ergriff die beiden Briefe und ohne die Zustimmung v. Barnolf's abzuwarten, warf sie dieselben ins Feuer.

Herr v. Barnolf sah mit einem träumerischen und halb mißtrauischen Blicke die Briefe in dem Kamin emporlodern.

„Wie!“ rief Fossette mit einem offenen Lachen aus, „Sie sind also in der That eifersüchtig? O, könnten Sie doch diesen armen Robiquet sehen mit seiner Nase, die den Himmel bedroht, und seinen großen Hüten, die seinen Nasengipfel berühren! Wenn ich ihn liebte, würde er vom Morgen bis zum Abend mit Fistelstimme singen: ‚Für solche Liebe undankbar zu sein?‘ Dieser Robiquet, welch' herrlicher Diener! Aufmerksam und uneigennützig in seltenem Grade. Mit welcher Freude stürzt er meine fünf Treppen hinab, um mir ein Zuckerstängelchen oder einen Krug frischen Wassers zu holen! Jeden Morgen trägt er mein Kohlenbecken hinab und bringt mir meine Milch. Er begießt auch

die Blumen, welche Sie mir schicken; und doch ist er kaum im Zweifel darüber, von wem sie kommen. Er weiß aber auch, welchen Kummer es mir verursachen würde, wenn sie welkten."

Diese Aufklärungen hatten Barnolf nur in geringem Grade beruhigt, er blieb düster und kalt.

„Wie, Sie zweifeln immer noch", begann die Arbeiterin abermals. „Kommen Sie doch und sehen Sie sich Robiquet an, dann werden Sie nicht mehr zweifeln."

„Fossette", sagte Herr v. Barnolf mit zitternder Stimme, „ich liebe Sie mehr, ich schwöre es Ihnen, als ich je irgend eine andere Frau geliebt habe. Sie besitzen mehr Noblesse, mehr Geist, mehr Lieblichkeit und vor allem mehr Herz als alle Anderen. Und dazu so lustig, so schelmisch, so sanft! Sie machen sich auf Unkosten dieses Robiquet lustig, gut! Sie sind aber gewiß zu gütig, ihn leiden zu lassen. Mit einem Worte, seitdem ich diesen Brief erhalten habe, fühle ich mich unglücklich. Ich habe Fieber. Allerdings glaube ich Ihnen, wenn Sie mir sagen, daß Sie keine Untreue an mir begangen haben. Aber Robiquet kommt zu jeder Stunde des Tags zu Ihnen. Die Tausende von Diensten, welche er Ihnen leistet, machen Ihnen seine Zuneigung kostbar. Ich hingegen sehe Sie jede Woche nur einmal. Ich will Sie aber für mich ganz allein, für immer haben! Wollen Sie hier Wohnung nehmen? Sagen Sie, wollen Sie es thun? Sie sind arm, unglücklich; Sie leiden vielleicht! Dieses Kohlenbecken, dieses Zuckerstängelchen, diese Milch, wovon Sie soeben erst sprachen, haben mir eine Lage entdeckt, an welche ich bisher noch gar nicht gedacht habe. Sogar diese Stunden, welche Sie mir widmen, entziehen Sie Ihrer Arbeit, während ich, der Sie liebt, in einem selbstsüchtigen Luxus lebe, für Bagatellsachen Summen vergeude, die Sie für mehrere Jahre reich machen würden. Ich bitte Sie darum, versuchen wir es, zusammen zu leben. Sie verlassen mich wieder, wenn es Ihnen beliebt. Werden Sie denn nicht auch so stets frei bleiben?"

Er hatte sich auf die Knie niedersinken lassen und küßte feurig die Hände der Arbeiterin; Fossette hatte ihn ohne Unterbrechung angehört.

„Mein lieber Freund“, sagte sie mit Entschlossenheit, „es ist unmöglich. Ich will nichts von einem solchen Leben wissen. O, sehen Sie! ich habe zu viel gelitten, bin zu tief gekränkt worden in meinem Stolz, um jemals wieder aufs Neue anzufangen.“

„Dann lieben Sie mich nicht“, rief Barnolf verwundet aus, „weil Sie keinen Unterschied zwischen mir, einem Farbenreiber oder einem Schlosser machen. Sie weigern sich, weil Sie Robiquet lieben.“

„Herr v. Barnolf, sollten Sie wirklich jenen Edelmuth nicht besitzen, welchen ich Ihnen zutraute?“

„In diesem Augenblick fühle ich nur Liebe und ich bin eifersüchtig. Entweder nehmen Sie Ihre Wohnung hier bei mir, oder verlassen Sie Robiquet!“

„Nein, ich will, daß Sie Vertrauen zu mir haben sollen, gerade wie ich auch mein ganzes Vertrauen in Sie setze.“

„Ich hielt Sie für gütig“, begann der Ungar zürnend, „aber nein, Sie haben kein Herz, sonst würden Sie mich nicht so leiden lassen.“

„Ich habe es Ihnen am ersten Tage unserer Begegnung gesagt“, erwiderte Fossette mit Festigkeit, „daß ich nie einwilligen werde, neuerdings mich unter die Abhängigkeit eines Mannes zu stellen. Glauben Sie denn, daß ich keines großen Muthes bedurfte, um aus dieser Abhängigkeit herauszutreten und dem Müssiggang zu entsagen? Ohne Eltern, in dem Alter von 14 Jahren in den Straßen von Paris allein auf mich angewiesen, wußte ich nicht, was Ehre bedeutete. Aber mein Stolz empörte sich gegen jene abscheuliche Ausbeutung der Liebe und gegen die Rohheiten der Männer. Ich fühlte mich herabgewürdigt und ich wollte mich wieder emporheben: ich that es durch die Arbeit. Der Anfang ist allerdings hart gewesen, ich hatte nicht immer Brod, die Arbeit war mir zuwider und ermüdete mich; ich fühlte Krämpfe in allen Gliedern. Sie wissen nicht, was es für den heißen will, der nicht daran gewöhnt ist, jeden Tag unaufhörlich zu arbeiten. Ich habe gekämpft, ich habe mich gelenkig gemacht, und habe dadurch meine Trägheit besiegt. Heute bin ich in Ordnung. Allerdings ist das ewige Einerlei der Arbeit keine Kleinigkeit, aber sie ist mir heute

keine Qual mehr. Die Hauptsache ist, daß ich frei bin, frei, und Niemand meinen Unterhalt schulde! Jetzt kann ich mich auch achten. Diesem mir bis dahin unbekannten Gefühl könnte ich fortan nicht mehr entsagen. Allerdings habe ich viel Glück gehabt, da es mir seit sechs Monaten an Arbeit nicht fehlte, und ich meinen Hunger so ziemlich regelmäßig habe stillen können. Ich befürchte zwar, nicht immer so glücklich zu sein, und ich habe schon ernstlich darüber nachgedacht, denn die Arbeit kann mir von einem Tag zum andern fehlen; ich würde aber lieber Hungers sterben, als je wieder in diesen herabwürdigenden Zustand zu verfallen."

Barnolf hatte sich dieser Grundsätze bei einem Mädchen von so wenig strengen Sitten nicht versehen. In jedem andern Augenblick würde er vielleicht über diese Vermischung von Würde und Leichtfertigkeit, über diese gleichzeitig so strenge und doch so unabhängige Moral gelächelt haben.

„Welche Wichtigkeit legen Sie denn dem Gelde bei?" fragte er sie. „Die Geschenke eines Mannes annehmen, welchen man liebt, heißt nicht, sich herabwürdigen."

„Und würden Sie die Geschenke einer Frau annehmen? Es gäbe somit für Sie zwei Arten des Benehmens, eine für die Männer, eine andere für die Frauen? Ich lege dem Gelde keine Wichtigkeit bei, aber der Freiheit. Würde ich Ihre Geschenke annehmen, dann wäre ich nicht mehr frei."

„Ja, ja, es ist so!" sagte Barnolf sarkastisch, „frei! ist man denn frei, wenn man liebt? Ich begreife es aber: Sie ziehen Ihre Freiheit vor. Sie wollen frei sein, um den Hutmachergesellen Robiquet und vielleicht noch andere gleichen Kalibers zu lieben!"

Fossette erbleichte. Sie zögerte sich zu vertheidigen. Herr v. Barnolf betrachtete sie in diesem Augenblick mit einem so haßerfüllten Ausdruck, daß sie es ihrer Würde schuldig zu sein glaubte, ihm Trotz zu bieten.

„Herr Robiquet, der Hutmachergeselle", erwiderte sie stolz, „hat hundertmal mehr Herz und wirkliche Noblesse als Herr Leopold v. Barnolf. Er würde ein Frauenzimmer nicht beschimpfen."

Barnolf, beleidigt, schritt mit aufgehobener Hand auf Fossette zu, um sie zu schlagen; aber durch einen einzigen Blick Fossettens gelähmt, ließ er seine Hand wieder sinken.

„Glauben Sie in der That, Herr v. Barnolf, daß Sie deßhalb, weil Sie von einer Frau geliebt werden, das Recht haben, sie zu beschimpfen und sie zu schlagen? Leben Sie wohl, Sie werden mich nie wieder sehen!"

Und sie wandte sich der Thüre zu.

Närrisch, verzweifelt stürzte er nun auf sie los, umfing sie mit seinen Armen, bat sie um Vergebung und küßte ihr die Hände.

Sie blieb, aber in ihrem innersten Herzen verzieh sie nicht.

Als sie ihn endlich verließ, mußte sie das Versprechen ablegen, wieder zu kommen. Sie versprach es, aber nur ganz oberflächlich.

„Wenn du nicht kommst ...." er hielt inne, die Leidenschaft erstickte seine Stimme, und das Weiße in seinen Augen färbte sich roth.

„Nun, was dann?" fragte ihn Fossette mit einem erzwungenen Lächeln.

„Dann .... werde ich Dich holen", erwiderte er mit Aufgebot aller seiner Selbstbeherrschung.

‚Wenn ich ihm heute verzeihe', sagte Fossette zu sich selbst, ‚würde er mich morgen schlagen, und von Feigheit zu Feigheit sinkend, würde ich seine Sklavin werden.'

XXIV.

Als Fossette traurig und betrübt nach Hause kam, sagte ihr Claudine, daß eine sehr schöne Dame von Seiten Genofeva's sie habe besuchen wollen, und daß dieselbe sehr mißstimmt darüber gewesen sei, sie nicht zu Hause zu treffen.

„Ich habe sie zu den Ferrandès geführt", fügte Claudine bei. „Sie hat mich und Christina sehr viel ausgefragt über unsern Verdienst und über unsere Lebensweise. Es muß jedenfalls eine Dame vom Wohlthätigkeitsverein gewesen sein."

Fossette hatte Claudine nur halb zugehört, denn es drängte sie, allein zu sein, um ihrem Kummer freien Lauf zu lassen.

Robiquet hatte sie nach Hause kommen hören. Er öffnete seine Thüre zur Hälfte, aber Fossette erwiderte seinen freundlichen Gruß nicht. Nach Verfluß einer Stunde und durch das beharrliche Schweigen Fossettens beunruhigt, wagte er es endlich, an ihre Thüre zu klopfen.

„Ich bin es, der Robiquet! Darf ich Ihre Blumen begießen?"

„Nein. Ich danke."

„Sie haben seit gestern nicht das geringste Tröpfchen bekommen, sie müssen fürchterlich Durst haben."

„Gleichviel!" erwiderte Fossette mit einigem Aerger in der Stimme.

Robiquet ging ganz verblüfft in sein Zimmer zurück.

„Gleichviel! sie hat gleichviel gesagt! Gleichviel, ob ihre Blumen Durst haben? und das sagte sie, die ihre Blumen liebt, wie man Kinder liebt! Es muß ihr eine Katastrophe zugestoßen sein. Jedenfalls kommt alles von diesem Unbekannten; dieser infame

Mensch wird ihr Kummer verursacht haben. O! wenn ich ihn unter meinen Daumen hätte! . . ."

Und aus Verzweiflung gab er dem neuen Hut, welchen er eben in Arbeit hatte, einen fürchterlichen Schlag.

Der gute Robiquet machte sich wieder an die Arbeit; aber jeden Augenblick hielt er inne, um zu lauschen. Er legte sein Ohr an den Verschlag und hörte ganz deutlich die schweren Seufzer, ja fast ein Schluchzen.

Nun vermochte er nicht mehr, sich zu halten.

Zum zweiten Male näherte er sich der Thüre, um bei seiner Nachbarin anzuklopfen.

„Fräulein Fossette, ich bitte Sie herzlich, erlauben Sie mir einzutreten. Sie haben Kummer, vielleicht bin ich Schuld daran, denn soeben haben Sie mir nicht ‚guten Tag' gesagt, wie gewöhnlich. Ich bin recht unglücklich!"

„Kommen Sie herein, Herr Robiquet!"

Robiquet trat ein.

Fossette lag auf ihrem Bette. Die Thränen liefen über ihre Wangen herab, und netzten ihr Kopfkissen.

Als Robiquet sie in dieser Lage sah, hielt er inne. Er erbleichte.

„Ist es möglich! ich habe mich also nicht getäuscht! Sie weinen! Ach! ich habe es wohl gedacht, daß eine Katastrophe vorgefallen sein müsse! Fräulein Fossette, aufrichtig gesagt, wenn mein Leben Ihnen zu irgend etwas dienen kann, verfügen Sie darüber."

„Ich danke Ihnen, mein guter Robiquet, ich bedarf in der That Ihrer Dienste. Ich wünsche, wenn es möglich ist, morgen bereits dieses Haus zu verlassen."

„Dieses Haus verl . . . ." rief Robiquet dermaßen erschrocken aus, daß ihm die Aufregung die Kehle zuschnürte, und er das Wort nicht vollenden konnte.

„Ja, es muß unabänderlich geschehen."

„Und ich, und ich! was soll denn aus mir werden, Fräulein Fossette!"

„Sie werden dessenungeachtet und immer mein Freund bleiben, nicht wahr? Ich werde Ihnen stets die nämliche Freundschaft be-

wahren. Morgen früh, während ich meine Sachen packe, wollen Sie so gütig sein, mir ein kleines Zimmerchen zu suchen, wie dieses hier, und ungefähr zu dem nämlichen Preise, etwa in der City. Sie wissen, daß ich für meine Blumen Sonne haben muß."

„Ah! Also ... ist es nicht, um ...?"

Er hielt inne.

„Was denn?"

„Um uns ganz zu verlassen und in die schönen Stadtviertel zu ziehen mit .... verzeihen Sie mir ... ich hatte geglaubt ... o, verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick an so Etwas gedacht habe. Der Kummer macht mich ganz blöd. Ich weiß es wohl, daß Sie solcher Dinge unfähig sind ... ja, ich werde Ihnen ein kleines Zimmerchen suchen, im Preise von ...?"

„Zehn Franken den Monat, nicht theurer."

„Aber ... aber ..."

Er zerknitterte seinen Hut, einen ganz neuen Hut.

„Was denn, mein armer Freund?"

„Wenn ich zwei solch' kleiner Zimmerchen fände, wie dieses hier, eines neben dem andern?"

Fossette lächelte traurig.

Ermuthigt durch dieses halbe Lächeln, begann er wieder:

„O! mein Fräulein, ich bitte Sie demüthig darum! Lassen Sie mich auch ferner Ihre Kommissionen besorgen, Ihre Blumen begießen; es wäre mir nicht mehr möglich, fern von Ihnen zu leben, ich würde mir etwas zu leide thun."

Er weinte.

‚Armer Junge', dachte Fossette, ‚wenn er wüßte, wie viel Kummer er mir macht! Sollte ich ihn aber für die Ungerechtigkeit bestrafen, welche ein Anderer begangen hat?'

„Es ist mir schon recht", erwiderte sie, „auch ich könnte Ihre Freundschaft nicht mehr entbehren, Sie haben mich verwöhnt, Sie sind so gütig gegen mich."

Sie reichte ihm die Hand.

„Es ist also wahr! Ist es möglich! Sie erlauben mir, Ihnen zu folgen!

Er ließ sich auf die Kniee nieder; er weinte, er lachte, er wußte nicht, was er mit dieser brennenden Hand thun sollte. Endlich küßte er sie respektvoll.

„Wahrlich!“ sagte Fossette mit einem Seufzer, „es gibt nur ein Herrliches auf der Welt, und das ist die Freundschaft eines guten und zuneigungsvollen Wesens, wie Sie es sind, Robiquet. Ich nehme Ihre Dienste an, weil ich Sie für durchaus uneigennützig halte. Ich will nicht mehr lieben.“

„O, mein Fräulein, ich habe nie gehofft, daß Sie mich je lieben würden, wie ich Sie liebe. Ich verlange nur die Erlaubniß, Ihnen dienen zu dürfen. Ich werde Sie stets achten, Sie wissen es wohl.“ —

Des darauffolgenden Tages verließ Fossette das Garni der Rue de Venise. Ihr Wegzug brachte in dem ganzen Hause Trauer hervor, denn alle Miethwohner kannten und schätzten sie. Mehrere unter ihnen begleiteten sie bis auf die Straße. Die Mutter Blancheton war vor der gewöhnlichen Zeit nach Hause zurückgekehrt, um ihr den kleinen Handkarren zu leihen, den sie von den fünfzig Franken Madeleinens gekauft hatte.

„Dieses Mädchen“, sagte sie mit ihrer rauhen Stimme, indem sie eine Thräne abwischte, „vereint das Aeußere eines Fräuleins mit dem Herzen einer Arbeiterin, und dabei ist sie heiter wie ein Sonnenstrahl. Wenn sie mir ein wenig Milch oder eine Tasse Thee brachte, sagte ich zu ihr: es erquickt mich, was Sie mir da bringen, was mich aber genesen macht, ist Ihre Aufmerksamkeit und der Gedanke, daß ich nicht ein vollständig verlorener Hund in dieser Welt bin, daß sich doch noch Jemand um mich bekümmert.“

„Gerade wie bei uns“, begann Frau Brisemür, welche seit wenigen Stunden zum ersten Mal vom Krankenbett sich erhoben hatte, „ohne sie wären wir alle zusammen gestorben. Sie hat mich eine ganze Nacht über gepflegt. Es sieht bei uns so schrecklich armselig aus, daß Niemand inmitten eines solchen Jammers hätte bleiben wollen.“

Christina zerfloß in Thränen. Claudine war ganz niedergeschlagen, denn sie sollte fortan ganz allein bleiben.

„Zum Mindesten werden Sie uns doch Ihre Adresse lassen?“ wurde Fossette gefragt.

„Ich kann sie euch nicht geben, denn ich gehe gerade deßhalb hinweg, daß man mich nicht finden soll. Vielleicht komme ich aber in einem Monat wieder, wenn mein Zimmerchen dann noch unbewohnt ist.“

„Man wird es Ihnen so lange als möglich zurückbehalten“, erwiderte der Concierge, der zugleich Eigenthümer des Garni war; „denn man hat nicht immer solche liebenswürdige und so achtenswerthe Mietherinnen.“

Robiquet ging voraus mit dem Handwägelchen, und Fossette wandte sich von Zeit zu Zeit zurück, um ihren Freunden noch einen letzten Gruß zuzuwinken.

XXV.

Genofeva war mit ihrer eleganten Grisaille-Robe und durch ihren schönen Haarputz à la Greque mit einem kirschrothen Netz über den goldenen Haaren eine ganz veränderte Persönlichkeit geworden, und da sie sich schön und bewundert fühlte, wurden ihre Bewegungen bald freier und niedlicher, auch hatte ihr Blick mehr Zuversicht erlangt. Sie drückte sich nun weniger furchtsam und mit größerer Sicherheit aus. Aber wie viel Feinde hatte ihr diese Umwandlung in dem Atelier eingetragen! Sogar das Fräulein mit den Schmachtlocken, welches ihre eigenen Reize über alle andern erhaben glaubte, fühlte sich durch die Schönheit der jungen Lillerin verdunkelt.

Genofeva war daher während einiger Tage die Zielscheibe aller ihrer Bosheiten. Sogar die première begann über den Vorzug ängstlich zu werden, welchen ‚die Neue' bei der Madame genoß.

„Man muß gestehen", sagte eines der Fräulein, „daß dieses Zieräffchen, das am ersten Tage die Augen nicht aufzuschlagen wagte, schnell seine Erziehung vollendet hat. Heute scheint sie sich über uns lustig zu machen."

„Und das Landpommeränzchen weiß noch nicht einmal eine Nadel zu halten!" setzte eine andere hinzu. „Allerdings für das Geschäft, das sie treibt ...."

„Mein Fräulein", erwiderte Genofeva würdevoll, „ich treibe kein Geschäft; und wenn sie so fortfahren, mich zu quälen, werde ich mich bei der Madame beschweren."

„Ohrenbläserin und Spionin! das fehlte noch! Wenn wir unserseits sagen wollten, daß Sie eine halbe Stunde brauchen, um acht Stiche zu machen!"

„Ach! laß' doch gehen, sie ist eine Arbeiterin zum Vergnügen! Jedenfalls haben Sie Jemand, welcher der Madame Ihren Unterhalt bezahlt?"

Genofeva antwortete nicht, aber ihr empörtes Gefühl trieb ihr das Blut ins Gesicht.

Eine schönrednerische Arbeiterin, die sich in der Literatur etwas bewandert glaubte, nahm ihrerseits das Wort:

„Höre mich an, junges geheimnißvolles Wesen, erzähle uns deinen Roman. Ist dein Held braun oder blond? ist er sentimental oder kurzweilig? Schreibt er dir leidenschaftliche Episteln? Jede, die neu hier ins Atelier eintritt, erzählt ihre Biographie, und dann läßt man sie in Ruhe. Du willst aber nichts sagen, du spielst das Fräulein Pimpernell, das ärgert uns."

„Was wollen Sie denn wissen?" entgegnete Genofeva mit Thränen in den Augen.

„Wohlan! wer hat dir dieses Kleid gegeben? denn eine Arbeiterin kann mit ihren vierzig Sous täglich unmöglich sich verköstigen, ihre Miethe und Wäscherin zahlen, und sich nebenbei noch für den Werktag eine Robe zu 4 Francs den Meter kaufen."

„Es ist eine Dame", erwiderte Genofeva.

Ein allgemeiner Lärm brach in dem Atelier los.

„Wem will sie das glauben machen?" sagte eine unter den Arbeiterinnen.

„So was geht über das Jungfernlied", schrie eine andere ganz empört.

„Eine Wohlthäterin! — rührend! — äußerst rührend! — leih' mir doch dein Thränentuch."

„Welche Farbe hat der Bart dieser Dame?"

„Das ist noch nicht dagewesen."

„Willst du uns vielleicht neugierig machen, mein Töchterchen?" begann die Literatin abermals. „Zum Kukuk! Du mußt dir nicht einbilden, als wisse man nicht, wie diese Sächelchen sich gestalten! Man geht den Boulevard entlang und bemerkt, daß ein wohlgekleideter Herr, der Handschuh und Uhrgehänge trägt, einem nachfolgt. Man bleibt vor einem Modewaarengeschäft stehen. Man

gibt sich das Ansehen, als treffe man eine Auswahl, alsdann seufzt man ein wenig, nimmt das Anerbieten an, und alles andere macht sich von selbst.“

„Nun, so gestehen Sie doch endlich“, machte ihrerseits die Schmachtlockige; „man wird Sie alsdann in Ruhe lassen.“

„Ich kann nicht gestehen, was nicht vorhanden ist. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß es eine Dame ist, welche . . .-.“

Ein allgemeiner Sturm brach abermals in dem ganzen Atelier los. Man strampfte und trippelte mit den Füßen, einige zogen sogar ihre Schlüssel hervor, und fingen an, damit zu pfeifen.

„Stille, meine Damen“, rief die première, „die Madame kommt.“

„Auf Ehrenwort“, begann das schmachtlockige Fräulein abermals, „sie möchte sich gerne für eine Rosenjungfer aus Nanterre*) ausgeben.“

„Zu Nanterre kommt das vor . . . wer's glaubt! . . Aber zu Paris . . . prrrrr!“

„Meine Tochter“, begann die schönrednerische Arbeiterin wieder, „du bist auf dem Holzwege, du verirrst dich in ein System, das keinen Erfolg haben wird; alles, was du uns da sagst, ist reinste Faselei. Wir werden aber mit deinem närrischen Zeug Nachsicht haben; sage uns nur, welche Lebensstellung dieses Wunder einer Dame einnimmt? wo wohnt sie? von was lebt sie?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Genofeva ganz offenherzig.

Der Sturm brach verstärkt auf's Neue los.

„Bravo! Bravo!“

„Sie ist in der That unbezahlbar!“

„Meine Damen, wir müssen einen Triumphzug mit ihr halten.“

„Ich werde dem Bürgermeister von Nanterre eine Depesche schicken.“

„Recht so“, begann die Literatin, „wir wollen sämmtlich an den Bürgermeister eine Petition richten, ungefähr folgenden Inhalts:

*) Zu Nanterre bei Paris wird jedes Jahr das Rosenjungfern-Fest gefeiert, wobei drei unbescholtene Mädchen auf Kosten der Gemeinde ausgestattet werden. Bis zum nächsten Rosenfest müssen sie verheirathet sein.

,Mein Herr! Eine junge Person, welche durch ihre Tugend und ihre Sanftmuth des Dorfes Nanterre würdig ist, hat sich in ein Atelier von Modistinnen in der Rue Neuve St. Augustin verirrt. Es ist Ihre Pflicht, hochgeehrter Patriarch, diese Infantin zu reklamiren, welche nur aus Ihrem Dorfe stammen kann, so berühmt durch seine Tugenden, seine Fastenbrezeln und seine Thorheit.'"

In diesem Augenblick wurde ganz leise die Thüre des Ateliers geöffnet, und man sah eine Art von Herkules mit einem breiten, bleichen Gesichte erscheinen, dessen blasser Ausdruck durch eine auf dem linken Ohr sitzende weiße Mütze und eine große weiße Schürze, die er umgebunden trug, noch erhöht wurde.

„Ah! da ist Eduard! Herr Eduard!" riefen alle Arbeiterinnen zugleich.

„Ei, ei, meine kleinen Kätzchen", sagte Eduard mit seiner Baßstimme, „ihr macht ja einen teufelmäßigen Lärm. Der Meister droht auszuziehen."

Die Pariser Arbeiterinnen nähren sich sehr schlecht, gibt es daher Gelegenheit, so zeigen sie sich als lüsterne Feinschmeckerinnen; mitunter stürzt sie die Feinschmeckerei auch ins Verderben.

Herr Eduard war Pastetenbäcker-Gehilfe, und dieses Amt hatte ihm die Zuneigung sämmtlicher Fräuleins des Ateliers erworben.

„O! mein guter Herr Eduard, ein Gugelhöpfchen!"

„Ein Rahmtörtchen!"

„Eine Mandelschnitte", baten mehrere Stimmen zugleich.

„Bekomme ich einen Kuß?" fragte Eduard.

„Ja, wir werden Sie alle zusammen küssen, sogar die alten Brillenfräuleins sind in Sie vernarrt, o göttlicher Eduard!" erwiderte die literarische Nadelkünstlerin.

„Ei, ei, ei! Dieses hübsche Blondinchen habe ich ja noch gar nicht gesehen!" rief er aus, indem er dabei eine Handbewegung gegen Genofeva machte.

„Es ist die Neue, welche droben im Sechsten wohnt, sie hat aber eine neue Fischhaut angelegt", erwiderte Josephine.

„Teufel nochmal! welcher Chic; und sie wird mich auch küssen?“

„Ja, ja, sie wird Sie auch küssen.“

„Nein“, erwiderte Genofeva, „ich werde den Herrn nicht küssen.“

„Dann bekommen Sie auch keinen Kuchen“, sagte Eduard.

Ein neuer Orkan brach gegen Genofeva los.

„Was kosten Ihre Kuchen, mein Herr?“ fragte sie.

„Ich verkaufe meine Kuchen diesen kleinen Kätzchen nicht, ich verschenke sie.“

„Ich habe meinen Einstand hier noch nicht bezahlt“, beharrte Genofeva, indem sie ihr Geldtäschchen hervorzog. „Ich verfüge über fünf Franken zehn Sous.“

„Fünf Franken fünfzig ist wenig, wenn man solche Roben trägt“, höhnte eine Arbeiterin.

„Gleichviel! was können Sie uns für diese Summe geben, Herr Eduard?“ fragte das Fräulein mit den Schmachtlocken.

Hier entspann sich nun eine Debatte.

Um die Frage zu beseitigen, wurde beschlossen, daß man verschiedenartige kleine Kuchen und zwei Flaschen Syrup bringen solle.

Diese 5½ Franken machten das ganze baare Vermögen Genofeva's aus, sie opferte sie aber, um sich dadurch etwas Ruhe zu erkaufen.

Genofeva war zwar als Fabrikarbeiterin an keine große Delikatesse der Sprache gewöhnt, ein derartiger Cynismus, wie sie ihn hier sich breit machen sah, war ihr aber doch höchst widerlich.

Ohne Zweifel ist für ein Mädchen aus der untern Klasse des Volkes die Unschuld nur schwer zu bewahren. Es lebt unter einer Umgebung, die weder sein Gehör, noch seine Augen schont; der Fall, welchen man in den höhern Gesellschaftsklassen für eine unverbesserliche Unehre ansieht, wird unter den arbeitenden Klassen kaum für einen ernsten Fehler gehalten. Sehr oft ist die Arbeiterin, statt zu erröthen, stolz auf ihren Fall und rühmt sich der Freigebigkeit ihrer Liebhaber. Zu Paris sind die Arbeiterinnen nur in zwei Lager getheilt: solche, welche sich verbergen, und solche, welche ihre Lüderlichkeit offen zur Schau tragen.

Diese Letztern nennen die andern Zieraffen. Es ist eine große Seltenheit, wenn man einer noch jungen und schönen Arbeiterin begegnet, die vollständig ehrbar geblieben ist; es ist dies eine wahre Ausnahme.

Darf man es aber deßhalb aufgeben, bei diesen jeden Unterrichts beraubten armen Geschöpfen, die nur böse Beispiele vor sich sehen und allen Arten von Verführung ausgesetzt sind, auf sittliche Besserung zu dringen? Gewiß nicht, aber die Moralisirung müßte in eine andere Bahn geleitet werden.

Die Moralisten wie die Staatswirthschafter zeigen sich im Hinblick auf die Lage der Arbeiterin und deren frühzeitige und annormale Verkommenheit sehr besorgt. Die öffentliche Meinung läßt heute in der Moral wie in der Gesetzgebung die Wohlthat der mildernden Umstände zu. Man beschränkt sich nicht mehr ausschließlich darauf, die armen Frauenzimmer, welche dem Laster anheim fallen, mit dem Bannfluch zu belegen. Gewissenhafte Nachforschungen haben dargethan, daß sie meistentheils nur deßhalb dem Laster verfallen, weil es ihnen an Brod fehlte, oder auch deßhalb, weil ihre undankbare und mühselige Arbeit ihnen weder irgend eine Annehmlichkeit, noch die Befriedigung einer Neigung gestattete. Man hat aber nun doch angefangen zu erkennen, daß jedes Wesen nicht bloß ein Recht auf Ernährung habe, sondern daß ihm auch ein Antheil am Glücke zustehe. Somit darf man nicht mehr bloß durch Predigten zu moralisiren suchen, sondern dadurch, daß man die Mittel entdeckt und anwendet, wodurch Erziehung und Wohlstand erreicht werden können.

Bei all dem ist aber der Unterschied sehr bedeutend zwischen einem Mädchen, das sich durch die Liebe verleiten läßt, und einem andern, das seine Reize verkauft. Allerdings hat eine erste Ausschweifung oft sehr ernstliche weitere Folgen. Aber eine Frau, welche wirklich liebt, hat nicht jedes Gefühl von Würde verloren, und bei Genofeva war dieses Gefühl noch in erheblichem Maße vorhanden. Sie besaß ein sehr zurückhaltendes Benehmen und einen noch ganz zarten, keuschen Sinn.

Ihr den tiefsten Herzensneigungen zugängliches Gemüth empörte sich deshalb auch um so mehr, wenn sie Zeuge der Frivolität in der Liebe zu sein gezwungen war. Trotz der leichtfertigen Aeußerungen, mit welchen man sie seit acht Tagen bereits überschüttete, trotz der Spöttereien, deren Zielscheibe sie gewesen, hatte sie doch ihre Haltung bewahrt, sie war ernst und würdig geblieben.

Aber wie lange konnte sie bei dieser fortgesetzten Berührung mit der Verderbniß, der Einwirkung und Verführung des schlechten Beispiels Widerstand leisten? Ihre einzige Hoffnung bei derartigen Gedanken bestund in der ihr von Frau v. Courcy in Aussicht gestellten Vermählung mit Herrn v. Lomas. Würde sie aber, wenn sie einmal die Sicherheit besäße, daß er sie wirklich verlassen habe, nicht ebenfalls der Ausschweifung sich überlassen, um in ihr die Vergessenheit ihres Kummers und ihrer Erniedrigung zu suchen? Denn die Ausschweifung ist für die Frau, was die Trunkenheit für den Mann ist. Um sich zu betäuben, trinkt der Mann; die Frau ergibt sich dem fleischlichen Laster, sie verkauft sich....

Der liebe Eduard hatte seine Sache gut gemacht. Er brachte einen ganzen Korb voll altbackener Kuchen nebst zwei Flaschen Syrup.

Mehrere der größten Feinschmeckerinnen fielen ihm um den Hals.

„Ihr seht, meine kleinen Kätzchen, daß ich ein guter Prinz und durchaus nicht grausam bin. Laßt euch nicht zurückhalten; wer mich küssen will, mag herbeikommen, ich werde Niemand zurückweisen.“

„Hat man je einen solchen faden, eingebildeten Menschen gesehen, wie diesen Herrn Eduard“, sagte ein kastanienbraunes Mädchen, ein täglicher Stammgast auf dem Ball Mabille. „Er gerirt sich wie ein Pascha und ist im Stande, wirklich zu glauben, daß wir ihn um seinetwillen küssen. Wenn Deine Kuchen nicht wären, Mehlbrüderchen....“

„Die Paschas, ja, das sind glückliche Menschen“, ließ Eduard sich vernehmen. „Nehmen wir an, ich sei wirklich ein Pascha. Ich setze mich hier in eurer schönen Mitte auf einen Divan mit unterschlagenen Beinen wie ein Schneider. Ich werde mir eine große türkische Pfeife in's Gesicht stecken. Hinter mir steht ein Sclave in der Hose eines Zuaven, er hält einen Fächer in seiner Hand,

um mir die Mücken von meiner allerhöchsten Nase zu vertreiben. Ich habe es mit eigenen Augen in der komischen Oper gesehen, als ich einmal als Mameluk auf den Brettern erschien. Ihr seht, daß ich schon ein wenig Pascha gewesen bin."

„Mein schönster Traum würde sich verwirklichen, wenn ich bei irgend einem Theater eintreten könnte; in bin ganz närrisch in das Theater verliebt", sagte ein junges, sehr häßliches Mädchen, das man die Leserin nannte, weil es stets seine Taschen mit Lustspielen oder kleinen Zeitungen vollgepropft hatte.

„Und jeden Abend hat man die Aussicht, einer Zukunft zu begegnen", fügte das Fräulein mit den Schmachtlocken bei.

„Was ist Ihr Ideal einer Zukunft, Fräulein Leocadie?" fragte Eduard; „ziehen Sie Rosenholz oder Pallisander vor?"

„Für den Anfang würde ich mich mit Nußbaum *) begnügen."

„Herr Eduard, fahren Sie in Ihrer komischen Oper fort."

„Ich bin der Pascha. Und ihr sitzet Alle wie ich auf Divans in mehr oder minder lieblichen und ungebundenen Stellungen." — Und, sich niedersetzend, fuhr er fort: „Erstes Bild! He? Ist das niedlich? Ich wende hierauf meinen Blick dieser blonden Prinzessin zu, die sich nicht einmal herabläßt, meine Brodtörtchen zu berühren, indem ich sie mit dem Namen Fatme, Hayde oder Azora herbeirufe. In jenem schönen Lande gibt es nur solche Namen. Statt mich mit ihren wilden Augen anzusehen, fängt sie nun augenblicklich an zu lächeln."

„Herr Eduard, Herr Eduard", schrie eines der Fräulein, „man ruft Sie zur Ordnung! Sie verderben unsere frommen Seelen durch ihre unmoralischen Gespräche."

„Unmoralisch! es sind im Gegentheil die reinsten Sitten des Landes. Ihr Herrgott will das dort so haben."

„Wo ist denn dieses Land? liegt es in Cochinchina?"

„Das weiß ich nicht, aber ganz sicher existirt es, denn ich habe es ja in der komischen Oper gesehen; man nennt den Ort, wo der Pascha alle seine Frauen einschließt, ein Serail."

„Gibt es auch ein Land, wo die Frauen ein Serail von Männern haben?" fragte die tägliche Besucherin des Mabille.

*) Rosenholz-, Pallisander- oder Nußbaum-Möbel, welche die Geliebten zahlen müssen.

„Dies, mein kleines Kätzchen, findet man, glaube ich, nur zu Paris; Sie werden also gut daran thun, hier zu bleiben. Ich habe immer sagen hören, Paris sei für die Frauen und für die Pferde ein wahres Paradies. Darunter verstehe ich natürlich die schönen Pferde und die schönen Frauen, denn Alles, was alt und häßlich ist, befindet sich zu Paris in der Hölle."

In diesem Augenblick trat der kleine Joseph herein und sagte:

„Fräulein Genofeva, Sie möchten in den Salon hinaufkommen."

Wie das erstemal war die Neugierde und Eifersucht sämmtlicher Fräuleins wieder lebhaft erregt.

„Joseph! Joseph! wer fragt denn schon wieder nach ihr?"

„Ein alter Herr."

„Wie sieht er aus, dieser Alte?"

„Er hat Chic."

„Wie, meine Damen!" machte Eduard, „ihr habt noch nicht einmal herausbringen können, wer diese hübsche Blondine ist, und was für galante Abenteuer sie da oben zu bestehen hat?"

„Ei!" erwiderte eine ältere Arbeiterin, „ich vermuthe, daß sie gut empfohlen ist, und daß man ihr eine Zukunft bereiten will. Ihr erinnert euch noch an Zoë, Lucilie, Amalie und so viele Andere, die hier gearbeitet haben, und heute nun Prinzessinnen sind, für die wir arbeiten."

„Ich halte das für eine empörende Ungerechtigkeit. Warum bereitet man uns nicht ebenfalls eine Zukunft? Sind wir denn nicht ebenso viel werth wie dieses Gelbschnäbelchen, das in seiner Heimath Wolle zupfte und kein Wörtchen zu sagen vermag, ohne blutroth zu werden."

„Meine lieben kleinen Kätzchen, das ist es ohne Zweifel, was gerade diesem Alten gefällt, daß sie noch erröthet, während ihr darüber schon lange hinaus seid . . . . ."

„Herr Eduard", machte die Literatin, „wenn Sie nicht ein so freigebiger Teigkünstler wären, würden wir uns diese Beleidigung verbitten. Man verzeiht sie Ihnen aber im Hinblick auf Ihre Mandelkuchen."

„Es ist heillos, daß man zusehen muß, wie sie verhätschelt

und uns vorgezogen wird", fügte Josephine bei; „man muß sie zwingen, das Atelier zu verlassen. Jeden Tag wollen wir ihr neue Daumschrauben anlegen, bis sie endlich abzieht."

„Nicht nothwendig, nicht nothwendig, meine kleinen Mäuschen, sie ist zu schön, um lange Zeit für täglich vierzig Sous hier zu bleiben."

„Nun, seht 'mal an! Wo haben Sie denn alle diese Komplimente gelernt, Herr Eduard", sagte mit Bitterkeit die Besitzerin der Schmachtlocken; „man sollte wahrlich Ihren Redensarten nach glauben, wir seien garstig wie die Nacht?"

Die an der Thüre sitzende Arbeiterin hörte das Rauschen einer Seiden-Robe auf der Treppe, und rief halblaut:

„Die Madame kommt!"

Eduard machte sich eilends mit seinem Körbchen und seinen beiden Flaschen aus dem Staube. Sämmtliche Fräuleins ließen augenblicklich ihre Augen sinken und schienen ganz in ihre Arbeit vertieft.

Als die Madame eintrat, hätte man eine Mücke fliegen hören können.

Man weiß, daß Madame nicht lange scherzt, und daß die Arbeiterin, die man bei der Trägheit ertappt, alsbald an die Luft gesetzt wird. Und warum sollte Frau Thomassin wohl auch nachsichtig sein? Bezahlt sie denn nicht großmüthig vierzig Sous? Nur die Elite der Arbeiterinnen verdient eine solche Summe, und es gibt eine Menge armer Mädchen auf dem Pflaster zu Paris, die selbst dann, wenn sie einen Theil der Nacht über nähen, kaum fünfundzwanzig Sous verdienen.

XXVI.

Ehe Frau Thomassin nach dem Atelier ging, hatte sie Genofeva in ihr Zimmer treten lassen, hatte ihr dort die Haare geordnet, das Netz lieblich darüber gezogen, und indem sie auf die Salonthüre zeigte, zu ihr gesagt:

„Mein theures Kind, benehmen Sie sich liebenswürdig gegen den Herrn Herzog; Ihre Zukunft hängt davon ab; insbesondere seien Sie nicht so trübe, der Herr Herzog liebt die Fröhlichkeit."

Genofeva trat ganz zitternd in den Salon. Sie sah einen ungefähr sechzigjährigen Mann, der ihr freundlich durch eine Handbewegung einen Sitz anbot.

Genofeva hatte sich unter dieser wohlthätigen Persönlichkeit, welche nach Aussage der Frau v. Courcy seit ihrer Jugend durch einen Liebeskummer gequält war, ein außerordentlich ernstes Wesen vorgestellt.

Sie war daher erstaunt, diesen schon älteren Mann in so eleganter, fast etwas übertrieben ausgewählter Kleidung vor sich zu sehen. Er zeigte ein feines zweiflerisches Lächeln, und sein Blick ruhte mit einer Beharrlichkeit auf ihr, die sie in Verlegenheit setzte.

„Sie sind es also, mein schönes Kind, von welchem Frau v. Courcy mit mir gesprochen hat?"

Ja, mein Herr, sie hat auch mit mir von Ihnen, von Ihrer Güte gesprochen. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Allem aufbieten werde, um Ihr Interesse zu verdienen."

„Sie haben mir eine ganz scharmante kleine Antwort gegeben", sagte der Herzog. „Man sollte fast glauben .... aber nein, es hat sie Ihnen Niemand einstudirt, nicht wahr, mein Kind?"

Die Arbeiterin erröthete, denn sie glaubte einen Verstoß begangen zu haben.

Er reichte ihr die Hand, und Genofeva gab ihm die ihrige.

„Frau v. Courcy hat mich nicht getäuscht; Sie sind in der That anbetenswerth. Schön, sanft und mit den Händchen einer Patrizierin. Aber mein Kind, Sie müssen auf Ihre Nägel etwas mehr Sorgfalt verwenden; ich halte sehr viel auf diese Einzelnheit."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mich darauf aufmerksam machen", sagte Genofeva.

‚Entweder ist sie sehr durchtrieben, oder äußerst treuherzig, oder dumm', dachte der Herzog, ‚wir wollen ihr also einmal auf den Zahn fühlen.'

Und er begann nun aufs Neue:

„Ich versichere Sie, daß Sie mir jetzt schon sehr gefallen, vor Allem andern aber liebe ich die Aufrichtigkeit. Schütten Sie mir daher Ihr Herz aus, wie einem Beichtvater. Wie viel Mal haben Sie schon geliebt?"

Genofeva erröthete abermals, schlug ihre Augen nieder und antwortete nicht.

„Ich kann Sie zum Voraus versichern, daß ich sehr nachsichtig bin, zwei oder drei Mal, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr", erwiderte Genofeva würdevoll.

„Demnach also vier oder fünf Mal."

„Nein, mein Herr; Frau v. Courcy sollte es Ihnen gesagt haben, nur einmal."

„Und wie alt sind Sie?"

„Zwanzig Jahre."

„Und wie lange lieben Sie schon?"

„Seit acht Monaten."

„Und bis zu neunzehn Jahren hat dies kleine Herzchen niemals, niemals für irgend Jemand geschlagen?"

„Für Niemand."

„Sie sind aber doch aus Lille, aus einer Fabrikstadt."

„Ja, mein Herr, aber ich ging nur kurze Zeit in die Fabrik. Vorher arbeitete ich zu Hause."

„Sie hatten ohne Zweifel eine fromme Mutter? Sind Sie fromm?“

Genofeva zögerte. Sie befürchtete, diesem vielleicht frommen Wohlthäter eine schlechte Meinung von sich beizubringen.

„Nein, mein Herr“, sagte sie endlich. „Weder mein Vater noch meine Mutter besuchen die Messe, und ich hörte sie ebensowenig. Mein Vater ist ein sehr achtungswerther Mann, aber es ist nun einmal so seine Ansicht, er kann die Kapuziner nicht leiden.“

„Aha, aha! er ist ein Freigeist! Desto schlimmer, meine Tochter! Für die Frauen wie für das Volk ist die Religion ein nothwendiger Zügel. Ich wünschte, daß Sie ein bischen fromm würden. Selbstverständlich will ich keine Betschwester aus Ihnen machen; immerhin aber wäre es mir angenehmer, bei Ihnen Gefühle zu finden, welche Seele und Geist erheben und vor sämmtlichen Ausschweifungen bewahren.“

„Ach! mein Herr“, rief Genofeva aus, „gewiß habe ich in den Augen vieler Leute einen ernsten Fehler begangen, ich habe das Recht verloren, mich ein achtbares Mädchen zu nennen, wenn Sie sich indessen erkundigen wollen, werden Sie erfahren, daß ich stets einen guten Ruf gehabt habe.“

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

„Wie, Kindchen, Sie weinen! Wollen Sie gleich diese schönen Augen trocknen! Ich erkläre Ihnen, daß ich das Weinen nicht ertragen kann. Ich habe sehr empfindliche Nerven. Es könnte mir an der Verdauung schaden.“

Genofeva machte einen Versuch zu lächeln.

„So lasse ich es mir gefallen! Lachen Sie immer zu! Sie sind dann noch tausendmal schöner. Und Sie haben so hübsche Zähne! Hören Sie, betrachten Sie mich einmal, glauben Sie, daß ich Ihnen nicht zu sehr mißfallen würde?“

„O! mein Herr, wie sollte ich Sie nicht lieben? Sie scheinen ja so gütig!“

„He, He! Ich habe auch meine Fehler; in gewissen Augenblicken lasse ich mich von der Ungeduld hinreißen, Alles zu zerschlagen und zu zerbrechen, was sich mir in den Weg stellt. Man

beklagt sich aber dessenungeachtet nicht zu sehr über mich, denn ich mache die. Zerstörungen alsbald wieder gut! Im Uebrigen bin ich sonst wie ein Kind. Sie werden sehen, ich bin kein Quälgeist! Sie können ganz nach ihrem Wohlgefallen leben, ich werde Sie nicht ausspioniren lassen. Aus diesem Grunde habe ich auch so viele Fragen an Sie gerichtet, denn ich möchte volles Vertrauen in Sie setzen. Endlich bin ich auch nicht mehr jung und wünschte mein Leben ohne Aufregung oder Lärm ruhig verbringen zu können. Also keine Auftritte und insbesondere keine Schelmereien. Ich kann es nicht leiden, wenn sich die Frauen auf solche Weise herabwürdigen. Im Uebrigen werde ich Ihnen nie eine Bitte verweigern, ich bin kein Knauser und sehe gerne in meiner Umgebung Alles glücklich. Seien Sie stets offen gegen mich. Es würde Sie nichts nützen, mich zu hintergehen. Ich kenne die Frauen bis auf die Fingerspitzen, und so durchtrieben sie auch sein mögen, ich komme hinter ihre List. Sie haben also bereits Jemanden geliebt. Befindet er sich zu Paris?"

Genofeva zögerte zu antworten. Die Sprache des Herzogs hatte sie überrascht und beunruhigt, aber sie vermuthete immer noch nicht, daß Frau v. Courcy sie habe hintergehen können. Sie wies daher den aufkeimenden Verdacht von sich.

„Ja, mein Herr, er befindet sich in diesem Augenblick zu Paris."

„Und kommen Sie noch mit ihm zusammen?"

„Selten."

„Er liebt Sie aber immer noch?"

„Mein Gott!"

„Sie lieben ihn also?"

„Ja, mein Herr."

„So!" rief der Herzog verblüfft, fast gereizt aus.

„Ich habe es Frau v. Courcy gesagt, und ich habe keinen andern Wunsch, als ihn mir wieder näher zu bringen und ihn zu ehelichen."

Der Herzog runzelte seine Augenbrauen. Er fürchtete, das Spielzeug einer Mystifikation gewesen zu sein. Als er aber Genofeva so treuherzig sah, brach er in Lachen aus:

„Ich sehe, daß wir uns gar nicht verstehen. In welchen Ausdrücken hat denn Frau v. Courcy mit Ihnen von mir gesprochen?"

Genofeva erzählte ihm die mit Lucretia gepflogene Unterredung.

„Hören Sie mich an, mein Kind, es waltet ein Mißverständniß ob; Sie sind vielleicht ein braves Mädchen, und ich möchte Sie weder täuschen noch verführen. Ich bin keineswegs ein Mann, der sich gute Werke zur Lebensaufgabe macht, ebensowenig wie ich einer schlechten Handlung fähig wäre. Wäre ich noch jung, würde ich es vielleicht versucht haben, mir Ihre Liebe zu erringen, denn Sie sind allerliebst; in meinem Alter aber habe ich keine Zeit mehr zu verlieren. Ich sage Ihnen daher geradezu: Wenn Sie mir mein Haus führen wollen, gebe ich Ihnen ein Hôtel, Wagen und Pferde, sichere Ihnen ein großartiges Leben, Robes, Cachemire, Schmuck, Sie können allen Ihren Launen Genugthuung verschaffen. Ich bin verheirathet, habe keine Kinder, und lebe von meiner Frau getrennt. Ueberlegen Sie, ob Ihnen das paßt."

Durch dieses unerwartete Anerbieten verblüfft, zögerte Genofeva einen Augenblick, sie erholte sich aber wieder, und stolz sich erhebend sagte sie: „Nein, mein Herr, Ihr Antrag paßt nicht für mich."

Der Herzog betrachtete sie, als zweifle er, recht gehört zu haben. Es war dies das erste Mal, daß er einer rebellischen Frau begegnete. Durch diesen Widerstand gereizt, beharrte er bei seinem Antrag; er ergriff ihre Hand, die ihm Genofeva aber rasch entzog. Der Herzog erhob sich nun ebenfalls, und indem er sie ehrerbietig grüßte, sagte er:

„Leben Sie wohl, ich habe Sie etwas unvorbereitet überrascht, überlegen Sie sich die Sache." Er ging hinweg, indem er Genofeva ganz niedergeschmettert zurückließ.

Als Frau Thomassin wieder in den Salon trat, fand sie Genofeva düster dasitzend, und ihr Gesicht von Thränen überschwemmt.

Das war es also, weßhalb man sie so elegant angekleidet, weßhalb man sich um sie kümmerte, weßhalb man sie mit so großer Rück-

sicht behandelt hatte! Wer war aber diese Frau v. Courcy, an welche sie Lionel empfohlen hatte? was war denn das Haus der Frau Thomassin?

Dieses Haus glich vielen andern. Es war ein Atelier für Nähterinnen, das von einer alten Lorette geleitet wurde. Wenn man junge Mädchen, oft noch Kinder, zur Ausschweifung von jenen Personen verleitet sieht, welche sie beschützen und vertheidigen sollten, darf man sich dann noch über die furchtbare Verkommenheit eines großen Theils der Arbeiterinnen wundern? Diese Auflösung der Sitten zu hemmen, diese schreckliche soziale Plage zu beseitigen, darin bestund die Aufgabe, welche Fräulein Borel sich gesetzt hatte. Dieser Aufgabe widmete sie ihr Leben.

„Nun, mein Kind, was gibt es denn? Woher dieser Kummer?“ wurde Genofeva von Frau Thomassin mit zärtlicher Stimme gefragt.

In demselben Maße, wie sich Frau Thomassin hartherzig und herrisch ihren Arbeiterinnen gegenüber benahm, konnte sie schmeichlerisch und liebreich sein, wenn es sich um ihre Interessen handelte.

„Es ist eine Schmach, Madame, es ist eine Schmach!“ erwiderte Genofeva, „ich hatte solche Demüthigungen nicht erwartet, als ich hier eintrat.“

„Erklären Sie sich, Fräulein“, sagte die Kleidermacherin zu ihr, indem sie sich das Aussehen gab, als wisse sie keineswegs, was vorgefallen war.

Genofeva erzählte ihr die mit dem Herzog gehabte Unterredung.

„Ueber was beschweren Sie sich denn, meine Tochter?“ begann Frau Thomassin wieder.

„Der Herzog hat sich gegen Sie als vollkommen galanter Mann benommen. Hat er Ihnen denn nicht ein großes Wohlwollen bewiesen? Er ist verheirathet, er kann Sie also nicht ehelichen; nach allem Guten, was man ihm aber über Sie gesagt hat, bietet er Ihnen an, Sie zu sich zu nehmen, daß Sie ihm sein Haus führen. In der eleganten Welt kommt dies täglich vor. Ich glaube es wohl, daß ihn Ihre Weigerung überraschen mußte; denn Sie dürfen sich über Ihre Lage nicht täuschen: Sie sind

Ihren Eltern mit einem jungen Mann durchgegangen, der Sie hat sitzen lassen; Ihr Ruf ist für alle Zeiten verloren."

„Wenn Herr v. Lomas aber einwilligt, mich zu ehelichen, wie Frau v. Courcy mich es hat hoffen lassen . . . ."

„Sie zur Frau nehmen, wenn er Sie nicht mehr liebt! so etwas ist wahnsinnig!" unterbrach sie lachend Frau Thomassin, die ihr von dieser Seite alle Hoffnung benehmen wollte. „Nun sind Sie ohne irgend eine Stütze auf dem Pariser Pflaster; jetzt verdienen Sie ungefähr noch, was Sie zum Leben brauchen, werden Sie aber immer eine so vortheilhafte Stellung haben?"

Sie hielt inne, gerade als ob sie ihr habe begreiflich machen wollen, daß diese Stellung von ihr abhänge, und daß sie ihr dieselbe mit einem einzigen Worte entziehen könne.

„Auf was hoffen Sie denn? von Ihrer Arbeit zu leben? Leben ist unmöglich, Sie können höchstens vegetiren. Dazu kann eine Krankheit kommen, oder Arbeitsmangel eintreten und Sie in das bitterste Elend versetzen. Was würde alsdann aus Ihnen werden? Nachdem Sie den Reichthum abgewiesen, und ich sage sogar, eine Existenz verweigerten, die für ehrbar gelten kann, denn Sie haben es mit einem Ehrenmann zu thun, werden Sie sich vielleicht in einem verzweifelten Augenblick in die abscheuliche Nothwendigkeit versetzt sehen . . ."

„O! niemals! niemals!" rief Genofeva empört aus. „Ich zöge hundertmal vor zu sterben!"

„Gut! Angenommen, es werde mit Ihnen niemals so weit kommen, obgleich so viele Andere, die ebenso stolz und ebenso entschlossen gewesen sind wie Sie, in einem solchen Augenblick dennoch unterlagen. Ach! Sie wissen noch nicht, was der Hunger bedeutet! Es scheint sogar, je ärmer und unglücklicher man ist, desto mehr liebt man das Leben. Man tödtet sich nicht, gehen Sie doch; man macht es wie die Andern. Glauben Sie es mir, mein Kind, ich habe Erfahrung. Ich habe die Welt in der Nähe gesehen, und ich sage Ihnen, weil ich Interesse für Sie fühle: Weisen Sie das Glück nicht von sich, wenn es sich von selbst und so plötzlich einstellt. So viele Andere suchen es ihr ganzes Leben lang, ohne ihm

je begegnen zu können! Das, was Sie hier ausschlagen, ist eine feste Stellung, die fast einer Heirath gleichkommt; denn der Herr Herzog ist nicht der erste Beste, er ist ein Mann, der Ihnen ihre Zukunft sichern wird, wenn Sie sich anständig bei ihm aufführen. Nebenbei finden Sie hier ein Mittel, Ihre Eltern unterstützen zu können, ihnen ein glückliches Alter, frei von allen Entbehrungen zu bereiten."

„Sie kennen meinen Vater nicht", sagte Genofeva, „er würde keinen Heller annehmen, der aus solcher Quelle fließt."

„Ha, ha, das ist nur so gesagt. Man gewöhnt sich an Alles; er würde Lille verlassen, und zu Ihnen nach Paris ziehen. Und wenn er jeden Tag seine Tasse Schwarzen und seine gute Flasche hat, wird er sich den Kukuk um die Quelle scheeren."

„Ich sage Ihnen, Madame, Sie kennen ihn nicht."

„Nun! Nehmen wir an, daß er ein rauhhäriger Papa, ein Cato an Tugend ist, dann bleibt er eben zu Lille, und damit abgemacht. Und wenn Sie einmal reich sind, dann finden Sie einen Gemahl, einen ächten Gemahl; denn mit Geld kann man Alles finden. Sind Sie dann einmal rechtmäßig verheirathet, was könnte dann Ihr Vater sagen? — Sie möchten Herrn v. Lomas heirathen, nicht wahr? Wissen Sie aber auch, daß er ein Wüstling ist, der Sie nicht vierzehn Tage lang glücklich machen würde; außerdem hat er auch nicht einen Sou Vermögen, während der Herr Herzog fünfmalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte besitzt. Bedenken Sie doch! Sie würden solche Roben tragen wie die, welche Sie neulich anprobirt haben, wie diese hier", indem sie auf eine blendende Toilette zeigte, „und Schmucksachen, wie Sie solche in der Rue de la Paix ausgestellt sehen! Und dazu noch ein Haus für Sie ganz allein, mit Tapeten, Gemälden und Spiegeln an allen Wänden! Bedenken Sie doch, all dieses Glück für Sie allein, kleines Lärvchen, und Sie wollen nicht?"

„Nein, ich will nicht", erwiderte Genofeva; „mein Vater würde nach Paris kommen, um mich umzubringen. Es ist ja auch ganz unmöglich, weil ich ihn liebe."

„Nun, warten Sie noch einige Tage; mit Ihrer Weigerung

begiengen Sie eine Thorheit, die nicht wieder gut zu machen wäre. Ueberlegen Sie also."

„Es ist unnöthig."

‚Ist dieses Mädchen dumm!' dachte Frau Thomassin bei sich, als sie keine Gründe mehr geltend zu machen wußte. ‚Es ist ein wahrer Gimpel.'

„Ueberlegen Sie es dennoch. Die Nacht bringt guten Rath."

Genofeva ging auf ihr Zimmer. Sie schrieb Herrn v. Lomas, was vorgefallen war, und als es dunkel geworden, schlich sie sich aus dem Hause, um ihren Brief auf Nr. 31 rue Louis le Grand zu hinterlegen.

XXVII.

Unter all diesen auf sie einstürmenden Verhältnissen litt Genoseva ganz schrecklich; um wie viel größer noch wäre aber ihr Schmerz gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß sich ihr Vater im Gefängniß befand, daß ihre Mutter aus Kummer krank darnieder liege, und daß ihr Fehltritt die erste Ursache so großen Unglücks sei.

Die Verhaftung Gendoux's hatte die arme Therese dermaßen angegriffen, daß sie sich krank zu Bette legen mußte, wobei die mit so großer Mühe angesammelten Ersparnisse mit jedem Tage geringer wurden. Zu ihrer Pflege hatte sie Niemand in ihrem dunkeln Keller als die Nachbarin, wenn diese Nachts aus der Fabrik kam; während des Tages reichten ihr die Kleinen hie und da eine Tasse kalten Thee, wenn sie Durst fühlte. Der Kummer und die Ueberanstrengung hatte ihren Magen dermaßen zerrüttet, daß er jede Nahrung zurückwies, und ihre Schwäche täglich größer wurde. Dessenungeachtet schleppte sie sich von Zeit zu Zeit nach dem Gefängniß, um Gendoux zu besuchen. Diese Zusammenkünfte waren aber stets sehr schmerzlich für sie und trugen vollends dazu bei, die Körperleiden der armen Frau zu erhöhen und immer beunruhigender zu gestalten.

Der Gefangene durfte mit keinem seiner Kameraden verkehren. Jedoch war die im Anfang durch die Verhaftung ihres Oberhauptes und durch die Rückkehr des Herrn Daubré sehr gefährdete Koalition nicht vollständig erstickt. Es wehte in den Fabriken und insbesondere in der des Herrn Daubré eine Art revolutionären Windes. Einige reiche Fabrikbesitzer hatten Herrn Daubré darum ersucht, die Freilassung des Gendoux zu erbitten, oder, wenn seine

Angelegenheit dennoch zur gerichtlichen Verhandlung kommen sollte, sich mit ihm wegen seiner Vertheidigung ins Benehmen zu setzen. Es sei dies das beste Mittel, die aufgereizten Geister zu beruhigen. Herr v. Daubré entschloß sich endlich, diesen Schritt zu thun, obgleich es ihm als beleidigtem Arbeitgeber große Ueberwindung kostete. Er hoffte auf diese Art wenigstens die Dankbarkeit des Gendoux sich zu erringen, denn er wußte, daß er ein wackeres Herz besaß und jeder Falschheit oder Undankbarkeit unfähig war.

Gendoux hatte sich seit Beginn seiner Haft den Bart wachsen lassen und dies verlieh seinem hagern und alternden Gesicht einen etwas wilden und düstern Ausdruck.

Therese befand sich gerade bei ihm. Sie sah einem Schatten ähnlich. Ihr trauriger Mund, ihr niedergeschlagener verzweifelter Blick zeugte von einem solchen Uebermaß von Schmerz, daß selbst die unempfindlichsten Naturen dadurch zum Mitleid angeregt wurden.

Bei dem Anblick dieser beiden unglücklichen und doch, wie er wohl wußte, so würdigen alten Leute blieb Herr Daubré, von einer Art Achtung zurückgehalten, auf der Schwelle der Zelle stehen.

Er hatte sich eine strenge Eingangsrede vorgenommen, aber gegenüber solchem Mißgeschicke konnte er sich des Mitgefühls nicht erwehren.

Im gewöhnlichen Lebensverkehr galt Herr Daubré für einen reinen Geschäftsmann. Es war ein Flamänder, d. h. eine mehr ruhige, kalte, als gütige Natur.

Gendoux kannte ihn als solchen und empfing ihn mit ziemlichem Mißtrauen.

Therese entfernte sich.

Gendoux und Herr Daubré waren nun allein beisammen.

Welcher Kontrast zwischen diesen beiden Männern!

Herr Daubré hatte rothe dicke Backen. Auf seinem Gesichte drückte sich die Behaglichkeit des gut stehenden Mannes aus; er zeigte jene vollkommene Selbstbefriedigung eines Mannes, der keine großen Laster, aber auch keine großen Tugenden an sich hat. Was für Vorzüge hätte er übrigens auch haben sollen? Mit seinem engen Gehirn, seinem schwer zu rührenden Herzen, ganz weich in seine

Mittelmäßigkeit und in seine Selbstsucht eingehüllt, fand Herr Daubré, daß in der Welt Alles auf's Beste stehe! Mittelst einiger einstudirter Gemeinplätze ließ er sich beigehen, die Bestrebungen des Volkes nach Verbesserungen mit scharfem Tadel zu überschütten. ‚Sind die Arbeiter je glücklicher gewesen als heute?' sagte er. ‚Warum verlangen Sie nicht gleich, die Eigenthümer unserer Fabriken zu werden? Wollte man sie anhören, dann würden sie ihren übertriebenen Forderungen bald keine Schranken mehr setzen. Revolutionen würden auf Revolutionen folgen. Die Anarchie und blutige Gesetzlosigkeit würde sich in noch weit vergrößertem Maßstabe als bisher über ganz Frankreich ausbreiten.'

Der Geist dieses Mannes hatte nie den Horizont seiner Fabrik und der Bierbrauerei überschritten, wo er täglich sein ultraconservatives Journal las, sein Pfeifchen rauchte und sein Glas Bier trank.

Er besaß indessen doch eine Spezialität, die aber nicht nur jede andere geistige Befähigung, sondern auch jedes erhabene und uneigennützige Gefühl in ihm beherrschte; es war dies sein Geschäftsgeist, der ihm sagte, wann er einkaufen und wann er verkaufen mußte. Auf diese einzige Berechnung hatte er seit zwanzig Jahren alle Kräfte seines Gehirnes verwendet; er war vor Allem Kaufmann, und zwar ein geschickter Kaufmann.

Gendoux dagegen war der intelligente Arbeiter, stolz auf seinen moralischen Werth, der sich vor dem bloßen Geld nicht beugt, wenn mit diesem Geld nicht auch andere Vorzüge verbunden sind.

Die Leiden hatten die angeborene Noblesse seiner Züge nicht beeinträchtigt. Auf diesem energischen, fast hochmüthigen Gesichte las man eine große moralische Kraft und ein vielleicht etwas zu stark ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl.

Den Körper des Gendoux hatte das Elend abgenützt, gealtert, sogar verunstaltet; aber über seine Seele hatte es nichts vermocht. Er hatte den Glauben an seine gerechte Sache noch nicht verloren, und war stets bereit, sich dafür zu opfern. Er ließ die gesellschaftlichen Ungleichheiten gelten. Wenn er daran dachte, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, so vergaß er dabei nicht, auch die Rechte des Arbeitsherrn zu achten. Er hatte begriffen,

daß die Arbeiter-Frage nur durch ein neues Verfahren in der Organisation und nicht durch Gewalt geordnet werden könne.

„Glauben Sie mir, mein Freund", sagte Herr Daubré zu ihm, „daß mir Ihre Verhaftung einen wirklichen Kummer verursacht hat. Sie arbeiten schon so lange für mich, daß ich wahrlich weit davon entfernt war, zu vermuthen, Sie würden einen solchen aufrührerischen Versuch machen."

„Glauben Sie wirklich, Herr Daubré, daß man deßhalb, weil man seit 20 Jahren gelitten hat, auch noch weitere 20 Jahre leiden sollte, ohne sich zu beklagen?"

„Lassen Sie uns die Vergangenheit vergessen, Gendoux. Sie wissen, mit welcher Strenge das Gesetz die Koalitionen und insbesondere deren Anstifter bestraft. Sie werden zu zwei oder fünf Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt werden."

„Ich weiß es", sagte der Gefangene verächtlich.

„Sie müssen sich aus dieser Sache herausziehen, und ich bin deßhalb hiehergekommen, um mich über ein Vertheidigungssystem mit Ihnen zu besprechen."

Gendoux hielt zurück, denn er dachte: ‚Wenn er einen solchen Schritt thut, muß er mich sehr nöthig haben.'

„Ein Vertheidigungssystem?" sagte er. „Ei, ich habe keineswegs die Absicht, mich zu vertheidigen. Ich werde die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit, die Richter werden mich nach ihrem Gewissen aburtheilen."

„Nach ihrem Gewissen?" entgegnete Herr Daubré; „darin liegt ja gerade die Gefahr."

„Mir gleichviel! Wie auch das Urtheil ausfallen möge, ich werde die Strafe verbüßen; ich bin fest dazu entschlossen."

„Sie müssen nicht bloß an sich allein denken; denken Sie auch an Ihre Frau, der schon Ihre Verhaftung so nahe geht. Haben Sie nicht auch Kinder, auf deren Ruf Ihre Verurtheilung ungünstig wirken könnte?"

„Meine Verurtheilung!" rief Gendoux sarkastisch aus. „Ach! möge es Gott gefallen, daß meine Familie nie anders entehrt würde!"

„Ich glaube, Sie haben eine Tochter; es könnte ihr an ihrer zukünftigen Versorgung schaden."

Gendoux erbleichte. Die Ader, welche seine Stirne durchzog, schwoll mächtig an, und Herrn Daubré einen fürchterlichen Blick zuwerfend, sagte er mit hohler Stimme:

„Ich hatte eine Tochter, ich habe keine mehr."

„Ah! Sie haben sie verloren!" begann Herr Daubré wieder, durch den Ton des Gendoux ganz überrascht; „hat sie nicht in meiner Fabrik gearbeitet?"

„Ja, sie arbeitete in Ihrer Fabrik! und ein feiger Mensch, ein Wüstling, hat sie entführt. Ich will sie nie wieder sehen."

Herr Daubré erinnerte sich nun, oberflächlich von dem Verschwinden Genofeva's gehört zu haben.

„Hätten Sie vielleicht irgend einen Verdacht auf einen meiner Werkmeister?"

„Ich rede nicht davon, weil der Augenblick dazu noch nicht gekommen ist; ich muß zuvor Beweise haben, ich werde mir sie aber verschaffen."

„Sie sollten mir wenigstens Ihren Verdacht mittheilen; ich könnte Ihnen dann dazu behilflich sein, Ihr Kind wieder zu finden."

„Es ist unnöthig; für mich ist sie verloren, verloren ohne Widerrede. Ich könnte sie nicht widersehen, ohne eine gewisse Anwandlung zu verspüren."

„Ei! das ist übertriebene Strenge."

„Ich kann mich nicht daran gewöhnen, mich zu schämen."

„Sie besitzen einen sehr achtenswerthen Charakter und verdienen die Auszeichnung, mit welcher Ihre Kameraden Sie beehren. Man darf aber aus bloßer Konsequenz nicht grausam werden."

„Es gibt zwei Dinge, mit welchen man sich nie abfinden darf: mit der Gerechtigkeit und mit der Ehre."

Herr Daubré wußte kaum mehr, an welches Gefühl er sich bei Gendoux wenden sollte, um sich Gehör zu verschaffen.

„Mein Freund", begann er endlich wieder, „wir wollen Sie gegen Ihren Willen retten; Sie wissen, daß ich sehr viel auf Sie halte."

„Wie vermögen Sie etwas auf mich zu halten, habe ich denn nicht eine Koalition gegen Sie hervorgerufen? Ich bin für Sie weiter nichts als eine Kraft, die einen Werth von so und so viel repräsentirt.“

‚Welcher Tölpel von einem Menschen!‘ dachte Daubré, ‚und wie unglücklich sind die Fabrikbesitzer, solche Leute anstellen zu müssen!‘

„Nein“, begann Gendoux abermals, „nur Ihr Interesse, nicht das meinige hat Sie hiehergeführt. Ich weiß es, daß meine Verhaftung unter den Kameraden einen schlechten Eindruck hervorgebracht hat, und um die aufgeregten Geister etwas zu beruhigen, möchten Sie mich in Freiheit setzen lassen.“

„Was wir beide wollen“, sagte Herr Daubré, „ist die Ordnung und das gute Einverständniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitern. Lassen Sie Ihre Beschwerdepunkte hören, ich will dann sehen, was zu machen ist.“

„Sie sind kurz beisammen“, sagte Gendoux. „Wir verlangen für die Männer jeden Mittag eine weitere halbe Stunde freie Zeit, daß jeder zu Hause essen kann; und des Abends verlangen wir die Webstühle eine Stunde früher zu verlassen, ohne Lohnabzug.“

„Weiter nichts!“ machte ironisch Herr Daubré. „Warum verlangen Sie nicht gleich, man solle Sie bezahlen, auch wenn Sie gar nicht arbeiten?“

„Dies ist noch nicht Alles“, sagte Gendoux gereizt.

„Fahren Sie fort.“

„Unsere Kinder sterben oder werden Krüppel, weil ihre Mütter sie nicht angemessen verpflegen können. Wir verlangen daher, daß die Frauen, wie zu Sedan, in der Mitte des Tages eine freie Stunde erhalten, um das Essen zu bereiten und ihre Kinder säugen zu können, und daß Sie mit uns um 8 Uhr hinweggehen, anstatt um 9 Uhr. Mit einem Worte, wir wollen, wenn wir den ganzen Tag über wie Maschinen gearbeitet, wenigstens des Abends Zeit haben, unsere geistigen Fähigkeiten weiter zu bilden und inmitten unserer Familien leben zu können. Andernfalls würde die Fabrik die Familie tödten; denn aus Mangel an intelligenter Ent-

wicklung überläßt sich der Arbeiter dem garstigen Hange der Ausschweifung und der Trunkenheit. Dies ist es, was wir wollen. Finden Sie es gerecht?"

„Angenommen, ich würde Ihrem Verlangen entsprechen, ist es denn gewiß, daß die andern Fabrikanten meinem Beispiele folgen würden?"

„Machen Sie nur einmal den Anfang; die Andern werden sich dann schon gezwungen sehen, Ihnen nachzuahmen."

Herr Daubré schien zu überlegen.

„Nein, es ist unmöglich", sagte er endlich. „Es würde mir dies täglich ein bedeutendes Deficit machen. Ich würde besser daran thun, meine Spinnereien zu verkaufen und mein Geld zu 5 Prozent anzulegen. Alles, was ich thun kann und was mir auch gerecht scheint, besteht darin, wie zu Sedan täglich eine halbe, aber keine ganze Stunde jenen Frauen zuzugestehen, welche Kinder säugen."

„Dann ist Alles unnöthig", entgegnete Gendoux; „wir können uns in diesem Fall nicht verständigen. Ich ziehe vor, verurtheilt zu werden. Werden die Arbeitgeber denn nie begreifen lernen, daß, wenn sie uns die nöthige Zeit gönnen, auszuruhen und uns zu unterrichten, wir unsere Arbeit dadurch weit besser, vollkommener und schneller verrichten könnten, und daß sie in der Zuneigung und Dankbarkeit des Arbeiters einen Ersatz für ihre Opfer finden würden."

‚Er ist ein übertriebener Mensch', dachte Herr Daubré, ‚ich werde von ihm kein Zugeständniß erlangen. Uebrigens ist ein Mensch mit solchen Begriffen in einer Fabrik sehr gefährlich. Es ist am Ende besser, wenn er im Gefängniß bleibt.'

Herr Daubré ging hinweg. Da er umsonst eine Aussöhnung angestrebt hatte, faßte er nun den Entschluß, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen.

Herr Daubré hatte bei diesem Schritt fast wie ein volksthümlicher Mann gehandelt. Obgleich die Güte nicht sein einziger Beweggrund gewesen, hatte er doch einem einfachen Arbeiter gegenüber eine Herablassung gezeigt, die gewisse Fabrikherren entschieden mißbilligt hätten.

Es war ein Unglückstag für Herrn Daubré, und seine gewöhnliche Heiterkeit mußte dadurch großen Eintrag erleiden.

Als er ziemlich verstimmt über den Mißerfolg seines Versuches nach Hause kam, fand er seine Schwiegermutter, Frau v. Lomas, die ihn mit wichtiger Miene empfing. Welche ernste oder langweilige Geschichte hatte sie ihm wieder mitzutheilen? Bei der Gemüths-Verfassung, in welcher er sich befand, konnte Frau v. Lomas keinen schlechtern Augenblick wählen.

Als sie zögerte und nach der Einleitung des Gesprächs zu suchen schien, fragte sie Herr Daubré:

„Was? kommen Sie abermals, um für die Armen zu sammeln? Ich kann Sie versichern, daß ich nun die Armen, die Arbeiter und das Volk übersatt habe. Man zerstört sich selbst, um ihr Glück zu suchen, man setzt sich Blutegel an alle Gliedmaßen, man baut ihnen Werkstellen wie Paläste, man gibt ihnen einen Lohn, von welchem sie vor dreißig Jahren nicht zu träumen gewagt hätten, und je mehr Sorgfalt man ihnen beweist, je mehr Zuneigung man für sie hat, desto undankbarer, herausfordernder und unbotmäßiger werden sie. Ich weiß in der That kein Mittel mehr, sie zu regieren. Indem man sie fast auf dem Gleichheitsfuße behandelt, bringt man ihnen eine Meinung von ihrem Werthe bei, daß man weder Achtung noch Gehorsam mehr finden kann."

„Nein, mein Herr", begann Frau v. Lomas mit Salbung, „darin liegt nicht die Ursache des Uebels; das Uebel besteht vielmehr darin, daß man an nichts mehr glaubt, daß keine Religion mehr unter dem Volke ist. Und weßhalb gibt es unter dem Volke keine Religion mehr? Deßhalb, weil die Großen, die Reichen selbst sie verlassen haben."

Frau v. Lomas war eine alte Kokette, die sich, als sie den Fünfzigern nahe war, zur Frömmelei bekehrt hatte. Da sie keinen Hof von Anbetern mehr um sich haben konnte, hatte sie sich einen solchen von geistlichen Herren und andern frommen Persönlichkeiten gebildet. Da sie selbst vermögenslos war, nahm sie für ihre Almosen zu Herrn Daubré ihre Zuflucht, und Dank seiner Freigebigkeit hatte sie sich wirklich einen gewissen Einfluß erworben.

Heute hatte sich Herr Daubré aber an ihr geirrt. Sie war nicht in Almosenangelegenheiten gekommen. Ein weit wichtigerer Grund hatte sie hergeführt.

Lionel hatte ihr nämlich geschrieben, seine Schwester beginne sich ernstlich in Paris zu compromittiren, und es sei äußerst dringend, daß Herr Daubré nach Paris zurückkehre.

Verschiedene Beweggründe hatten diesen Brief veranlaßt.

Man wird sich erinnern, daß Lionel von Lucretia den Auftrag empfangen hatte, der Liebe des Herrn Maxime Hindernisse zu bereiten. Er bezweckte aber mit der Reise des Herrn Daubré nach Paris noch besonders, durch denselben um die Hand der Beatrix werben zu lassen. Außerdem hatte er Geld nöthig und rechnete darauf, von seinem Schwager die nöthige Summe zum Ankauf des Brautgeschenkes zu erhalten.

Frau v. Lomas wußte sich geschickt zu benehmen. Sie wußte ihrem Tochtermann ein ergreifendes Bild der Gefahren zu entwerfen, welche der Aufenthalt zu Paris einer Frau bieten müsse, die so schön sei wie Geraldine.

Herr Daubré liebte die Ruhe und in Paris fand er sich durch seine Frau zu allen möglichen Bällen und Soiréen verurtheilt; daher wies er anfangs die Zumuthungen seiner Schwiegermutter energisch von sich.

„Was soll doch diese Geschichte wieder bedeuten?“ rief er fast gereizt aus. „Geraldine ist eine sehr achtbare Frau, ihren Pflichten als Gattin und Mutter bewußt und zugethan, im Uebrigen ist sie auch nicht mehr so jung, daß irgend ein Grund zur Besorgniß vorhanden wäre.“

„Sie ist nicht mehr jung?“ sagte die Frömmlerin: „sie ist dreißig Jahre alt, und in diesem Alter ....“

„Sie würden besser sechsunddreißig sagen“, entgegnete Herr Daubré.

„Sechsunddreißig, mag sein! dies ist aber gerade das gefährlichste Alter für die Frauen; es ist der Augenblick der großen Leidenschaften.“

„Ha, ha! Ich sage Ihnen, Geraldine ist nicht leidenschaftlich. Wer Teufels sollte denn das besser wissen, wie ich?“

Frau v. Lomas hob ihre Augen zum Himmel empor.

„Mein Gott, habe Mitleid mit ihm!“ seufzte sie.

„Auf was stützen Sie denn diesen grundlosen Verdacht?“

„Schon einen ganzen Monat schreiben Sie ihr, sie soll zurückkehren, und sie kommt nicht. Sie findet immer Vorwände.“

„Herrliche Vorwände, die ich alle gut geheißen habe.“

„Sie liest viel schlechte Bücher, und trotzt meiner Warnung; Sie haben ihre Lektüre nicht hinlänglich überwacht.“

„Ach! Das sollte mir noch fehlen! Ich habe in der That andere Dinge zu überwachen; außerdem habe ich ihr ‚Lelia‘ und die ‚Physiologie der Ehe‘ zu lesen verboten. Sie hat mir erst jüngst noch geschworen, sie habe diese Bücher nicht gelesen.“

„Es gibt noch so viele andere Werke, noch weit gefährlicher als diese, die sich an das Herz der Frauen wenden und sie dadurch zum Ehebruch verleiten.“

„Wenn sie keine besseren Gründe geltend zu machen wissen“, sagte Herr Daubré mit Kälte, „dann werde ich in meinem Vertrauen nicht wanken; und Sie wissen ja, das Vertrauen allein vermag die Frauen zu fesseln.“

„Ich habe noch andere Gründe. Ihre letzten Briefe tragen den Stempel einer auffallenden Betrübniß. Glauben Sie meiner Erfahrung! Sicherlich kämpft sie, sie leidet. Sie müssen ihr zu Hilfe eilen und sie hieher zurückführen. Herr Daubré! Sie vernachlässigen Ihre Frau, und dieses arme Kind ist so zärtlich und so gefühlvoll! Darf man sich darüber wundern, daß sie anderwärts ein Glück sucht, das Sie ihr nicht gewähren?“

„So, so! gut! nun bin ich auch noch ein schlechter Gatte! Habe ich ihr je eine Bitte abgeschlagen? Sagen Sie lieber gleich, ich sei ein abscheulicher Tyrann, und sie sei die unglücklichste aller Frauen.“

„Glauben Sie mir, und reisen Sie so bald als möglich. Sehen Sie, da ich Ihnen nun doch Alles sagen muß, Lionel

hat mir geschrieben, daß auch er Ihre Gegenwart zu Paris lebhaft wünsche."

„Sie werden mich noch ganz rasend machen!" rief Herr Daubré aus; „aber ich will ja abreisen und Geraldine mit nach Hause nehmen. Jedoch will es mir scheinen, Madame, daß, wenn Sie sie ein wenig besser erzogen, wenn Sie ihr, anstatt am Müssigang, mehr Geschmack an der Arbeit eingeflößt hätten, Geraldine heute nicht in strafbaren Erregungen eine Nahrung für ihre Einbildungskraft suchen würde. Hat ihr Herz denn nicht genug daran, ihren Mann, ihre Mutter und ihre drei Kinder zu lieben?"

„Mein Herr!" entgegnete lebhaft Frau v. Lomas, welche ihren Tochtermann zum Erstenmal aufgebracht sah, „meine Tochter wurde im Kloster zum heiligen Herzen erzogen. Sie hat eine Erziehung erhalten, welche mit ihrem Rang im Einklang stund. Sie kann nähen und sticken. Hätte man sie vielleicht auch noch kochen lehren sollen, oder die Haushaltung, die Buchführung, Abschluß von Handelsgeschäften, oder Latein?"

„Allerdings hätte ein wenig Verständniß der Geschäfte oder ein wenig Buchführung mir nützlich werden können. Konnten Sie ihr zum wenigsten nicht lehren, ihre Haushaltung zu führen und ihre Kinder zu erziehen?"

„Obgleich meine Tochter Sie geehelicht, ist sie doch keine Bürgersfrau. Sie ist eine von Lomas. Ich bitte, daß Sie das nicht vergessen. Im Uebrigen stellt ihr Jedermann das Zeugniß einer vortrefflichen Frau aus; Sie allein, mein Herr, finden Fehler an ihr."

‚Zum Teufel mit den Frauen und Schwiegermüttern!' dachte Herr Daubré, indem er nichtsdestoweniger Anstalt zu seiner Abreise treffen ließ.

Herr Daubré liebte seine Frau. Nach der Brauerei und seinen Fabriken war seine Frau sicherlich der Gegenstand, für welchen er sich am meisten in der Welt interessirte. Da er aber um jeden Preis seine Ruhe haben wollte, ließ er sie nach Belieben schalten und walten.

Wenn er sich dann mitunter eine etwas lebhafte Bemerkung

erlaubte, warf sich Frau Daubré in ihren Lehnstuhl zurück, gerade als ob sie ohnmächtig würde, und rief mit schmerzlicher Stimme:

„Ach! mein Herr, Sie werden mich mit Ihren Rohheiten um's Leben bringen!"

Herr Daubré konnte sich somit auch recht gut in eine zeitweise Trennung von ihr finden. Ohne Zweifel wollte seine Frau noch einige Zeit in Paris bleiben, und der Gedanke an die Kämpfe, möglicher Weise auch Auftritte, welchen er die Spitze bieten mußte, störten ihn sehr unangenehm in seiner Behaglichkeit.

„Insbesondere empfehle ich Ihnen", sagte Frau v. Lomas zu ihm, „ihr keine Vorwürfe zu machen! Lassen Sie von Ihrer Eifersucht nicht das Geringste merken."

„Von meiner Eifersucht? Ich sage Ihnen nochmals, ich bin nicht eifersüchtig."

„Dann ist es vielleicht Ihre Gleichgiltigkeit, welche Geraldine mißfällt."

„Also soll ich wenigstens eifersüchtig scheinen, wenn ich es auch nicht bin?"

„Nein, nicht ernstlich, sondern blos, um sie glauben zu machen, daß Sie sie stets noch leidenschaftlich lieben."

„Aber ich liebe sie ja leidenschaftlich, ich liebe sie mit all der Innigkeit, die man gegen die Mutter seiner Kinder haben soll."

„Wie Gott will!" sagte Frau v. Lomas, indem sie einen tiefen Seufzer dabei ausstieß. „Ich gehe, mein Tochtermann, um für Sie und Ihr zukünftiges Glück zu beten; auch werde ich bei den Redemptoristen ein neuntägiges Gebet bestellen, auf daß die heilige Maria Mutter Gottes meine arme Geraldine vor den Fallstricken des Teufels bewahren möge."

‚Armes Kind!' dachte die Frömmlerin beim Weggehen, ‚wie habe ich dich auch an einen solchen Gimpel verheirathen können, der nichts, gar nichts von den Gefühlen des weiblichen Herzens begreift? Wenn meine Tochter strafbar geworden ist, er trägt allein die Schuld daran.'

XXVIII.

Die Rückkehr ihres Gemahls versetzte Frau Daubré in der That in lebhafte Verstimmung. Sie fühlte sich aber stark, wenn sie wollte, und so ertrug sie ohne zu große Aufregung und Krämpfe diese unangenehme Ueberraschung.

Am Vorabend hatte Maxime zu ihr gesagt:

„Warum hat die Vorsehung uns auch von einander trennen müssen! Wir waren so herrlich dazu geschaffen, uns gegenseitig zu begreifen! Mein Leben zu Ihren Füßen zubringen, Geraldine, wäre für mich das höchste Glück gewesen.“

Und Geraldine, die im Alter von fünfundzwanzig Jahren zu dieser gedrechselten Phrase vielleicht gelächelt hätte, ließ sich in ihrem Sechsunddreißigsten durch sie überzeugen. Wie hätte sie auch vermuthen können, daß es Maxime mit dieser Liebe nicht ernstlich nehme, da doch sie von derselben in ihrem ganzen Wesen ergriffen war und dieselbe für die letzte ihres Lebens hielt?

Herr Daubré konnte demnach in keinem fataleren Augenblick eintreffen. Niemals war er auch seiner Frau mit seinem aufgedunsenen Gesicht, seiner gewöhnlichen Denkweise und seinem Mischmasch von Zahlen und Handelssachen schwerfälliger und trivialer vorgekommen. Niemals hatten ihr seine gewöhnlichen Manieren, sein bürgerliches Wesen und seine Meinungen mehr mißfallen. Suchte man seine unbegründeten Behauptungen zu bekämpfen, so unterließ er es aus Geistesträgheit, zu antworten. Man hielt ihn dann für überzeugt; kam man aber eine Stunde später auf den nämlichen Gegenstand zurück, so war man erstaunt, ihn mit dem nämlichen Aplomb seine frühere Behauptung abermals aufstellen zu

hören, und mit dem nämlichen Selbstvertrauen jedem Einwand Schweigen entgegen zu setzen. Diese Unbeweglichkeit in der Thorheit konnte ihm Frau Daubré nicht verzeihen, insbesondere wenn sie ihn mit Maxime verglich, dessen Seele in heißer Leidenschaft erglühte, dessen beweglicher und aufgeweckter Geist Funken des Witzes nach allen Seiten sprühte.

Herr Daubré befolgte auch keineswegs den Rath seiner Schwiegermutter. Er bezeugte seiner Frau weder Eifersucht noch Zorn oder eine Abnahme seiner Zärtlichkeit. Er sagte ganz einfach zu seiner Frau, er sei gekommen, sie abzuholen.

Frau Daubré entgegnete, daß sie eine Kur für ihre Nerven gebrauche, und daß ihr der Arzt noch für einige Zeit den Aufenthalt in Paris verordnet habe.

Er machte hiegegen keine Einwendung und nahm gelehrig das Joch wieder auf sich, begleitete seine Frau, wenn sie es verlangte, und die übrige Zeit brachte er auf die friedlichste Weise in größter Langeweile zu.

Geraldine stellte ihm Madeleine vor. Er stimmte dieser Wahl vollständig bei. Er versuchte allerdings einige Einwendungen hinsichtlich der Art und Weise, wie man die Erziehung seines Töchterchens leite, das er schon zu kokett fand. Frau Daubré beschränkte sich aber auf die Antwort: „Man muß sie doch kleiden, wie ihre andern kleinen Freundinnen. Mehr Einfachheit wäre lächerlich.“ Er verbeugte sich. Da ihm seine Frau indessen niemals mehr Zuvorkommenheit und Zuneigung bewiesen, und da er sie auch nie weniger nervös, viel minder träumerisch, viel aufgeweckter und wohlbehaltener sah, sagte er zu sich selbst, Frau v. Lomas müsse wahnsinnig sein, oder sie habe diesen Vorwand nur gebraucht, um die Rückkehr ihrer Tochter zu beschleunigen.

Geraldine traf mit Maxime im Wäldchen, im Theater oder bei den Soiréen zusammen; an solchen Tagen sagte sie dann zu ihrem Gemahl mit schmeichelnder Stimme:

„Lieber Freund, heute Abend hast Du Urlaub, Lionel oder Albert werden mich begleiten.“

Und Herr Daubré gieng ruhig in die Brasserie, sein Pfeif-

chen zu rauchen, seinen „Bock“ zu trinken, und seinen „Constitutionel“ zu lesen.

Ehe Lionel seinen Heirathsantrag wagte, beauftragte er Maxime, das Terrain zu sondiren.

Herr v. Lomas war überzeugt, Beatrix und ihrer Mutter zu gefallen, es bedurfte aber auch noch der Zustimmung des Herrn Borel.

Eines Tages, als die ganze Familie, Fräulein Bathilde mitbegriffen, beim Frühstück saß, begann Maxime:

„Was für ein Mann ist doch dieser Lionel! In der That, wenn er auch nur geringes Vermögen besitzt, es würde mir doch sehr schmeicheln, ihn zum Schwager zu haben.“

Beatrix schwieg, aber sie warf ihrem Bruder einen Blick des Dankes zu.

„Allerdings ist er ein ganz ausgezeichneter Mann,“ entgegnete Frau Borel, „da Du aber seinen Charakter so lobenswerth findest, solltest Du ihn auch nachzuahmen suchen, Maxime! Man sieht ihn jeden Morgen in der kleinen Kapelle der Rue de Provence. Er versteht es, mit den Manieren und der Unterhaltung der feinen Welt einen ernsten Geist und exemplarische Frömmigkeit in Einklang zu setzen.“

„Ich glaube in der That seit einiger Zeit schon bemerkt zu haben,“ fügte Herr Borel hinzu, „daß er Beatrix sehr fleißig den Hof macht. Frömmigkeit und ausgezeichnetes Benehmen sind allerdings herrliche Eigenschaften, welchen ich ebenso wie Ihr meine Anerkennung zolle, ich habe mich aber erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß er vollkommen zu Grunde gerichtet ist.“

„Mit einem Manne, der mir gefiele, wäre ich stets reich genug,“ sagte Beatrix.

„Zum Mindesten müßte er uns doch irgend eine Ausgleichung bieten: wenn er z. B. einen wichtigen Posten bei einer Gesandtschaft erhielte, oder wenn er nur dekorirt wäre . . .“

„Ist sein Name an sich selbst nicht schon mehr werth, als alle Dekorationen? Er gehört einer der ältesten Adelsfamilien Flanderns

an. Sein Wappen besteht aus roth gesandelten Binden mit einem spitz emporstehenden goldenen Halbmond."

„Hat man euch auch die Wappenkunde im Kloster gelehrt?" fragte Bathilde mit ironischem Lächeln.

„Allerdings hat man uns einige Begriffe davon beigebracht, denn sie gehören zur Geschichte. Ist es denn für jene Fräuleins, welche zum größten Theil adelig sind, nicht höchst interessant, den Ursprung und die Wappen ihrer Familien zu kennen?"

„In diesem Falle, meine arme Beatrix, wundere ich mich nicht mehr über deine Begeisterung für Herrn v. Lomas."

„Ich bin auch nicht deiner Ansicht, mein theures Kind," begann Herr Borel wieder. „In meiner Eigenschaft als Kaufmann lege ich sehr geringen Werth auf den adeligen Ruhm. In dieser Hinsicht bin ich ein Kind von 89. Bei mir gilt nur das persönliche Verdienst. Weit entfernt, daß ich Herrn v. Lomas seiner Verdienste berauben will; wie denkst denn Du darüber, Bathilde?"

„O! Meine Tante muß nicht viel Gutes davon halten," sagte Beatrix mit Bitterkeit. „Ein Mann, der die Messe hört!"

„Da man meine Ansicht zu vernehmen wünscht," erwiderte Fräulein Borel, „so sage ich ganz einfach, er ist ein zu Grunde gerichteter Mann, der Jagd auf ein großes Heirathsgut macht und weder einen moralischen noch geistigen Werth besitzt. Man sollte sich insbesondere darüber Auskunft verschaffen, meine liebe Beatrix, ob er früher, ehe er daran dachte, dich zu ehelichen, auch in die Messe gegangen ist."

„Möglich," bemerkte Maxime, „daß er früher nicht so eifrig gewesen, aber er hat immer sehr christliche Gefühle gehabt. Angenommen, daß er heute etwas öfter in die Messe geht, um dadurch Beatrix, welche er liebt, zu gefallen, so wäre dieß noch kein so großes Uebel."

„Ich gestehe," sagte Laura mit leichtfertiger Zunge, „daß mir der kleine Daubré besser gefallen würde; Herr v. Lomas scheint mir nicht sehr aufrichtig."

„Ah! meine Theuerste, du thust Unrecht, wenn du an Herrn

Albert denkst, denn er wird schon von Madeleine gegängelt,“ warf Beatrix absichtlich hin, um sich an der Tante Bathilde zu rächen.

„Meine theure Beatrix,“ erwiderte Fräulein Borel strenge, „Madeleine ist ein edles Mädchen, und zu einem derartigen Benehmen ganz unfähig.“

„Madeleine ist gottlos und meine Töchter sind fromm,“ bemerkte sarkastisch Frau Borel, „darin liegt der Grund, weßhalb Sie dieselbe auf Unkosten meiner Kinder loben.“

Herr Borel brach die Unterhaltung, die auszuarten drohte, kurz ab. Nach dem Frühstück suchte Beatrix aber ihren Bruder auf und sagte leise zu ihm:

„Veranlasse Herrn v. Lomas, mit seiner Bewerbung noch zu warten, bis Tante Bathilde abgereist ist.“

Auch Lucretia hatte ja zu Renardet gesagt:

„Es ist mir sehr daran gelegen, die Heirath des Herrn v. Lomas zu verzögern. Suchen Sie doch durch Maxime zu erfahren, wie die Sache steht, damit ich nöthigenfalls ihr etwas in den Weg legen kann.“

Frau v. Courcy rechnete auf Lionel, um Madeleine und Albert von einander zu trennen.

XXIX.

Sobald Herr v. Lomas der Zustimmung der Beatrix gewiß war, antwortete er auf Genofeva's Brief folgendermaßen:

„Mein liebes Kind!

Ich kann Ihnen die Wahrheit nicht mehr länger verbergen, vor Allem glauben Sie mir aber, daß ich für immer eine tiefe Zuneigung und lebhafte Dankbarkeit für die Aufrichtigkeit, welche Sie mir bewiesen, bewahren werde. Insbesondere wünsche ich, daß Sie sich davon überzeugt halten mögen, daß ich Sie nie verlassen werde. Ich werde Alles thun, was mir nur immer möglich ist, um Ihr Glück zu sichern.

Ich werde mich verheirathen. Ich fühle einen tiefen Schmerz, wenn ich an den Kummer denke, welchen Ihnen diese Nachricht verursachen wird. Wozu Sie aber noch länger in Hoffnungen belassen, die doch unausführbar sind? Vielleicht würde Ihre Zukunft dadurch geschädigt, und die Enttäuschung für Sie dann nur noch schmerzlicher werden. Unumgängliche Rücksichten auf die Familie und meine gesellschaftliche Stellung trennten uns von Anfang, und da eine eheliche Verbindung zwischen uns unmöglich ist, macht mir mein Gewissen eine Pflicht daraus, eine Verbindung zu lösen, deren Fortbestand Ihre ganze Zukunft blosstellen könnte.

Ich enthalte mich, Ihnen bezüglich des Herzogs einen Rath zu ertheilen. Er ist ein galanter Mann, und die Laufbahn der Arbeit, welche Sie so muthig eingeschlagen haben, bietet so viel Schwierigkeiten! Ich begreife aber Ihre Delikatesse, Ihre Uneigennützigkeit rührt mich. Immerhin muß man die Dinge beim rechten Licht betrachten und den vielleicht etwas zu roman-

tischen Gefühlen die positive Seite unseres elenden Lebens nicht opfern.

Sie haben ein edles Herz, Genofeva, und in jeder Stellung des Lebens werden Sie es immer verstehen, sich Liebe und Achtung zu erwerben.

Mit diesen Gefühlen der Zuneigung, und ich wage es zu sagen, der Verehrung, bitte ich Sie, stets auf meine unwandelbare Freundschaft und vollständige Ergebenheit zu zählen."

Dieser Brief war nicht unterschrieben, und die Handschrift, welche von Eile zeigte, war ein wenig abgeändert.

Als er Genofeva zugestellt wurde, befand sie sich im Atelier.

Seit dem Besuch des Herzogs schien sie so traurig und in so geringem Grade stolz auf ihre Schönheit, daß ihre gewöhnlich so unbarmherzigen Gefährtinnen diesen geheimen Schmerz dennoch achteten.

In diesen leichtfertigen Köpfen sind Eindrücke und Gefühle nur von kurzer Dauer. Uebrigens war Genofeva auch zu sehr in ihre Bedenken versunken, als daß sie den Spöttereien, welche noch hie und da gegen sie losgelassen wurden, Aufmerksamkeit hätte zuwenden können, und diese ihre Unbeweglichkeit hatte endlich die malitiösen Mädchen entwaffnet; sie suchten bereits nach einem andern Gegenstand, an welchem sie auf wirksamere Weise ihre hämischen Schnäbelchen wetzen könnten.

Zitternd öffnete Genofeva den Brief. Gleich bei den ersten Worten flimmerte es vor ihren Augen. Sie fiel auf ihren Stuhl zurück und wurde ohnmächtig. Man sprang ihr hilfreich bei, führte sie auf ihr Zimmer und brachte sie zu Bette. Kaum war es aber etwas dunkel geworden, als sie sich plötzlich wieder erhob und nach der Rue Louis le Grand eilte.

Sie war sehr krank, ihre Beine vermochten sie kaum zu tragen. Ihre Zähne klapperten von Fieberschauer, und ihre blassen Wangen nahmen eine marmorirte Färbung an. Von Zeit zu Zeit mußte sie sich an den Wänden festhalten, um nicht zusammen zu sinken. Je näher sie dem Hause kam, in welchem v. Lomas wohnte, desto schrecklicher schnürte ihr die Angst das Herz zusammen. Sie zögerte.

‚Was soll ich ihm sagen?‘ dachte sie, ‚ich werde ihn zu keinem andern Entschlusse bewegen.‘ Von der Verzweiflung getrieben, setzte sie ihren Weg fort wie ein zum Tode Verurtheilter, der immer noch an irgend einer letzten, aber grundlosen Hoffnung festhält.

Aus Furcht, auf der Treppe angehalten oder erkannt zu werden, machte sie eine letzte Kraftanstrengung, eilte rasch die drei Treppen empor und läutete an.

Lionel kam, ihr zu öffnen. Sie stürzte ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Lionel war gerade im Begriff, sich anzukleiden, um bei den Borels zu speisen.

Durch die ganz besondere Sorgfalt, welche er auf seine Person verwandte, vielleicht auch in Folge seines jetzt etwas regelmäßigeren Lebens, schien er wie verjüngt; seitdem er Beatrix seine Huldigungen darbrachte, legte er auch etwas mehr Roth auf.

Auch die Männer pinseln sich heute an. Es gibt unter dem bekannten Dandy-Geschlecht eine Menge, welche die Schminke, das Cold-Cream und das Reispulver keineswegs verschmähen.

Fühlte der glänzende Verführer seinem Opfer gegenüber, das der Schmerz zu Boden geworfen hatte, nicht wenigstens einen Gewissensbiß, eine Regung von Mitleiden?

‚Welcher Dachziegel!‘ dachte er, indem er einen Blick auf die Standuhr warf; ‚ich habe nur noch eine Viertelstunde, sie mir vom Halse zu schaffen.‘

„Hören Sie, Genofeva, kommen Sie doch zu sich. Hier, trinken Sie ein wenig frisches Wasser.“

„O! ich fühle keinen Durst,“ sagte sie, indem sie das dargebotene Glas zurückwies. „Haben Sie wirklich diesen Brief an mich geschrieben? Nicht wahr, ich träume? Ich glaubte wahnsinnig darüber zu werden. Sie verheirathen sich, Sie lieben mich nicht mehr, Sie verlassen mich! Ist es denn wirklich wahr? Wiederholen Sie es mir, ich kann immer noch nicht daran glauben.“

Sie sprach diese Worte in kurzen, unterbrochenen Sätzen und brach dann in Thränen aus.

„Mein armes Kind, ich versichere Sie, daß ich trostlos darüber

bin; Sie vermögen sich nicht zu denken, wie schmerzlich diese Trennung mich berührt."

Das arme Mädchen ließ sich abermals vor ihm auf die Kniee fallen. Sie küßte seine Füße.

„Lionel, mein Lionel, ich hatte Sie so lieb! Ich, die Ihnen Alles geopfert, die Liebe zu Mutter und Vater, ich, die Ihnen das Glück, den guten Ruf ihrer Eltern und meine Ruhe, mein Gewissen, meine Ehre geopfert, ich, die jetzt noch mein Leben für Sie hergeben würde, ich flehe Sie auf den Knieen darum an, verlassen Sie mich nicht, verheirathen Sie sich nicht. O! lieben Sie mich, denn wenn Sie mich nicht mehr lieben, ich fühle es, werde ich sterben."

„Aber, mein Kind, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß ich Sie liebe, ich wiederhole es Ihnen nochmals, ich werde Ihnen stets das herzlichste Andenken bewahren. Sie sind so gütig, so zärtlich für mich gewesen! Wie sollte ich dies je vergessen können?"

Genofeva hörte mit verstörten Augen diese kalten Versicherungen an.

„Es ist also wirklich vorbei! Alles vorbei!" sagte sie langsam. „Leben Sie wohl. Sie sehen mich nie wieder."

Er hielt sie zurück.

„Mein Gott? Wo wollen Sie hin? Was wollen Sie thun? Höre mich an, Ginèvra."

Dieser Name, den er ihr mitunter gegeben hatte, als er sie noch liebte, machte sie erbeben, und an diese schwache Hoffnung sich anklammernd, blieb sie.

Mit düsterem Blick, unbeweglichem und geschlossenem Munde blieb sie aufrecht vor ihm stehen und wartete. Ihre Stellung drückte einen verzweifelten Entschluß aus.

„Man muß Verstand annehmen, mein Kind", sagte Lionel, indem er die eisige Hand des jungen Mädchens in die seinige legte. „Wohin würde diese Liebe uns führen? Meine Mutter würde niemals in eine solche Verbindung willigen. Frau Daubré würde Sie nie als ihre Schwägerin anerkennen. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich kein Vermögen besitze. Was wollten wir also zusammen anfangen? An den Müssiggang gewöhnt, kann ich nicht

daran denken, mein Brod im Schweiße meines Angesichtes zu verdienen. Würde ich Sie ehelichen oder auch nur unsere Beziehungen zu einander fortsetzen, so zerstöre ich meine Zukunft und die Ihrige; denn die Zukunft, welche Ihnen der Herzog bietet, ist eine glänzende Stellung. Allerdings ist es keine ganz regelmäßige Verbindung, ich gebe es zu, aber sind denn diese illegitimen Verbindungen heutigen Tages nicht so gewöhnlich, daß die Gewohnheit sie fast geheiligt hat. Sie sind so gütig, so lieblich, daß Sie mit etwas mehr Erziehung zu einer vollkommenen Frau würden. Der Herzog wird Ihren Werth schätzen, er wird Sie lieben, und vielleicht später .... Seine Frau ist alt, kränklich; wenn Sie sich unentbehrlich machen ...."

„Ah! gewiß, nicht wahr, er wird mich dann ehelichen?" sagte sie mit Bitterkeit. „Ich weiß nun, was ich von derartigen Hoffnungen zu halten habe. Nein, ich werde eine solche demüthigende Stellung nicht annehmen. Sie haben mich betrogen, Sie sind ein Feigling. Sie haben keine Entschuldigung für sich."

„Sie lassen mich in grausamer Weise die falsche Stellung fühlen, Genofeva, in welche ich versetzt bin. Die mir angebotene eheliche Verbindung kommt ganz unverhofft, und es ist sicher, daß ich gewisse Ehrenschulden sonst nie hätte bezahlen können. Sie wissen, daß man der Ehre sogar sein Glück opfern muß."

Genofeva zog ihre Hand zurück. Die Empörung lieh ihr Kraft. Ihre Thränen trockneten, ihr blitzendes Auge maß den Betrüger mit Verachtung; sie war nicht mehr die gedemüthigte, bittende Arbeiterin, jetzt war sie die würdige Tochter des Gendoux.

Vor diesem Blick senkte v. Lomas den seinigen.

„Sie sagen, daß Sie sich vermählen, um eine Ehrenschuld zu bezahlen; wie nennen Sie denn aber jene Schuld, die sie mir gegenüber eingegangen sind. Nicht wahr, Spielschulden sind Ehrenschulden? wohl nur deßhalb, weil sie Jedermann bekannt sind. Dagegen verführen Sie ein junges armes Mädchen, entreißen es seiner Familie, verlassen es, und was noch weit schändlicher ist, Sie wollen es antreiben, sich zu verkaufen, damit Sie es vom Halse haben. Alle diese Feigheiten begehen Sie ohne Gewissensbisse und glauben, ein Ehrenmann zu bleiben, nur weil Sie wissen, daß ich Ihre

infame Aufführung nicht weiter erzähle, daß ich zu stolz bin, mich zu rächen, und daß ich es vorziehe, eher mit meinem Kinde zu sterben."

Lionel versuchte nochmals, sie mit einigen Worten zu beruhigen, sie weigerte sich aber, ihn anzuhören und ging raschen Schrittes hinweg. Er versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Die Viertelstunde war verflossen.

„Endlich! endlich bin ich ihrer los!" rief er aus, als er die Thüre zugemacht hatte. „Sie hat es noch leichter aufgenommen, als ich es nur erwartet hätte."

Und auf diese Weise sein Gewissen tröstend, das übrigens leicht zu beschwichtigen war, fuhr er fort, seine Toilette zu beendigen.

Er zog sich über die Mitte des Kopfes einen Scheitel, wodurch er ein gar unschuldiges Aussehen erlangte, und als er endlich pomadisirt, frisirt, geschminkt und nach allen Regeln der Mode gestriegelt und gebügelt war, betrachtete er sich selbstgefällig im Spiegel, lächelte sich zu, und nichts verrieth auf der Außenseite seine innere moralische Verkommenheit; denn er verstand es vortrefflich, wenn es ihm darum zu thun war, seinem trockenen und matten Blick einen Ausdruck inniger Zärtlichkeit zu geben. Selten war er noch zufriedener mit sich selbst gewesen, noch nie seines Erfolges sicherer als heute, da er den Spiegel verließ.

Genofeva war kaum draußen, als jene Entschlossenheit, welche die Verzweiflung einen Augenblick in ihr hervorgebracht hatte, sie wieder verließ. Sie ging planlos vor sich hin und wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenkte.

Es war kalt. Ein feiner und eisiger Regen durchnäßte ihre Kleider. Was war ihr aber daran gelegen, sie ging weiter und weiter, ohne sich im geringsten um die Wagen und die Vorübergehenden zu kümmern.

So kam sie auf die Boulevards. Sie waren glänzend erleuchtet. Sie sah aber weder die Gasflammen, noch die blendende Helle in den offenen Café's, oder den Luxus in den Auslagefenstern der Magazine. Sie vernahm weder das Geräusch der auf- und abwogenden Menge, noch den scharfen Trab der Pferde. Ganz in

ihren Schmerz versunken, schien sie für Alles in ihrer Umgebung todt zu sein. Als sie auf dem Magdalenenplatze angelangt war, wendete sie sich links, ging die Rue Royale hinab und durchkreuzte den Concordeplatz. Sie befand sich alsbald auf einer menschenleeren Brücke. Es war stockfinstere Nacht. Der Strom war angeschwollen und floß mit lautem Rauschen dahin.

Genofeva bog sich hinab, um das trübe Wasser zu sehen.

Hatte sie die Kälte erstarrt oder ein ohnmächtiger Schwindel sie ergriffen? sie sank plötzlich zusammen. In ihrer Seele empfand sie dieses Schwinden der Sinne wie eine Erlösung.

„Welches Glück", murmelte sich noch, „ich werde sterben!"

Sie dachte an ihre Mutter und schloß die Augen.

Zehn Minuten später sah sie ein Vorübergehender am Boden liegen und benachrichtigte einen Polizeiagenten.

Sie wurde aufgehoben.

Im ersten Augenblick erinnerte sie sich an gar nichts. Sie gab ihre Wohnung an, und man trug sie nach Hause; sie war so schwach an Körper und Geist geworden, daß sie keinen Widerstand entgegensetzte.

Sie legte sich mit einem brennenden Fieber zu Bette.

Am darauffolgenden Tage befragte sie Frau Thomassin und erfuhr, was vorgefallen war.

Am Nachmittag stellte sich der Herzog ein. Genofeva ließ sich durch Frau Thomassin in den Salon führen.

Sie war nicht mehr das junge Mädchen des vorherigen Tages, es war nicht mehr jenes frische, liebliche Kind, sondern eine Frau, die gelitten hatte.

Ernst, fast strenge, erschien sie dem Herzog so imposant, daß er einen Augenblick betreten vor ihr stehen blieb.

„Haben wir uns endlich entschlossen?" sagte er.

„Nein, mein Herr!"

„Sie lieben also diesen Herrn v. Lomas immer noch?"

„Nein, mein Herr, ich verachte ihn."

„Was hoffen Sie nun aber anzufangen?"

„Sterben."

Der Herzog glaubte, sie spiele Komödie. Er brach in lautes

Lachen aus. Als er aber Thränen über die bleichen Wangen der Arbeiterin herabfließen sah, lachte er nicht mehr. „Hören Sie mich an, mein Kind", begann er wieder, „Sie interessiren mich in der That. Es ist das erste Mal, daß ich an die Tugend glaube. Hier, nehmen Sie diese 100 Franken und kehren Sie zu Ihren Eltern zurück. Glauben Sie mir, Sie befinden sich in keinem anständigen Hause. Paris bietet zu viele Gefahren. Sie leisten Widerstand, weil Sie, ohne daß Sie es wissen, immer noch lieben. In sechs Monaten, vielleicht noch früher, würden Sie aber dennoch fallen. Sie sind in der That ein heldenmüthiges Kind. Nehmen Sie diese 100 Franken, wenn Sie einmal können, erstatten Sie mir dieselben wieder zurück."

‚Ich werde wahrlich ein alter Schwätzer', sagte der Herzog im Weggehen zu sich selbst. ‚Noch einige Jährchen und ich werde Rosenjungfern krönen.'

XXX.

Madeleine mußte natürlicher Weise die Folgen der Hindernisse empfinden, welche sich der Liebelei der Frau Daubré entgegenstellten. Kam Maxime zu spät, oder ging Herr Daubré nicht zur gewünschten Stunde aus, dann hatten die Erzieherin und die Dienerschaft durch die üble Laune der Gebieterin nicht wenig zu leiden.

Albert entschädigte sie aber durch seine zarten Zuvorkommenheiten und durch die bewundernswürdige Zuneigung, welche er ihr bewies, für die Demüthigungen und Quälereien, die sie von der kränklichen und oft unausstehlichen Frau zu ertragen hatte. Sie begann auch bereits sich in ihre Lage zu finden.

Albert suchte jede Gelegenheit, sich ihr zu nähern und mit ihr zu reden. Sicher war ihm Madeleine an geistigen Fähigkeiten und poetischem Gefühl überlegen. Aber weit davon entfernt, sich durch diese Vorzüge verletzt zu fühlen, erkannte er sie vielmehr mit Freuden an. Er war verliebt, suchte sich aber über das Gefühl, welches er empfand, noch keine Rechenschaft abzulegen. Uebrigens hatte er sich die Liebe vorgestellt, wie alle jungen Leute, welche noch nicht geliebt haben, nämlich als eine Art Delirium, einen Schwindel der Sinne und der Einbildung, eine heftige Krisis der Seele, welche entweder belebend oder tödtlich wirkt. Was er aber für Madeleine empfand, bestund in einer so ruhigen und respektvollen Zuneigung, daß er entfernt von ihr, oder in ihrer Gegenwart weder eine Verwirrung noch ein Fieber, sondern blos ein ebenso reines wie tiefes Glück seiner Seele empfand.

Hätte man ihn über seine Gefühle zu Madeleine befragt, er würde mit voller Wahrheit haben bestätigen können, daß er sie

nicht aus Liebe liebe, sondern daß seine Liebe in einer heiligen, brüderlichen Zuneigung bestehe. Immerhin fühlte er sich unglücklich, wenn einige Stunden vergingen, ohne daß er sie zu Gesicht bekam; er litt dann an einer Art von Angst, er suchte sie dann mit Unruhe überall, und wenn er sie endlich fand, war er dermaßen glücklich, daß sein Gesicht einen ganz verklärten Ausdruck annahm.

Was Madeleine betrifft, so fühlte sie sich durch diese Zuneigung tief gerührt und glücklich, und sie sagte es ihm sogar, denn sie glaubte immer noch Maxime Borel zu lieben.

Sie glaubte, das Herz könne nicht wechseln, und eine Frau, wenn sie sich nicht herabwürdigen wolle, dürfe nur einmal lieben. Hatte sie aber Maxime auch wirklich mit ihrem Herzen geliebt? War dieses Gefühl nicht vielmehr eine jener dem Kopfe entsprungenen Neigungen gewesen, die bei jungen Mädchen so oft zu finden sind?

Maxime war schön, edel, verführerisch. Ueberdieß war er der einzige junge Mann gewesen, welchen sie in Vertraulichkeit gekannt hatte. Sie hielt ihn zwar für etwas leichtfertig, und vor Allem für einen dem Luxus und dem Vergnügen ergebenen Mann. Aber mit ihrer lebhaften Einbildung stellte sie sich ihn immer wieder als eine jener überschwänglichen, begeisterten Naturen vor, die sich nur deßhalb der Ausschweifung in die Arme werfen, weil unsere engherzige und zusammenpressende Gesellschaft ihren energischen Geisteseigenschaften jeden fruchtbringenden Aufschwung wehrt. Sie hatte einen Helden, eine Art von Halbgott aus ihm gemacht, dem sie nun einen Kultus in ihrem Herzen widmete.

Sie konnte demgemäß auch von einem Tage zum andern nicht herausfinden, daß Maxime solche heldenmäßige Vorzüge nicht besitze; sie hielt immer noch daran fest, daß er eine schöne und aufrichtige Natur, ein herrlicher Jüngling sei, der nur durch die Jesuiten weniger hätte verdorben, von seinen Eltern weniger verzogen, von den Frauen weniger hätte verhätschelt werden sollen, um mit der Zeit, wie sein Vater, ein guter Bürger, ein guter Gemahl und ein guter Familienvater zu werden.

Herr v. Lomas überwachte Albert und Madeleine in ihrer aufkeimenden, ebenso reinen wie naiven Liebe. Er lächelte mitunter über ihre Treuherzigkeit, er war eifersüchtig auf ihr Glück, weil er, blasirt und zweiflerisch, jeder wahren Liebe unfähig war. Immerhin hatte er, in der Befürchtung, seiner Verheirathung dadurch zu schaden, seine Verführungsversuche bei Madeleine nicht erneuert, wenn er auch keineswegs ganz darauf verzichtete; er wollte damit blos bis nach seiner Vermählung warten. Er berechnete sogar schon vorher die Zeit, welche seine Verheirathung sowie ein angemessener Honigmond in Anspruch nehmen könne. Er hoffte in sechs Monaten Alles anständig abgemacht zu haben, um dann in alter Freiheit sein Wesen wieder forttreiben zu können.

Inzwischen mußten Albert und Madeleine aber getrennt werden, nebenbei war dieß, wie wir ja wissen, auch ein Befehl, den er von Lucretia erhalten hatte.

Trotz der Bitten Lionels hatte Albert doch nur selten die Soiréen der Frau v. Courcy besucht. Sein Herz war zu sehr von Madeleine gefangen, als daß er den herausfordernden Koketterien der Buhlerin auch nur die geringste Aufmerksamkeit hätte widmen können. Wie ein verschämtes junges Mädchen verstand er oder wollte er die nur in so geringem Maße verschleierte Liebe nicht verstehen, welche ihm Lucretia durch ihre verlangenden Blicke und ihre doppelsinnigen Worte verhieß. Diese geräuschvolle, oberflächliche, lasterhafte Welt, so elegant sie auch sein mochte, konnte seiner zarten und träumerischen Seele nicht behagen. Bei seinem Nachhausekommen fühlte er sich stets unbehaglich und unzufrieden mit sich selbst. Es wollte ihm dann scheinen, daß er besser daran gethan hätte, einige Seiten Gedichte zu lesen, oder auch nur die reine Stirne Madeleinens zu betrachten. Er beschloß daher, Frau v. Courcy nicht mehr zu besuchen. Lucretia fühlte sich aber durch sein Ausbleiben in ihrer Eigenliebe verwundet, sie fühlte eine Leidenschaft in sich größer werden, die, wenn sogleich befriedigt, vielleicht nur eine Laune geblieben wäre. Fortan aber wurde sie von diesem Gedanken ganz beherrscht und aufgezehrt. Es scheint dieß eine den verworfenen Geschöpfen auferlegte Züchtigung zu

sein, daß sie in einem gewißen Augenblicke ihres Lebens von einer jener heftigen, mit Kummer und Schmerzen verbundenen Liebe ergriffen werden, die mit einem Schlage alle früheren Opfer ihrer teuflischen Verstellungskünste rächt.

Nachdem Albert vielfache Einladungen von Frau v. Courcy erhalten hatte, wußte ihn Lionel endlich dennoch zu überzeugen, daß der Anstand ihn dazu verpflichte, wenn er auch deren Soiréen nicht anwohnen wolle, ihr doch mindestens einen Höflichkeits-Besuch zu machen.

Er begab sich daher eines Tages zu ihr.

Lucretia, durch Lionel benachrichtigt, erwartete ihn.

Sie empfing ihn in einem koketten Boudoir, in einem sog. Boudoir Pompadour, mit seidenen Tapeten von blaßgrüner Farbe ausgestattet, die mit Rosenbouquets übersät waren. Die Möbel waren wirkliche Kunstgegenstände. Eine Statue der Frau von Pompadour in Lebensgröße zierte das Appartement. Das Tageslicht war durch die in durchbrochener Guipure gearbeiteten Stores gemildert und verbreitete über alle die eleganten Gegenstände ein wollüstiges Halbdunkel, wodurch auch die etwas zu grellen Färbungen oder zu harten Linien angenehm verschmolzen. Albert fand sie halb eingeschlafen auf einer Chaise-longue liegend. Neben ihr befand sich ein Gueridon, auf dem deutsche Bücher lagen.

Sie hielt ein Buch in ihrer Hand, in welchem sie aber nicht las. Ihre melancholisch empor gerichteten Augen blickten in die Luft.

Sie hörte ganz genau, daß Herr Daubré angemeldet wurde, sie blieb aber noch einige Sekunden in dieser sentimentalen Stellung liegen, denn sie wollte in derselben gesehen sein. Der vor ihr hängende Spiegel hatte ihr gesagt, daß ihre träumerisch unter den Wimpern hervorblitzenden halbgeschlossenen schwarzen Augen sich auf diese Art noch weit schöner ausnehmen würden.

Plötzlich erzitternd und sich emporrichtend rief sie aus:

„Ah! Sie sind es! Welches Glück! Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Sie verwöhnen mich nicht, und dennoch bin ich . . . Was wollte ich da sagen? Wahrlich, eine Thorheit.“

„Entschuldigen Sie mich, Madame," erwiderte Albert, durch diesen zuvorkommenden Empfang etwas verwirrt, „aber ich bin furchtsam und noch ein wenig menschenscheu. Sie haben stets große Gesellschaft um sich, und ich fühle eine große Leidenschaft für das Studium und insbesondere für die Literatur."

„Sie werden es kaum glauben," rief Lucretia begeistert aus, „daß ich die Werke von Heinrich Heine noch nicht gelesen hatte? Seit zwei Tagen aber verschlinge ich sie. Welcher Dichter! Sie, ein halber Deutscher, und mit Literatur beschäftigt, Sie werden wohl diese Gedichte kennen? Gibt es wohl einen französischeren Geist, eine deutschere Seele? Wie er zu lieben wußte! Welche Empfänglichkeit und welches erhabene Gefühl für das Schöne, Edle und das Gerechte! Welche umfassende Natur! Welcher Künstler und Philosoph! Sie sehen mich ganz bewegt und verwundert. In welch' erhabener Weise er die Frau verstand! Was haben denn Sie für eine Ansicht von Heine?"

„Madame, ich empfinde in diesem Augenblick eine der sanftesten Erregungen meines Lebens; Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich schon seit zwei Jahren damit beschäftige, seine Dichtungen zu übersetzen."

„Wirklich!" sagte sie mit verstellter Ueberraschung, denn Lionel hatte sie bereits davon unterrichtet. „Sie sind in der That glücklich, die deutsche Sprache zu verstehen. Ich glaubte nicht, daß diese rauhe germanische Sprache sich in solchem Grade weich bilden lasse, und die zartesten Nuancen, die lieblichsten Bilder, die reizendsten Gemälde unseres französischen Geistes wiederzugeben vermöchte. Sollten Sie es glauben? Sie werden denken, es sei die Fantasie eines tollen und müßigen Kopfes: seitdem ich Heine lese, wünsche ich deutsch zu lernen, und wenn ich nicht davor zurückschrecken würde, meinen deutschen Lehrer das Französische so schlecht aussprechen zu hören, würde ich noch heute meine Stunden begonnen haben. Aber meine plötzliche Leidenschaft für die deutsche Sprache wird sich ferner auch durch diese barbarischen Accente nicht zurückhalten lassen."

„Ich bedaure ungemein, Madame," sagte Albert, „daß ich Paris in Bälde verlasse, sonst würde ich mich zu Ihren Diensten

anerboten haben; ich spreche und schreibe deutsch mit derselben Geläufigkeit wie das Französische. Wenn Sie nächsten Winter aber anzunehmen geruhen, würde ich mich glücklich schätzen, eine so feurige Verehrerin Heine's in die Pracht seiner Dichtungen einzuweihen."

„Leider," seufzte Lucretia, „ist es mit allen Plänen wie mit der Liebe: aufgeschoben heißt aufgehoben. Immerhin danke ich Ihnen für Ihren Vorschlag, ich werde ihn annehmen, wenn wir einst Beide noch leben, wenn die Vorsehung nicht Sie nach dem Norden und mich nach dem Süden treibt, wenn meine germanische Begeisterung Stand hält; denn die Begeisterung hat eben so gut wie jedes andere Gefühl nöthig, gepflegt zu werden, und ich bin eine Frau. Die Frauen, sagt man, sind wandelbar; aber nein, ich bin davon überzeugt, daß Sie keine üble Meinung von uns haben und daß Sie an unsere Beständigkeit glauben."

„Madame," entgegnete Albert, „ich halte die Frau jeder Ergebenheit und jedes edeln Gefühles fähig; und wenn sie fällt, trägt nicht sie die Schuld, sondern der Mann. Die Tugenden sind ihr Eigenthum. Die Laster erben sie von uns."

„Diese Beurtheilung ist parteiisch und entspringt Ihrer Galanterie. Vielleicht ist es auch einfach ein Billigkeitsgefühl, das Bedürfniß, den Ungerechtigkeiten entgegen zu wirken, welche die Männer gegen uns üben. Meine Meinung geht dahin, daß man uns gar nicht beurtheilen kann. Um genau zu wissen, was die Frau sein könnte und was sie hervorbringen kann, müßte man ihr ihre Selbstständigkeit belassen und ihr eine völlige Freiheit der Entwicklung gestatten."

Man sieht, daß Lionel die Vorsicht gebraucht hatte, Lucretia von Allem zu unterrichten, was er das Steckenpferd Alberts nannte.

„Das ist auch mein Gedanke, Madame," entgegnete Albert, „nur haben Sie ihn klarer ausgedrückt, als ich es gethan haben würde. Sie sehen mich in der That ganz bezaubert. So oft ich einer Frau von geistiger Ueberlegenheit begegne, und es gibt deren weit mehr, als man denkt, empfinde ich einen wirklichen Triumph, statt mich verletzt zu fühlen; denn ich kann nichts ungerechter, nichts

roher finden, nichts, was die moralische Schwäche der Männer, die wirkliche Unterordnung ihres Charakters mehr kennzeichnet, als jene eifersüchtigen Spötteleien, mit welchen sie die auf höherer Geistesstufe stehende Frau zu überschütten suchen.

„Ist denn thatsächlich eine Nebenbuhlerschaft zwischen Mann und Frau möglich? Nicht die Frau wird durch diesen Kampf lächerlich, sondern der Mann. Allerdings haben die Frauen nicht das nämliche Geschick für die abstrakten Studien, gelangen sie aber nicht durch die spekulative Erkenntniß ebenfalls zum Verständniß aller Dinge?

„Erheben sie sich nicht weit höher als wir in die Sphären des Ideals! Und haben sie einmal ein Prinzip angenommen, dann verfolgen sie es in allen seinen Konsequenzen. Ich behaupte, daß die Frau viel logischer ist wie wir, insbesondere weit gerechter. Einer jener hochmüthigen Vorkämpfer der männlichen Ueberlegenheit sagte eines Tages zu mir: ‚Hätte eine Frau jemals die Werke Kant's hervorbringen können?‘

„Darauf erwiderte ich ihm: Hätten Sie selbst, obgleich ein Mann, hätten Sie selbst sie hervorbringen können? Das Gehirn Kant's ist eine Ausnahme. Es gibt auch ausnahmsweise hochbegabte Frauen, die kräftiger wie Sie und ich denken können. Aber auch angenommen, daß Sie nie zu einer solchen Gedankenfolgerichtigkeit gelangen, liegt hierin der Beweis einer wirklichen Unterordnung, und wäre die Welt weniger vorangeschritten, wenn Kant diese fast unverständlichen, mindestens sehr bestreitbaren Systeme nicht aufgestellt hätte? Diese liebenswürdigen Geschöpfe besitzen in zu hohem Grade das Gefühl für das Schöne und auch für das Nützliche, als daß sie, was ihre Gegner immerhin auch sagen mögen, ihre Seele mit allem diesem Kauderwälsch besudeln sollten."

Lucretia hatte Albert mit affektirter Hingebung angehört, denn sie wußte, daß diese bewundernde Aufmerksamkeit für einen jungen Mann, der die schriftstellerische Laufbahn betritt, die verführerischste Schmeichelei ist.

Als er zu Ende gekommen war, reichte sie ihm die Hand.

„Welches edle und große Herz Sie besitzen, und wie glücklich

ich mich fühle, Sie zu kennen. Sie stehen erst an der Schwelle des Lebens, ich habe viel studirt, viel gesehen; dessen ungeachtet befinden wir uns auf dem nämlichen Punkte. Fortan bieten mir nur noch zwei Dinge Interesse, die Poesie und das Schicksal der Frauen."

„O, Madame!" entgegnete Albert, welchen diese geschickte Schauspielerin völlig hintergangen hatte, „ich muß Ihnen meinen Irrthum, oder noch besser gesagt, mein Verbrechen beichten. Werden Sie mir verzeihen, Sie verkannt zu haben? Als ich Sie so schön, so gefeiert inmitten einer Welt sah, die . . ."

Er zögerte.

Lucretia stieß einen Seufzer aus.

„Sprechen Sie das Wort aus, mein Herr, ich werde Ihnen nicht böse darüber sein: einer Welt, die noch lasterhafter als frivol ist."

„Wohlan!" nahm Albert wieder auf, „ich hätte nie gedacht, bei Ihnen diesen erhabenen Geist zu treffen. Ich hätte mir auch nicht denken können, daß Sie je Zeit dazu finden würden, über die höchsten Probleme so nachzudenken."

„Wenn Sie wüßten, wie viel ich gelitten habe, bis ich so weit gekommen bin!" sagte Lucretia, indem sie dabei die Augen schloß, gerade als ob sie das Andenken an ihre Leiden habe verscheuchen wollen.

„Sie haben gelitten? Sie leiden noch?" rief Albert thatsächlich bewegt aus.

Lucretia schwieg einen Augenblick. Ihr Gesicht nahm einen unnachahmlichen Ausdruck des Schmerzes an. Sie erblaßte, denn es gibt gewisse Frauen, die erblassen können, so oft sie nur wollen. Plötzlich erhob sie aber ihren Kopf, mit einem Funken von Zorn in den Augen.

„Wie sollte ich auch nicht leiden, in der falschen und demüthigenden Stellung, in welche ich mich versetzt sehe? Ach, die Welt ist sehr hart, sehr ungerecht gegen diese armen Frauen. In dem Alter von sechszehn Jahren mir allein überlassen, schön, unterrichtet, vermögenslos, wie hätte ich da den mich umgebenden Verführungen

widerstehen können? Es genügt ja an einem einzigen Fehler, um eine Frau ins Verderben zu stürzen. Grausame Vorurtheile machen ihr eine Rehabilitirung unmöglich. Allerdings hätte ich mich in meinen eigenen Augen wieder erheben und aus der Schande herausarbeiten können. Ich machte einmal den Versuch. Ich war damals zwanzig Jahre alt. Ich fing an zu denken; ich wollte mich aus diesem Schmutz herausziehen. Ich vertauschte daher ein prachtvolles Appartement mit einem elenden Mansardenzimmerchen. Einen ganzen Winter hindurch kämpfte ich gegen die Kälte, gegen den Hunger, gegen den Widerwillen zur Arbeit; meine Kräfte wurden aber an meinem Vorsatze zum Verräther. Ich wurde krank, und mit meinem Muthe war es vorüber.

„Nach einem ersten Fall wird der Schritt zum Laster so leicht! In dem Alter von zwanzig Jahren sterben, oder was noch fürchterlicher war, den Todeskampf des Elendes noch länger ertragen, dazu fehlte es mir an Kraft. Die, welche uns mit ihrer Verachtung brandmarken, haben sie sich je in einer solchen schrecklichen Alternative befunden? Und angenommen, ich hätte widerstanden, welchen Ersatz hätte mir die Welt dafür geboten? Wer hätte etwas von meinem Heldenmuth erfahren? Wer würde mich ermuthigt haben? Wer würde mir Dank gewußt haben? Nachdem ich sechs Monate gekämpft, nachdem ich meine Gesundheit, meine Schönheit, selbst mein Leben in diesem stündlichen Kampfe aufs Spiel gesetzt, in den Augen welcher Welt hatte ich mich wieder in den vorigen Stand gesetzt? Wenn mein Conciérge ein ehrlicher Mann war, hätte ich mir vielleicht seine Achtung erwerben können, während ich durch die Wiederaufnahme meines frühern Lebens mir in einer anderen Welt eine glänzende Stellung sichern konnte. Da ich mich durch die Tugend und die Arbeit nicht hatte wieder erheben können, so wollte ich mich durch die Liebe, oder doch mindestens durch eine ernstliche Anhänglichkeit wieder emporbringen. Ich hatte das Glück, einem wirklich achtbaren Manne zu begegnen. Es war der Fürst Dorowski. Er liebte mich über Alles. Meine Zuneigung für ihn war mehr eine leidenschaftliche Dankbarkeit als eine wirkliche Liebe. Wir sollten uns vermählen. Leider habe ich ihn durch den Tod

verloren. Ich wollte aus Schmerz darüber ebenfalls sterben, und heute noch frage ich mich, woher ich den Muth genommen habe, weiter zu leben. Seitdem bin ich in dieser zweideutigen Gesellschaft geblieben; denn sie ist die einzige, welche mich zulassen kann. Aber, Gott sei Dank! wenn mein Freund widerkehren würde, könnte ich ihm sagen: Ich bin immer noch würdig, Ihre Frau zu werden."

Sie hörte einen Augenblick auf zu reden, Thränen füllten ihre Augen. Albert achtete ihr Schweigen.

„Aber ich bin in der That wahnsinnig", begann sie wieder mit gezwungenem Lächeln. „Ich weiß nicht, weßhalb ich Ihnen mein Leben und meine geheimsten Leiden anvertraue, obgleich ich Sie kaum kenne. Ohne Zweifel habe ich errathen, daß Sie eine edle Seele und ein hinreichend gefühlvolles Herz besitzen, um mich begreifen und lossprechen zu können. Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, wenn ich Sie auf diese Art langweile."

„Ich sage Ihnen vielmehr Dank dafür, Madame, daß Sie geruhten, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren."

„Sie sind aber auch gar nicht wie die andern Männer; sie interessiren sich nicht für diese armen Frauen, deren Leben vielleicht noch schmerzhafter als das Leben jener ist, welche zum Bagno verurtheilt sind."

„Ich wüßte in der That keine Lage, welche der Nachsicht und des Mitleides würdiger wäre", entgegnete Albert.

„Welch' guter und gerechter Mann Sie sind, auch gefallene Frauen noch zu achten und zu beklagen, während die, welche uns ins Verderben gestürzt, uns beschimpfen und sich über unser Unglück lustig machen. Sie sagen in ihrer Grausamkeit zu uns: ‚Wenn ihr eueres Falls wegen zu leiden habt, warum bleibt ihr denn inmitten dieser Welt, die mit den Füßen auf euch herumtritt? Giebt es denn kein Fleckchen Erde mehr, wo ihr unbekannt und vergessen leben könntet? Ihr seht also wohl, das Laster gefällt euch, es zieht euch an, das Laster ist euer Element. Ihr habt keine Ehre. Ihr zieht es vor, lieber verachtet und beschimpft zu sein, als diesem tollen Leben zu entsagen. Denn was ihr haben müßt, besteht in rauschender, betäubender Freude, in Vergnügungen, welche herab-

würdigen'. Ach! es ist allerdings traurig, es sagen zu müssen: es liegt etwas Wahrheit darin; selbst die verkommenste Frau leidet schmerzlich durch ihre Schande, sie wünscht die Möglichkeit ihrer Umkehr; Alle aber, oder doch der größte Theil unter ihnen lieben dieses schwindelnde Dasein, und können ihm nur dann entsagen, wenn sie das Alter endlich zum Rückzuge zwingt. Das Schrecklichste für diese unglücklichen Opfer des Lasters besteht aber insbesondere darin, daß sie nicht mehr geliebt werden können. Man verlangt nach ihnen, man zahlt ihnen kostbare Kleider und Möbel; aber mit jener Achtung, mit jener Innigkeit geliebt zu werden, wie sie die wahre Liebe gibt, nein, dieses Glück ist ihnen für ewige Zeiten versagt. Und diese, für die Liebe geschaffene Frau, deren Herz rein gewesen, deren Herz vielleicht noch jungfräulich ist, denn es ist denkbar, daß es nie geliebt hat, diese Frau, die trotz ihrer Besudelung das Andenken an die Tugend, die Verehrung für das Schöne bewahrt hat, diese Frau wird nie die reine Trunkenheit, die tiefen und sanften Freuden einer erhabenen Liebe, einer gegenseitig getheilten Liebe kennen lernen. O! es ist schauderhaft! nicht wahr, schauderhaft? und darin, Sie können mir es glauben, besteht unsere grausamste Qual."

Indem Lucretia sich in dieser Weise aussprach, war sie herrlich anzusehen, man hätte sie für begeistert halten können.

Albert hörte ihr bebend zu. Er war zu vertrauensvoll und zu naiv, um in dieser langen und deklamatorischen Rede, in diesem Gemisch von Wahrheit und Lüge den geschickt vorbereiteten Theateraffekt zu erkennen.

Lucretia verbarg ihr Gesicht in den Händen, gerade als ob sie ihren Schmerz verschleiern wollte, aber sie ließ einen kleinen Raum zwischen ihren Fingern, um Albert zu beobachten.

Albert war verwirrt. Er verglich diese Frau unwillkürlich mit Madeleine.

Ohne Zweifel war Madeleine eben so schön. Aber mit ihrer jungfräulichen Tugend hatte sie ihm nie eine so lebhafte Aufregung verursacht; er hatte nie in ihrer Gegenwart jene heiße, heftige Anziehungskraft gefühlt, welche die unreine Liebe ausübt.

„O, Madame,“ sagte er ganz zitternd, „verzweifeln Sie nicht. Sie werden noch ein hinreichend gütiges und zärtliches Herz finden, um Sie loszusprechen, um Sie zu lieben, wie Sie es wünschen, und ich wage es zu sagen, wie Sie es auch verdienen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Prophezeihung,“ sagte sie.

Sie bot ihm ihre Hand dar, welche Albert respektvoll und erröthend küßte.

„Ich bitte Sie inständig darum,“ begann Lucretia abermals, „gewähren Sie mir Ihre Freundschaft. Sie wird mich in meinen Augen erheben. Bin ich von Ihnen unterstützt und ermuntert, dann werde ich gewiß dahin gelangen, mich dieser verdorbenen Gesellschaft ganz zu entziehen. Ach! Ohne Zweifel hat mich eine Ahnung zu Ihnen hingezogen. Vom ersten Tage an, wo ich Sie gesehen habe, erkannte ich in Ihnen meinen Retter, und von jenem Augenblick an richtete ich auch mein ganzes Bestreben darauf, besser zu werden. Ich beschäftige mich nun mit guten Werken. Insbesondere lasse ich mir das Schicksal junger, alleinstehender Arbeiterinnen angelegen sein, welchen es an hinlänglich bezahlter Arbeit fehlt. Auf Nro. 37 in der Rue de Venise wohnt ein junges Mädchen Namens Christina Ferrandès. Ich habe durch Herrn v. Lomas erfahren, daß Sie Antheil an ihr genommen haben. Ich denke, daß ich für Ihre Schutzbefohlene eine Anstellung bei dem Ballet erhalten werde, welches man soeben in den Folies Dramatiques einrichtet. Allerdings bietet das Theater viele Klippen. Aber diese kleine Ferrandès, obgleich auf schlimmem Wege, hat dennoch viel Gutes, und ich hoffe, sie den unheilvollen Rathschlägen ihrer Umgebung entziehen zu können. Was sagen Sie dazu? Habe ich gut daran gethan?“

„Allerdings, Madame,“ erwiderte Albert, welcher sich durch die ihm bewiesene Ehrerbietung etwas verwirrt und sogar geschmeichelt fühlte; „ich begreife Ihren Gedanken: Sie wollen dieses junge Mädchen davon überzeugen, daß auch eine Tänzerin würdig bleiben kann, Sie wollen ihr ferner eine so hohe Meinung von der dramatischen Kunst beibringen, daß sie endlich dahin gelangt, sie zu achten und sie in ihrer Person durch eine gute Aufführung emporzuheben.

Wie sollte ich Ihnen nicht zustimmen? Immerhin glaube ich aber, daß die Privatwohlthätigkeit ohnmächtig ist, für die moralische und materielle Verbesserung des Schicksals der Frauen zu sorgen. Sie müssen sich vielmehr unter einander selbst verbinden, sich vereinigen, um zusammen gegen jene Vorurtheile anzukämpfen, welche sie knechten, und gegen die verschiedenen Ausbeutungen, deren Opfer sie sind. Wenn Sie mir erlauben, Madame, werde ich Ihnen bei einer nächsten Unterredung meine hierauf bezüglichen Gedanken mittheilen. Oder wenn auch nicht gerade meine Gedanken, dennoch jene des Fräulein Borel, ebenfalls einer sehr hervorragenden Frau."

Lucretia ergriff mit Zuvorkommenheit diesen Vorwand, um inständig sich einen neuen Besuch zu erbitten.

XXXI.

Als Albert das parfümirte und etwas düstere Boudoir verlassen hatte, fühlte er sich ganz leicht. Er fuhr mit der Hand über seine brennende Stirne, gerade als wollte er das Fieber verjagen. Er wollte nicht augenblicklich vor Madeleine erscheinen, denn er hielt sich für unwürdig dazu. Was hatte ihm Lucretia denn eingeflößt? Es war ein sonderbares Gefühl. Sie zog ihn an und erschreckte ihn zu gleicher Zeit. Er bewunderte ihren Geist und ihre Schönheit, aber er liebte sie nicht, und dennoch glich die jetzt von ihm empfundene Erregung der Vorstellung, welche er sich von der Liebe gemacht hatte.

Um seine gewöhnliche Ruhe wieder zu erlangen, ging er nach dem Tuilleriengarten und ließ sich dort auf einer vereinsamten Bank nieder. Er blieb in träumerischem Sinnen versunken. Sein Gehirn war durch das Bild Lucretias wie betäubt, sein umschleierter Blick und seine zitternden Lippen bezeugten die tiefe Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte.

‚Das nenne ich mir einmal eine Unschuld!' dachte Frau v. Courcy mit einem halb gerührten, halb spöttischen Lächeln. ‚Armes Kind! Er ist in der That kostbar; neben dem diplomatischen Lomas fehlt es dieser Sanftmuth nicht an Reiz.'

Während sie vor dem Spiegel einige Stellungen und das Mienenspiel wiederholte, welches sie bei diesem Auftritt höherer Schauspielkunst in Anwendung gebracht hatte, wurde Renardet angemeldet.

„Nun, nun! welche Nachrichten? Wie steht es mit den Angelegenheiten Maxime's?"

„Er hat vorgestern vierzigtausend Franken im Bakkarat verloren. Wir müssen sie ihm bis morgen früh beschaffen.“

„Ah! Wir haben also keine Zeit zu verlieren. Die ‚Römer‘ sind hinaufgegangen, ich werde verkaufen. Um 6 Uhr soll er das Geld haben. Ist er sonst mit Ihnen zufrieden?“

„Erst heute früh hat er noch zu mir gesagt: Ach! Herr Renardet, warum sind Sie nicht eine schöne Frau! Ich würde Sie wahrlich küssen.“

„Und Fossette?“

„Ausgezogen.“

„Ausgezogen!“ rief Lucretia erbleichend aus, „um mit Herrn v. Barnolf gemeinschaftlich zu wohnen?“

„Nein, mit ihrem kleinen Hutmacher.“

Eine gehässige Freude blitzte aus den Augen Lucretia's.

„Es ist mir gelungen! Aber ich bin noch nicht ganz gerächt; ich habe mich für einen langen Groll zu entschädigen. Wo wohnt diese Fossette fortan?“

„Sie hat ihre neue Adresse nicht zurückgelassen.“

„Die neue Adresse nicht zurückgelassen?“ rief Lucretia mit Bestürzung aus.

„Wir haben sie aber dennoch. Gorju, der einen ebenso feinen Verstand wie einen dicken Leib hat, hat ihnen, als sie auszogen, einen kleinen Jungen nachgeschickt.“

„Gut! und wie viel hat er von Ihnen dafür verlangt?“

„Zwanzig Franken.“

„Das geht an. Macht er ordentliche Geschäfte, dieser Gorju?“

„Ei ja, er ist zufrieden. Er kann die Aufträge nicht sämmtlich ausführen, welche ihm von allen Seiten zugehen. Die Mode der falschen Chignon's wird ihn zum reichen Mann machen. Und er hat eine gute Lage in diesem Hungertod-Viertel. Er bezahlt für einen Zopf 2, höchstens 3 Franken, und verkauft ihn wieder zu 10, 20, 30, sogar bis zu 50 Franken.“

„Wohlan! wo wohnt Fossette? Es ist noch nicht genug, sie entzweit zu haben, ich will auch noch, daß sie unter Herrn v.

Barnolf's Augen ihm einen Nachfolger aus unserer Welt gibt. Was denken Sie von Maxime?"

„Ich glaube, daß es besser wäre, damit noch zu warten. Diese Fossette ist ein sonderbares Mädchen. Man müßte ihr den Hof machen. Maxime hat in diesem Augenblick aber seinen Kopf und sein Herz zu voll mit Frau Daubré, die ihn durch sentimentale Episteln umbringt, und mit Pouliche, welche die Eifersüchtige und Verzweifelte spielt, um ihn wieder zu ködern. Er würde in diesem Augenblick nicht leicht darauf eingehen, sich noch eine Frau auf den Hals zu laden."

„Gut! wir wollen also noch warten. Die geheimnißvolle Flucht Fossetten's muß die verzweifelte Liebe des Herrn v. Barnolf nicht minder aufreizen. Ich weiß, daß er seit einigen Tagen bei Frau v. Beausire rasend spielt. Jedenfalls sucht er sich durch die Aufregungen des Spiels nur zu zerstreuen."

„Wohlan! und die kleine Blondine, weist sie stets den Herzog noch zurück?"

„Ich kann nicht begreifen, daß Herr v. Lomas dieses Mädchen hat lieben können", sagte Lucretia, „sie ist ja blödsinnig. Ehe sechs Monate vergehen, wird sie im Spital liegen, denn sie hat eine schwächliche Gesundheit. Ueberwacht Gorju auch die schöne Claudine? Sie ist die Schwester eines Mädchens, welches ich hasse, und in einem gegebenen Augenblick könnte es mir doch nützlich sein, zu wissen, was aus ihr geworden ist."

„Es scheint, daß sie abwelkt. Sie ist bleich, sie hat ganz entstellte Züge; man weiß nicht, ob sie einen Geliebten hat."

„Unglücklicherweise wird dieses Mädchen, ehe sechs Monate vergehen, in den Schmutz versinken, ebensogut wie Christina und Fossette, ebensogut wie ...."

Sie zögerte.

„Ebensogut wie jene schöne Erzieherin, von welcher Sie jüngst mit mir sprachen", fuhr sie zu reden fort; „denn es gibt Naturen, die nur für die Armuth geschaffen sind, andere wieder können nur im Luxus und in der Freude leben. Wenn sie der Verblendung des Reichthums nicht zum Opfer fallen, so unterliegen sie der Liebe.

Ich versichere Sie, Renardet, daß ich mich für diese schönen Geschöpfe interessire, und daß ich, abgesehen von meinen eigenen Plänen, sie daran hindern möchte, sich durch einen Liebeshandel niederer Gattung bloszustellen. Ich wünschte Prinzessinnen der Mode aus ihnen zu machen. Sie sehen, ich werde philantropisch."

„Ha, ha, ha!" machte Renardet, „es ist mit der Philantropie wie mit der Moral, man sieht gar mancherlei Gattungen."

„Ei! hören Sie! da fällt mir eben ein kühner Gedanke bei. Soeben hat mir Herr Daubré davon gesprochen, die Frauen gesellschaftlich miteinander zu verbinden. Er hatte Recht. Die Association ist eine sehr mächtige Gewalt, für das Gute wie für das Böse. Denken wir uns zwanzig, fünfzig, hundert, zweihundert schöne Frauen, Geschöpfe, welche den Teufel nicht fürchten, zu Allem bereit sind, intelligente, gut einstudirte Schauspielerinnen, um die Männer zu düpiren und sie zu Grunde zu richten, denken wir sie in dem einen Gedanken vereinigt, im Hasse und der Verachtung Jener, welche sie ins Verderben stürzen, und dann mit den Füßen auf ihnen herumtreten. Stellen Sie sich einmal vor, welche Macht eine solche Gesellschaft in der Künstlerwelt, in der Schriftstellerwelt, in der Politik, in der Finanzwelt erlangen könnte, wenn sie durch einen starken Kopf, etwa durch den meinigen, geleitet würde? Dieser Gedanke scheint mir wichtig genug, um weiter darüber nachzudenken. Jedenfalls rechne ich auf Sie, Renardet, für die Rekrutirung. Die Frauen wissen nicht, was sie Alles vermöchten, wenn sie sich untereinander verstehen wollten. Aber ich begreife auch, daß dieser kleine Daubré ein Utopist ist. Er will das Loos der Frauen verbessern, er will die Welt neu gebären. Was kann man aber mit allem diesen verfaulten, verunstalteten, mit allen diesen moralischen Ungeheuerlichkeiten neu aufbauen. Diese vermoderte Gesellschaft läßt sich nicht mehr heilen, denn es steckt in allen ihren Aterien das Gift das Verderbniß. Es muß geschehen, wie Emil Augier sagt: sie muß crepiren!"

„Ich begreife", sagte Renardet mit seinem spitzigsten Lächeln; „Sie wollen gegen diese Welt zweihundert Teufelinnen mit Rosa-

krallen und Fangzähnen aus Perlen hetzen, um vollends mit ihr aufzuräumen."

„Ja, Sie haben es gesagt: zweihundert Verworfene, zweihundert Teufelinnen; das Leben einer Lorette ist ja die Hölle. Gibt es ein schrecklicheres Handwerk, eines, das mehr Anforderungen stellte, mehr Enttäuschungen, mehr Bekümmerniß und mehr Angst in sich schlöße? Diese Unglücklichen wollten frei sein, sie sind aber nur Sklavinnen und Mägde. So herabgekommen sie aber auch sein mögen, glauben Sie, daß sie die Schmach nicht fühlen? O! ich weiß, sie dürsten nach Rache."

„Ich stehe Ihrer Association zu Diensten, denn ich habe auch ein gut Theil Haß gegen die Menschheit in mir angesammelt; auch ich möchte es erleben, meine Rache zu fühlen."

Lucretia lächelte.

„Inzwischen", begann sie wieder, „überwachen Sie mir Barnolf und Fossette; sie dürfen nicht mehr zusammen kommen."

XXXII.

Acht Tage lang dachte Herr v. Barnolf nur an Fossette. Wird sie wiederkommen? Er war fieberhaft ungeduldig. Zwanzig Mal schlug er den Weg nach der Rue de Venise ein, um ihren Entschluß schneller zu erfahren; jedesmal zögerte er.

‚Sie hat es mir verboten, zu ihr zu kommen', dachte er, ‚mein Besuch könnte ihr mißfallen. Wozu aber dieses Verbot, geschähe es nicht wegen dieses Hutmachers?' Und die Eifersucht schnürte ihm das Herz auf's Neue zu. Am darauffolgenden Donnerstag von neun Uhr an erduldete er abermals alle Qualen ängstlichen Wartens. Sein Magen wies alle Nahrung zurück, sein Mund war ausgetrocknet, seine Hände feucht und eisig.

Er wartete bis drei Uhr.

Er zündete mehrere Cigarren an, zermalmte sie aber nur mit den Zähnen und warf sie ins Feuer. Er zerbrach zwei Stühle. Alsdann griff er nach einem Dolch, und um der Versuchung zu entgehen, welche ihn beschlich, zerbrach er die Klinge desselben am Marmor einer Console. Er griff nun zu einer Pistole, lud sie, und als der Krampf des Zornes vorüber war, setzte er sich, wie ein Verzweifelter nieder, und Thränen der Wuth und der Liebe entströmten seinen Augen.

„Fossette! o meine Fossette!" rief er aus.

Er nahm ihr Bildniß, betrachtete es lange, küßte es mit Entzücken, und einen Augenblick nachher schleuderte er es weit von sich; sogleich aber hob er es voll Andacht wieder auf und legte es an sein Herz.

Wer dieses sein Benehmen mit angesehen hätte, würde über ihn

gelächelt haben, wenn ihn seine glanzlosen Augäpfel, seine aufgeschwollenen Adern und die wilden Bewegungen des ganzen Körpers nicht furchtbar gemacht hätten.

Um halb vier Uhr wartete er nicht mehr. Sein Fieber schien sich zu beruhigen.

„Es ist vorbei!“ sagte er, „ich werde sie in meinem Leben nicht mehr sehen; ich kann mich nicht zweimal einer solchen Qual aussetzen.“

Er klingelte.

„Lassen Sie mein Coupé vorfahren“, sagte er zu dem Kammerdiener.

Er kleidete sich langsam an; man hätte wahrlich glauben können, er warte immer noch.

„Wohin geht der Herr?“ fragte ihn der Diener; „denn wenn Jemand kommen sollte ....“

Herr v. Barnolf dachte an Fossette, welche noch kommen könnte, und von dem Wunsche nach Rache beseelt befahl er: „So sagen Sie, ich sei zu Frau v. Beausire gegangen.“

Er wollte sich in der That auch zu Frau v. Beausire begeben, anstatt aber dem Kutscher zu sagen: ‚Rue de la Madeleine 12‘ rief er ihm ‚Rue de Venise 37‘ zu.

Er warf sich in sein Coupé. Durch alle diese heftigen Beängstigungen erschöpft, schloß er seine Augen, gerade, als habe er neue Kraft für neue Aufregung sammeln wollen, die seiner noch wartete. —

Fossette hatte während dieser Zeit ebenfalls viel gelitten; es schien fast, als fühle sie, obgleich getrennt, alle Qualen des Herrn v. Barnolf mit. Sie kämpfte gegen ihre Güte, die sie zur Verzeihung antrieb, ebenso gegen ihre Liebe, die sie zu ihm hinzog. Obgleich sich ihr Stolz gegen die erlittene Beschimpfung auflehnte, liebte sie ihn doch immer noch und vergegenwärtigte sich immer wieder die Leiden Leopolds.

Sie begann zu nähen, aber die Arbeit fiel ihr aus den Fingern. Sie blieb träumerisch, die Augen starr, wie auf eine Geistererscheinung gerichtet. Sie versuchte endlich zu singen, um sich von

dieser Besessenheit zu befreien; aber ihre Kehle vermochte keinen Ton hervorzubringen.

Sie erhob sich und griff nach ihrem Hut. Es war ihr gerade, als ob sie fortgezogen würde. Sie rief Robiquet herbei.

„Hören Sie, lieber Freund, suchen Sie mich ein wenig zu zerstreuen, und wenn es mir einfallen sollte, auszugehen, suchen Sie mich davon abzuhalten, damit ich keine Thorheit und keine Feigheit begehe."

Sie versuchte es nochmals, ihre Gedanken einem andern Gegenstand zuzuwenden; sie sprach mit Zungengeläufigkeit. Sie lachte auch, aber mit einem so nervösen und schrillen Lachen, daß es wehe that, wenn man es hörte.

Plötzlich warf sie ihre Arbeit hinweg, setzte ihren Hut auf und legte ihren Shawl um; Robiquet suchte sie zurückzuhalten.

„Ich muß gehen! ich muß gehen!" sagte sie fieberhaft, „ich ahne, er stirbt!"

Und sie stürzte hinweg.

Es war 4 Uhr, als sie bei Herrn v. Barnolf anlangte. Seit ungefähr zwanzig Minuten war er ausgegangen.

Als sie erfuhr, daß er nicht zu Hause sei, wurde sie so lebhaft von ihrem Schmerz ergriffen, daß sie auf einen Stuhl niederfiel, und sich nicht mehr halten konnte. Sie befragte den Diener.

„Er ist zu Frau v. Beausire gegangen", erwiderte er.

Sie fühlte einen schneidenden Schmerz in ihrem Herzen, gerade als ob sie ein Dolchstoß durchbohrt hätte.

„Ach, mein Fräulein!" begann der Diener wieder, „er hat lange genug auf Sie gewartet, er war sogar sehr aufgebracht. Das Zimmer befindet sich in einem schönen Zustande, Sie können es glauben!"

Sie verlangte das Zimmer zu sehen.

Sie sah den zerbrochenen Dolch, und auf dem Tische die geladene Pistole, auf dem Boden ihr zerknittertes, zerrissenes Bild.

‚Er ist ein roher Mensch', dachte sie, ‚der mich früher oder später wie mein Bild behandeln würde. Es ist Alles zwischen uns

fertig.' Augenscheinlich liebt er mich auch nicht mehr; dieser Besuch bei Frau v. Beausire liefert den hinreichenden Beweis.'

Zerrissenen Herzens faßte sie ihren Entschluß.

„Ich bitte Sie darum", sagte sie zu dem Diener, „Herr v. Barnolf darf nicht erfahren, daß ich hier gewesen bin. Es würde ihn betrüben und mich ebenfalls."

Er versprach zu schweigen.

Sie ging nun traurig, verzweifelt, nach ihrer Spelunke in der Rue Notre-Dame zurück.

Inzwischen war Herr v. Barnolf in der Rue de Venise angelangt.

Er hatte keine Ahnung von diesem furchtbaren Krebsschaden, Pauperismus genannt, der sich selbst über den Mittelpunkt von Paris ausbreitet. Wäre er minder geistig eingenommen gewesen, er würde vor Abscheu zurückgewichen sein, und Fossette, inmitten dieses schauerlichen Rahmens lebend, würde bei ihm vielleicht mehr Mitleid als Liebe erregt haben; da er aber ganz in seinen Seelenschmerz vertieft war, sah er nichts von seiner Umgebung. Er kletterte die Stufen der Treppe empor, und bemerkte nicht, daß Alles unter ihm erzitterte.

Der Concierge befand sich im ersten Stock. Er hielt ihn an, um ihn zu fragen.

Als er erfuhr, daß Fossette das Haus verlassen habe, ohne ihre neue Adresse zurückzulassen, glaubte er, der Boden müsse sich öffnen und ihn verschlingen.

Er wendete sich maschinenmäßig nach der Treppe, um sich zu entfernen, als sich plötzlich ein Gedanke in ihm regte.

Er fragte, ob das von ihr bewohnt gewesene Zimmer schon wieder vermiethet sei?

„Nein", erwiderte der Eigenthümer des Garni. „Wir bewahren es für sie auf, denn wir hoffen immer noch, sie werde zurückkommen. Sie war hier im Hause bei Jedermann sehr beliebt!"

„Hier, nehmen Sie", sagte Herr v. Barnolf, „ich miethe das Zimmer für eine Stunde." Dabei ließ er ein Geldstück in seine Hände gleiten.

Der Eigenthümer des Hauses führte ihn unter tausend Verbeugungen in die von Fossette bewohnt gewesene Mansarde.

Als der reiche Ungar in den elenden Winkel eintrat, schauderte er zusammen.

„Hier also wohnte sie, irren Sie sich nicht?" fragte er mißtrauisch.

Er konnte in der That kaum glauben, daß dieses heitere und herrliche Mädchen, welches er liebte, inmitten einer solchen Armuth habe leben können.

„Ei, mein Herr, es ist eines unserer schönsten Zimmer", erwiderte der Hauswirth; „sehen Sie hieher, Fräulein Fossette hatte die Sonne; dieses Fenster hier hat ihr viel Kohlen erspart, sie mußte Sonne haben, besonders für ihre Blumen. Sie dürfen mir es glauben, Herr, obgleich Hausbesitzer, bekommen wir die Sonne nie zu sehen, und der Arzt hat uns sogar gesagt, es sei dies der Grund, weßhalb die meisten unserer Kinder vor dem siebenten Lebensjahre sterben. Es scheint, daß die Kinder wie die Blumen sind, sie müssen Sonne haben."

Herr v. Barnolf hörte nicht, er konnte fast nicht glauben, was er sah.

„Aber es waren doch andere Möbel hier?" frug er.

„Ah! mein Herr, Sie dürfen sich nicht einbilden, daß man für acht Franken monatlich Möbel aus Akazien und Pallisander haben kann. Ich gebe zu, daß dieses Zimmerchen im Augenblick etwas zerstört aussieht, als es aber Fräulein Fossette bewohnte, war Alles so niedlich eingerichtet! Sie hatte prachtvolle Blumen, und das trug sehr zur Zierde bei; und sie selbst war so heiter, so lebhaft, so schön! Da hielt man sich nicht damit auf, die Möbel zu betrachten; man hatte genug zu thun, sie zu bewundern, sie anzuhören und mit ihr zu lachen. Sie pflegte eine arme engbrüstige Frau hier im Hause, Mutter Blancheton genannt; die kann sich gar nicht trösten, sie nicht mehr jeden Morgen vorübergehen zu sehen. Erst gestern noch sagte sie zu mir: Es ist vorbei, Herr Grinchu, seitdem Fossette nicht mehr hier ist, kann man in Ihrem Lustschloß nicht mehr wohnen!"

„Schon gut!“ sagte Herr v. Barnolf, „lassen Sie mich nun allein.“

Und er blieb allein.

Er war auf das Tiefste betrübt.

„Armes, wackeres Mädchen!“ sprach er vor sich hin. „Hier also lebte und arbeitete sie; wenn sie mein prächtiges Appartement verließ, kehrte sie in diese kalte Mansarde zurück, und eher als sie ein Geschenk angenommen, das, wie sie sagte, sie herabgewürdigt oder ihrer Freiheit beraubt hätte, zog sie es vor, solch' schauderhaftes Elend zu ertragen.“

Herr v. Barnolf beugte sich vor einem Heldenmuth, den er eine Stunde vorher noch für eine Unmöglichkeit erklärt haben würde.

„Man bewundert jene Helden“, fuhr er fort, „welche in einem begeisterten Augenblick muthige und hervorragende Thaten vollbringen. Ruhm, und sehr oft Reichthum belohnen sie dafür. Was will aber eine muthige That, die nur eine vorübergehende Anstrengung erfordert, gegenüber dieser Willensstärke bedeuten, welche ein armes Mädchen nicht einen Augenblick, nicht einen Tag, sondern ihr ganzes Leben hindurch gegen moralische und physische Schwäche, gegen Kälte und Hunger, gegen den Ekel an der Arbeit und gegen alle Verführungen, welche es umlagern, hier beweisen mußte? Darf man sich darüber wundern, daß die, welche Widerstand leisten, so selten sind?“

Plötzlich aber wurde sein Geist von einem Gedanken erfaßt, welcher seiner Bewunderung ein schnelles Ende machte. Er trocknete die Thränen, welche seine Augen füllten.

Er stieg die Treppe hinab und indem er dem Hausherrn den Schlüssel übergab, fragte er ihn, ohne daß er seiner Frage eine Wichtigkeit beizulegen schien:

„Nicht wahr, der Hutmacher Robiquet wohnt auch bei Ihnen?“

„Nein, mein Herr, er wohnt nicht mehr hier, er ist gleichzeitig mit Fräulein Fossette ausgezogen.“

Herr v. Barnolf kehrte zu seinem Wagen zurück, auf seinen Lippen schwebte ein bitteres, sarkastisches Lächeln.

„Sie wohnte in dieser Spelunke nur deßhalb, um in der Nähe

dieses Arbeiters zu sein. Und ich ließ mich verleiten, ihre Tugend und ihren Muth zu bemitleiden! Wahrlich, es gibt sehr verderbte Frauen!"

Er hielt sich nun für geheilt.

XXXIII.

Inzwischen war ein Ereigniß eingetreten, welches man für noch nicht so nahe bevorstehend gehalten hätte. Es war der Ausbruch des Bürgerkrieges in Amerika. Dieser Krieg traf zugleich die Baumwolleninduſtrie wie die französische Seidenwaaren-Fabrikation, welche ihren größten Export nach den Vereinigten Staaten hatte.

Von einem Tag zum andern hatte Herr Borel mehr als eine Million verloren; umfangreiche wichtige Bestellungen konnten nicht zur Ausführung gelangen.

Sein erster Commis hatte ihm geschrieben:

„Die Nachrichten aus Amerika sind unheilvoll. Das New-Yorker Haus, welches uns 300,000 Franken schuldet, hat sich fallit erklärt. Die Smith aus Washington bitten uns, die Sendung zurückzuhalten, denn sie wären nicht im Stande, sie zu bezahlen. Auch die Stormer in Neu-Orleans, für welche 2000 Stück kleine und große Façonnes auf den Webstühlen sind, haben ihr Comptoir geschlossen. Wenn durch den Krieg die Verbindungen mit Amerika unterbrochen werden, so steht zu befürchten, daß auch die andern Häuser, mit welchen wir arbeiten, ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen werden. Der Lyoner Handel muß sich auf eine furchtbare Krisis gefaßt machen."

Herr Borel reiste augenblicklich nach Lyon ab, und bestimmte, daß ihm seine Familie innerhalb acht Tagen nachfolge.

Natürlicher Weise erlitt das Heirathsprojekt zwischen Beatrix und Lionel hiedurch einen schweren Stoß.

Dieser Krieg änderte auch den Reiseplan des Fräulein Borel. Statt augenblicklich nach Amerika zu gehen, wie sie vorerst beabsichtigt hatte, wollte sie nun während des Sommers den Norden Europa's besuchen, einige Zeit in England verweilen, und erst gegen Ende des Herbstes sich nach dem neuen Festlande einschiffen, vorausgesetzt, daß die Verbindungen möglich blieben.

Herr Daubré hatte seinerseits ebenfalls sehr beunruhigende Nachrichten erhalten. „Auf dem Markte sind die Verkäufe eingestellt", schrieb man ihm. „Es herrscht ein allgemeiner Schrecken. Die Fabrikanten sehen einer Krisis entgegen. Die Bevölkerung lebt in großer Besorgniß. Der Prozeß Gendoux versetzt die Arbeiter in Aufregung. Es sind Drohungen gegen Ihre Fabrik in dem Stadtviertel Saint-Sauveur laut geworden."

Das Haus Daubré ging somit auch schweren Zeiten entgegen. Vor dem Kriege waren alle Anzeichen einer Preisminderung vorhanden. Herr Daubré hatte es daher unterlassen, sich Vorräthe zu verschaffen. Wenn, wie es allen Anschein hatte, der Krieg eine plötzliche Preiserhöhung bringen würde, was sollte er dann mit seinen drei Fabriken beginnen?

Er zeigte sich energisch und befahl die Abreise.

Frau v. Lomas sandte ebenfalls einen langen Brief an ihre Tochter, um ihre Rückkehr zu beschleunigen.

Die Abreise der Familie Daubré traf mit jener der Familie Borel zusammen. Albert hatte jedoch erklärt, er werde seinen Aufenthalt zu Paris noch etwas verlängern. Seit einigen Tagen hatte Madeleine bereits mit Kummer bemerkt, daß er ihr nicht mehr die nämliche Freundschaft bezeigte; nicht, daß er weniger respektvoll und weniger bewundernd gewesen wäre, aber er war in ihrer Gegenwart zerstreut, auch suchte er sie nicht mehr so häufig auf, wie es bisher geschehen war. Entweder schloß er sich in sein Zimmer ein, oder er entfernte sich auf lange Zeit. Auch arbeitete er nicht mehr. Nahm er ein Buch zur Hand, so ließ er

es alsbald wieder sinken, und blickte dann starr und träumerisch vor sich hin.

Madeleine vermuthete, daß er einen geheimen Kummer habe, sie wagte es aber nicht, ihn darüber zu befragen.

Diese Erkältung, welche sie in keinerlei Weise hervorgerufen hatte, beschäftigte sie in schmerzlichster Weise und nahm sie dermaßen in Anspruch, daß sie darüber Maxime völlig vergessen hatte.

Da Herr v. Lomas seine Verheirathung in die Ferne gerückt sah, mußte er ebenfalls nach Lille zurückkehren; Lucretia hatte es auch so befohlen.

Er reiste also ab, ohne Genofeva ein Andenken zu hinterlassen.

Das arme Mädchen hatte die hundert Franken angenommen, welche ihm der Herzog als Darlehen angeboten, konnte aber dem klugen Rathe nicht folgen, welchen er ihr gegeben hatte, da sie in dem Zustand, in welchem sie sich befand, nicht zu ihren Eltern zurückkehren mochte. Sie hätte ihnen dadurch große Schande verursacht.

Sie verließ aber das Haus der Frau Thomassin und schlug den Weg nach der Rue de Venise ein, wo sie ihre guten Freunde, Fossette, Claudine und den guten Robiquet wieder anzutreffen hoffte. Sie fühlte eine große Erleichterung, als sie das Haus verließ, in welchem sie so viel gelitten hatte. Sie zog jener moralisch verderbten Atmosphäre, in welcher sie während vierzehn Tagen gelebt hatte, die verpestete Luft der Rue de Venise vor.

Sie fand nur noch Claudine.

Arme Claudine, auch sie war entmuthigt. Sie hatte einen Brief von Jaclard erhalten, in welchem er ihr seine bevorstehende Ankunft meldete; aber er kam nicht. Sie dachte, er sei wieder in die alte Ausschweifung verfallen. Sie verbrachte die Nächte weinend und in fieberhafter Unruhe, die Ursache seines Schweigens suchend.

Nur dieser Liebe, nur den Ermahnungen ihrer Mutter und jenen ihrer Schwester Madeleine verdankte sie es, bisher rein geblieben zu sein. Wie lange noch konnte aber dieses schöne und

feurige Mädchen die Würde in einer Umgebung bewahren, wo man dieselbe kaum für eine Tugend hielt?

Paris ist für die Tugend der Wald von Bondy, hat ein moderner Schriftsteller gesagt, man fällt das weibliche Geschlecht an allen Straßenecken an.

Claudine hatte sich seit ihrer Ankunft zu Paris in der That nicht auf die Straße wagen können, ohne durch die galanten Aeußerungen der Bummler auf den Trottoirs behelligt zu werden, für die es ein Zeitvertreib ist, den Frauenzimmern auf dem Fuße zu folgen. Keine Frau ist vor ihren Rohheiten sicher, am meisten aber sind die Arbeiterinnen Gegenstand ihrer Verfolgungen. Sie sind so arm! Es gibt so viele Wünsche, welche sie nie befriedigen können; daher werden sie auch eine leichte Beute für jene Herren, die sich Arbeiterinnen-Jäger nennen. Am Vorabende war Claudine bis zur Rue de Venise von einem Herrn in gewissem Alter begleitet worden, welcher sie mit sentimentalen Liebeserklärungen und Anerbietungen aller Art überhäufte, mit dem Dîner zu 40 Sous im Palais Royal angefangen bis zu dem Dîner bei Brébant; von der Alpaka-Robe bis zum indischen Shawle. Als sie an der Thüre angelangt waren, bot er ihr noch ein Mobiliar aus Nußbaumholz, und eine monatliche Rente von 1000 Franken an. Am andern Morgen hatte sie von diesem beharrlichen Verführer einen Brief erhalten mit dem ewigen Refrain, den alle Verführer an dem Ohre der Arbeiterinnen erklingen lassen: „Wenn man so schön ist, arbeitet man nicht; das Schicksal ist ungerecht gegen Sie, die Natur hatte Sie für Sammt und Seide geschaffen, und Sie tragen ein Indienne-Kleidchen. Sie vegetiren in einer Mansarde, statt in einem Palaste zu glänzen. In Ihren Augen liegt mehr als eine Million. Welcher Hals wäre würdiger, einen Schmuck von Perlen und Diamanten zu tragen?"

Der Brief endigte mit dem Anerbieten eines Mobiliars aus Nußbaumholz und einer monatlichen Rente von zweitausend Franken.

Unterschrieben war der Brief: „Renardet."

Wie Wenige würden diesen Brief zerrissen haben, der inmitten

des Elendes den größten Luxus und das herrlichste Vergnügen vorspiegelte.

Warum hatte ihn Claudine seit dem Morgen aufbewahrt? Sie hatte ihn bereits mehrere Mal gelesen, und sagte endlich zu sich selbst:

‚Dieser Mann hat Recht, ich bin schön, ich könnte reich sein. Wenn ich es wollte, würde ich ebenfalls lange Kleider mit Garnirungen tragen; anstatt im Kothe zu Fuß zu gehen, würde ich einen prachtvollen Wagen besitzen. Aber nein, es ist unmöglich; meine Mutter würde mich verfluchen, und Madeleine würde mich nicht mehr sehen wollen. Doch Madeleine vergißt mich. Seit acht Tagen habe ich sie nicht mehr gesehen. Ja, sie kann leicht widerstehen. Sie ist glücklich, aber ich! ... Sie kann mindestens nach Belieben ihren Hunger stillen, sie hat keinen Herzenskummer wie ich, der ihr den Schlaf raubt; sie ist nicht den ganzen Tag über allein, wie ich, ohne irgend eine Zerstreuung, ohne irgend ein Vergnügen. Ach! welche Qual, wenn man die Sonne und diesen schönen blauen Himmel sieht, und fortwährend auf seinem Stuhle sitzen bleiben und Stich für Stich mit seiner Nähnadel machen muß! Sie hörte einen Augenblick auf zu nähen, ihre Brust hob sich, und mit der innersten Erregung stieß sie die halblauten Worte aus: ‚Armand! hast du mich denn ganz vergessen, und willst du nicht endlich kommen?‘

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, aber der Stoff entfiel abermals ihren Händen. Sie erhob sich, ging in ihrem Zimmer umher und reckte ihre Arme aus. Sie fühlte das Bedürfniß zu reden, zu schreien, zu lachen. Sie nahm den Brief Jaclard's zur Hand, küßte ihn, und statt zu lachen, weinte sie.

Dann erfaßte sie der Dämon der Koketterie. Sie las nochmals den Brief ihres zufälligen Liebhabers, sie schloß ihre Augen, und sah sich im Geiste wie jene Frauen geschmückt, welche ihr am Vorabend begegnet waren, und deren Schönheit alle Vorübergehenden zur Umkehr bewogen.

Ferner sah sie die feinen Diners, die Bälle, die Theater. Sie fühlte einen so lebhaften Wunsch, ins Theater zu gehen! Sie sah

ein thätiges, abwechslungsvolles, fröhliches Leben vor sich. Ach! sie konnte bei einem solchen Leben sich wenigstens zerstreuen und nicht mehr an Jaclard denken, wenn Jaclard, wie sie befürchtete, sie vergessen haben sollte.

Die Ankunft Genofeva's riß sie aus diesen Träumen, aus diesen gefährlichen Versuchungen; denn die Einsamkeit und der Kummer haben mehr Frauen ins Verderben gestürzt, als alle galanten Redensarten der Verführer, sogar mehr als alle Einflüsterungen der Koketterie.

„Mein Gott! wie haben Sie sich verändert!" rief Claudine aus, als sie Genofeva eintreten sah. „Sind Sie krank gewesen?"

„Ja, sehr krank!" erwiderte die junge Arbeiterin, indem sie für einen Augenblick die Thränen zurückzuhalten suchte, welche ihre Augen füllten.

„Sie haben also Kummer gehabt," begann Claudine wieder, indem sie ihre Hand zutraulich in jene Genofeva's legte.

Genofeva ließ nun ihren Thränen freien Lauf, und der freundschaftlichen Bitte Claudinen's Gehör schenkend, öffnete sie ihr das Herz, indem sie ihr anvertraute, auf welch' schändliche Weise sie Herr v. Lomas verlassen, und welche Verschwörung man gegen sie angezettelt hatte, um sie ins Verderben zu stürzen.

„Ist das möglich!" rief Madeleinens Schwester bestürzt aus. „Ich hatte wohl schon sagen hören, daß es zu Paris Häuser gibt, wo man unter dem Vorwande der Arbeit arme Arbeiterinnen anlockt, um sie dem Verderben entgegen zu führen. Sie sind in der That sehr muthig, Widerstand geleistet zu haben."

Da sie auch ihrerseits ihr Tugendverdienst geltend machen wollte, zeigte sie ihr den Brief, welchen sie empfangen hatte. Auch sie hatte alle Verführungen von sich gewiesen. Sie vertraute Genofeva ihre Befürchtungen hinsichtlich Jaclards an, und erklärte energisch, daß sie alle jene Männer verabscheue, welche feig, selbstsüchtig, verderbt seien, nur die Lügen anwendeten, um die armen Mädchen zu täuschen, und sie dann wie einen ausgelöschten Cigarrenstummel hinwegwerfen, wenn sie ihnen nicht mehr gefallen.

„Wenn du willst, meine theure Genofeva," fügte sie bei, indem sie sie zum ersten Mal duzte, „dann verlassen wir uns nicht mehr; da wir den nämlichen Schmerz fühlen, können wir auch zusammen davon reden."

Genofeva seufzte.

„Möchte es Gott gefallen, daß ich nicht mehr zu beklagen wäre als du! Ich danke dir für deine Freundschaft; sie thut mir innig wohl, sie rettet mich vor der äußersten Verzweiflung."

Claudine legte die ganze Gluth ihres Herzens in dieses Gefühl und schloß die unglückliche Tochter des Gendoux mit Erregung in ihre Arme. Sie fühlte sich beinahe glücklich. So lange sie allein gewesen, hatte sie ihre Tugend einen Augenblick wanken gefühlt, nun aber, wo sie eine Freundin hatte, um sie zu unterstützen und zu ermuthigen, fühlte sie sich fortan jeder Versuchung gewachsen.

Der Kontrast ihrer Naturen, selbst der Unterschied ihrer Schönheit verbürgten die Dauer dieser schwesterlichen Zuneigung.

Es war ein köstlicher Anblick, diese beiden jungen Mädchen zu sehen, wie sie sich die Hände hielten, sich gegenseitig ihren Kummer anvertrauten, tausend Pläne schmiedeten und abwechslungsweise lachten und weinten.

Genofeva weinte mehr als sie lachte, denn sie hatte ein Geheimniß, sie empfand eine Schande, welche sie Claudine nicht mitzutheilen wagte.

„Warum bist du so traurig, Genofeva?" fragte sie Claudine schmollend. „Sind wir denn einander nicht genug? Wenn du willst, wollen wir beisammen wohnen. Siehst du, hier unter dem Schirmdach läßt sich noch ein Bett aufstellen. Wenn du glaubst, daß es dir nicht behagen könne, werde ich dort schlafen, es gilt mir gleichviel. Wir hatten zu Lyon auch gerade keine großen Bequemlichkeiten. Wenn ich nur Jemand habe, um plaudern zu können, so oft ich niedergeschlagen bin; über alles Andere setze ich mich dann leicht hinweg. Es ist zu furchtbar, wenn man Kummer hat und gezwungen ist, ganz allein zu sein. Wenn wir in einem Zimmer

zusammen leben, ersparen wir nebenbei monatlich zehn Franken; dafür könnten wir uns dann etwas gütlich thun.“

„Diesen Monat noch nicht. Der Hausherr hat mir soeben das Zimmer der Fossette vermiethet. Ach! arme Fossette, warum ist sie auch nicht bei uns?“

„Nein, ich habe dich lieber ganz allein,“ sagte Claudine, deren Augenbrauen sich zusammenzogen; sogar die Freundschaft nahm bei ihr den ausschließlichen Charakter der Leidenschaft an. „Du sollst sehen, wir werden recht glücklich zusammen sein. Wir können beide zusammen täglich fünfzig Sous und bei angestrengter Arbeit auch drei Franken verdienen, und wenn es vortheilhafte Arbeit ist, auch vier Franken. Wir brauchen nicht mehr als die Hälfte für unsere Nahrung. Du siehst also, daß wir uns noch schöne Häubchen und Stiefelchen kaufen können.“

„Ja, wenn ich aber krank werde?“ bemerkte Genofeva, „ich befinde mich gar nicht wohl.“

„O! dann werde ich dich pflegen, du wirst schon sehen,“ entgegnete Claudine, indem sie sie küßte.

„Du bist herzensgut!“ seufzte Genofeva. „Ich möchte nur weniger unglücklich sein, um mich freudigern Herzens an deiner Freundschaft laben zu können.“

Während sie derart mit einander im Gespräch begriffen waren, traten Madeleine und Fräulein Borel herein.

Madeleine kam, um ihrer Schwester Lebewohl zu sagen. Sie hatte gewünscht, daß Fräulein Borel vor ihrer Abreise sie zu Claudine begleite, um derselben Rathschläge zu ertheilen, welche sie in ihrem Alter ihr nicht geben konnte.

Fräulein Borel wollte auch Brisemür besuchen und sich wegen der Grundlagen der cooperativen Gesellschaft zu erkundigen, welche er gründen wollte. Sie wollte sich bei dem Arbeiter über die Erfolge der im Jahre 1848 bereits gemachten einzelnen Versuche Auskunft verschaffen.

Sie glaubte, daß jene durch die politischen Ereignisse damals unterbrochenen Versuche nunmehr, von jedem Sekte- und Parteigeist befreit, mit mehr Reife wieder aufgenommen werden könnten. Diese

auf die Association berechneten Versuche bestanden vornehmlich darin, für den Proletarier einen gegenseitigen Kredit zu schaffen, und den Arbeiter von dem Kapitalisten und den Zwischenleuten zu befreien. Sie ließ es sich daher auch sehr angelegen sein, überall, wo sie keine dieser neuen Organisationen entdeckte, welche nach ihrem Dafürhalten die wirthschaftlichen Verhältnisse umbilden sollten, dieselben in allen Theilen zu prüfen und zu studiren. Ihre persönliche Aufgabe ging dahin, für die Frauen Produktions-Gesellschaften zu gründen, um sie der Ausbeutung durch so zahlreiche Unternehmer und Unternehmerinnen zu entziehen, welche, ohne ein großes Kapital einzusetzen, sich durch den Schweiß der Arbeiterinnen bereicherten.

Claudine war strahlend. Sie stellte Fräulein Borel und Madeleine ihre Freundin vor, und erzählte ihnen den Plan, welchen sie gefaßt hatten, zusammen zu leben und zusammen zu arbeiten.

Genofeva ging aus Diskretion unter dem Vorwande hinweg, ihren Koffer in Ordnung bringen zu wollen.

Fräulein Borel war durch den Heldenmuth dieser beiden jungen Mädchen tief bewegt, sie sagte zu sich selbst:

‚So lange sie Arbeit haben, werden sie allerdings nicht Hungers sterben, tritt aber Arbeitsmangel ein oder schließt das Magazin, welches ihnen Arbeit gibt, was soll dann aus ihnen werden?‘

„Haben Sie auch daran gedacht, mein Kind,“ fragte sie Claudine, „mit was Sie sich beschäftigen könnten, wenn es Ihnen in Ihrer Spezialität an Arbeit fehlen würde?“

„Nein,“ erwiderte Claudine, welche diese Frage ganz überraschte.

Die Sorglosigkeit ist für die meisten Arbeiterinnen sehr kennzeichnend.

Man sollte fast glauben, je prekärer ihre Stellung, desto unvorsichtiger sähen sie in die Zukunft. Von einem andern Gesichtspunkte aus ist es aber vielleicht eine Wohlthat der Natur, und darf man wohl diese armen Mädchen nicht anklagen, weil sie an den so ungewissen nächstfolgenden Tag nicht denken, welchen die Laune eines Arbeitgebers oder eine plötzlich eintretende Mode zum schrecklichsten Elend für sie umgestalten kann!

Fräulein Borel seufzte.

‚Diese Unvorsichtigkeit ist herzzerreißend,‘ dachte sie. ‚Man muß nicht allein die Vertheilung der Ergebnisse der Arbeit umgestalten, sondern der Arbeiterin auch eine vollständigere Erziehung geben und sie die Grundlagen mehrerer Gewerbe kennen lehren.‘

„Hören Sie mich an, mein Kind,“ sagte sie zu Claudine, „ich kehre in zwei Jahren von meiner Reise zurück. Ich hoffe, daß ich Sie noch tugendhaft und als gute Arbeiterin wiederfinden werde; um Ihnen aber dieses zu erleichtern, werde ich auf Ihren Namen ein Sparbüchlein von 500 Franken lösen. Sie werden zu dieser Hilfsquelle erst dann die Zuflucht nehmen, wenn Sie krank werden sollten oder wenn Arbeitsmangel eintritt; nur in diesen beiden Fällen. Ich gebe Ihnen kein Almosen, sondern ich mache Ihnen ein Darlehen; denn wenn Sie die Gewohnheit regelmäßiger Arbeit verlieren würden, könnten Sie dieselbe nur sehr schwer wieder erlangen.“

Schon einige Augenblicke hatte man auf dem Gange reden hören, und Madeleine, welche die Stimme zu erkennen glaubte, fuhr zitternd zusammen und lauschte.

Es wurde an die Thüre gepocht.

Madeleine ging, die Thüre zu öffnen, und sie befand sich der Frau v. Courcy und Albert Daubré gegenüber.

Claudine erkannte die schöne Besucherin, welche vor acht Tagen bereits bei ihr nach Fossette sich erkundigt hatte; daher trat sie auch vor, um sie zu empfangen. Albert war plötzlich todtenbleich geworden, er wagte es nicht, Madeleine anzusehen. Als ihn Madeleine in Begleitung dieser eleganten und noch jungen Frau sah, und als sie seine Verwirrung bemerkte, hatte sie bereits Alles begriffen, sein bisheriges kälteres Wesen, wie seinen plötzlichen Entschluß, in Paris zu bleiben.

Albert war in der That ganz bestürzt. Seine Verlegenheit war nicht allein durch die Anwesenheit Madeleinens verursacht, welcher er am Ende doch weder mit dem Herzen noch mit den Lippen je etwas versprochen hatte. Was sollte er aber thun? Sollte er Madeleine und Fräulein Borel der Allerweltsdame Frau

v. Courcy vorstellen, es wäre dies eine ernste Verletzung der Gesetze der gesitteten Welt gewesen; sie aber nicht vorstellen, dies hieß Lucretia verletzen, welche er für weit unglücklicher als strafbar hielt. Obgleich sie in einer so zweideutigen Gesellschaft lebte, hielt er sie dennoch für eine sehr hervorragende Frau, und in seinem frisch jugendlichen Geiste zog er es daher auch vor, lieber eine unangemessene Handlung als eine Grausamkeit zu begehen. Außerdem waren Madeleine und Fräulein Borel so erhabenen Sinnes, um ihm seine Ungebührlichkeit zu verzeihen.

„Mein Fräulein", sagte er daher, „ich stelle Ihnen Frau v. Courcy vor, welche schon seit geraumer Zeit alle unsere Ansichten theilt und Sie von ganzer Seele bewundert."

Madeleine fühlte gegen Lucretia eine sehr lebhafte Abneigung.

Fräulein Borel besaß eine hervorragende Beobachtungsgabe; mit dem ihr eigenen Takt hatte sie sogleich errathen, daß diese Frau mit ihrem etwas kühnen Auftreten, deren Jugend durch die Anwendung aller Arten von Mittelchen künstlich erhalten war, den jungen Albert Daubré ausbeute.

Sie hielt sich daher, soweit es nur immer möglich war, zurück, obgleich sie eine höfliche und wohlwollende Antwort gab.

Lucretia hatte Albert zu seiner Schutzbefohlenen, der kleinen Ferrandès, geführt, welcher sie das Versprechen einer Anstellung in dem Theater der Folie Dramatiques brachte.

Die Unterhaltung hatte aber kaum begonnen, als ein gellender Schrei aus der benachbarten Mansarde ertönte. Gleich darauf hörte man auch das dumpfe Geräusch eines zu Boden stürzenden Körpers.

„Ach! mein Gott!" rief Claudine aus.

Sie stürzte hinweg. Alle andern Personen folgten ihr eilig nach.

Genofeva lag leblos am Boden. Ein geöffnetes Journal, welches dazu gedient hatte, ein Paket einzuwickeln, lag auf dem Tische. Dieses Journal enthielt das Urtheil, welches Gendoux nach dem alten Gesetze über die Coalitionen zu einem Jahre Gefängniß verurtheilte.

Als Genofeva wieder zur Besinnung kam, war das erste Gesicht, welchem ihre Augen begegneten, jenes der Lucretia. Sie heftete verwunderte, fast irre Blicke auf Frau v. Courcy.

„Nehmet euch in Acht! nehmet euch in Acht!" schrie sie plötzlich, „diese — Frau kommt hieher, um euch in's Verderben zu stürzen!" und sie fiel abermals ohnmächtig nieder.

Homburg, C.

Sklavenleben der Französischen Arbeiterinnen ein socialer Roman

Bd.: 1

Stuttgart 1873